SALMAN RUSHDIE



KNIFE

Gedanken nach
einem Mordversuch



Knife ist Salman Rushdies persönlichstes Werk, dringlich und unerschütterlich ehrlich. Eine lebensbejahende Hymne an die Macht der Literatur, dem Undenkbaren einen Sinn zu geben.

Im August 2022 wird Salman Rushdie während einer Lesung in New York auf offener Bühne mit einem Messer angegriffen und schwer verletzt. Mehr als dreißig Jahre nachdem das iranische Regime wegen seines Romans *Die satanischen Verse* eine Fatwa gegen ihn ausgesprochen hat, holt ihn die Bedrohung ein. Salman Rushdie überlebt den Anschlag und hält seinem Angreifer das schärfste Schwert entgegen: Er verarbeitet diese unvorstellbare Tat, die die ganze Welt in Atem hielt, zu einer Geschichte über Angst, Dankbarkeit und den Kampf für Freiheit und Selbstbestimmung.

Salman Rushdie, 1947 in Bombay geboren, ging mit vierzehn Jahren nach England und studierte später in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman *Mitternachtskinder*, für den er den Booker Prize erhielt, wurde er weltberühmt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2007 schlug ihn Königin Elisabeth II. zum Ritter. 2022 ernannte ihn das deutsche PEN-Zentrum zum Ehrenmitglied. 2023 wurde er mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet.

»Literatur, das ist für Salman Rushdie immer die Möglichkeit gewesen, der Welt, wie sie ist, andere Welt-Möglichkeiten entgegenzuhalten. Die Welt neu zu erfinden.« *DIE ZEIT, Volker Weidermann*

www.penguin-verlag.de

Salman Rushdie

Knife

Gedanken nach einem Mordversuch

Aus dem Englischen
von Bernhard Robben



Die Originalausgabe erschien 2024
unter dem Titel *Knife*
bei Random House, New York.

Umschlaggestaltung: © FAVORITBUERO, München, nach
einem Entwurf von Arsh Raziuddin
Satz und E-Book-Konvertierung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-641-31338-8
V001

www.penguin-verlag.de

Dieses Buch ist jenen Männern und Frauen gewidmet, die mein Leben gerettet haben.

Wir sind nicht länger das, was wir waren,
bevor das Unheil namens gestern eintrat.

Samuel Beckett

TEIL EINS
DER ENGEL DES TODES

1
MESSER

Am 12. August 2022, einem sonnigen Freitagmorgen um Viertel vor elf, wurde ich von einem jungen Mann mit einem Messer angegriffen und beinahe getötet, nachdem ich gerade die Bühne des Amphitheaters in Chautauqua betreten hatte, um darüber zu reden, wie wichtig es ist, sich für die Sicherheit von Schriftstellerinnen und Schriftstellern einzusetzen.

Ich trat zusammen mit Henry Reese auf, der mit seiner Frau Diane Samuels das Pittsburgher Projekt City of Asylum gegründet hatte und dank dieser Stadt des Asyls eine Zuflucht für mehrere Autoren schaffen konnte, deren Leben in ihrem eigenen Land gefährdet war. In der Geschichte, die Henry und ich in Chautauqua erzählen wollten, sollte es um Folgendes gehen: die Gründung sicherer Orte in Amerika für Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus fremden Ländern und meine Beteiligung an den Anfängen dieses Projekts. Unser Auftritt war Teil einer Veranstaltungswoche der Chautauqua Institution zum Thema: »Mehr als nur eine Zuflucht: Amerikas Haus und Heimat, eine Neubestimmung«.

Zu unserem Gespräch ist es nie gekommen. Wie ich schon bald herausfinden sollte, war das Amphitheater an diesem Tag kein sicherer Ort für mich.

Dieser Moment läuft noch immer wie in Zeitlupe vor mir ab. Mein Blick folgt dem Mann, der im Publikum aufspringt, losrennt und rasch näher kommt. Ich beobachte jeden einzelnen Schritt seines ungestümen Laufs, und ich sehe, wie ich mich aufrichte und zu ihm umdrehe. (Ich bleibe ihm zugewandt. Ich habe ihm nie den Rücken zugekehrt. Mein Rücken weist keine Verletzungen auf.) Um mich zu schützen, hebe ich die linke Hand. Er stößt das Messer hinein.

Danach folgen noch viele Stiche – in meinen Nacken, meine Brust, in mein Auge, überallhin. Ich spüre, wie meine Beine nachgeben, und ich falle.

*

Donnerstag, der 11. August, war mein letzter unbeschwerter Abend. Sorglos spazierten Henry, Diane und ich durch die Anlagen der Chautauqua

Institution zu einem angenehmen Abendessen im 2 Ames, einem Restaurant am Rand eines grünen Parks genannt Bestor Plaza. Wir erinnerten uns an die Rede, die ich achtzehn Jahre zuvor in Pittsburgh über meine Rolle bei der Gründung des internationalen Netzwerks Cities of Refuge gehalten hatte. Henry und Diane hatten meine Rede gehört und wurden durch sie inspiriert, auch in Pittsburgh eine Stadt des Asyls zu schaffen. Sie begannen damit, ein kleines Haus zu finanzieren und Huang Xiang zu sponsern, einen chinesischen Dichter, der die Außenmauern seiner neuen Unterkunft unübersehbar mit einem Gedicht in großen weißen chinesischen Lettern bemalte. Nach und nach erweiterten Henry und Diane ihr Projekt, bis es schließlich eine ganze Straße mit Häusern des Asyls gab, den Sampsonia Way im Norden der Stadt. Ich freute mich darauf, in Chautauqua mit ihnen ihren Erfolg feiern zu können.

Dass sich der Mann, der mich töten wollte, bereits auf dem Gelände der Chautauqua Institution befand, konnte ich nicht wissen. Er hatte sich mit einem gefälschten Ausweis Zutritt verschafft, sein Deckname eine Zusammensetzung der Namen einiger bekannter Schia-Islamisten; und bereits während wir zum Abendessen und später zurück zum Gästehaus gingen, in dem wir übernachteten, war er auch da, irgendwo, bereits seit mehreren Nächten, streifte durch die Anlage, schlief im Freien, erkundete den Tatort für den geplanten Angriff, schmiedete Pläne und blieb von Sicherheitspersonal und Überwachungskameras unbemerkt. Wir hätten ihm jederzeit zufällig über den Weg laufen können.

In diesem Bericht will ich seinen Namen nicht nennen. Mein Angreifer, mein Attentäter, der Affenblöde, der Annahmen über mich machte, mit dem ich ein beinahe tödliches Aufeinandertreffen hatte … Ich ertappe mich dabei, dass ich ihn in Gedanken, man möge es mir nachsehen, nur »Arschloch« nenne. Im Rahmen dieses Textes aber soll er schicklicherweise »A.« heißen. Welche Namen ich ihm gebe, wenn ich allein zu Hause bin, geht nur mich etwas an.

Dieser »A.« scheute die Mühe, sich über den Mann zu informieren, den er töten wollte. Seinen eigenen Worten zufolge hatte er kaum zwei Seiten aus meinen Büchern gelesen, sich aber einige Filme auf YouTube über mich angesehen – mehr war nicht nötig. Was die Schlussfolgerung zulässt: Worum auch immer es bei diesem Attentat ging, es ging nicht um *Die satanischen Verse*.

Worum es tatsächlich ging, das versuche ich in diesem Buch

herauszufinden.

*

Am Morgen des 12. August frühstückten wir zeitig mit den Sponsoren der Veranstaltung auf der Außenterrasse des großartigen Institutionshotels Athenaeum. Ich bin kein Freund ausgiebigen Frühstückens und gab mich mit einem Kaffee und einem Croissant zufrieden. Bei mir saß Sony Ton-Aime, der Michael I. Rudell Director of the Literary Arts von Chautauqua. Es folgte ein wenig büchernärrischer Small Talk unter anderem darüber, wie verwerflich oder tugendhaft es sei, Bücher bei Amazon zu bestellen. (Ich gestand, es hin und wieder zu tun.) Dann gingen wir durch die Hotellobby und über einen kleinen Platz zum Backstage-Bereich des Amphitheaters, wo Henry mich seiner neunzigjährigen Mutter vorstellte, die ich sehr nett fand.

Kurz bevor ich die Bühne betrat, wurde mir ein Umschlag mit einem Scheck ausgehändigt – mein Honorar. Ich steckte ihn in die Innentasche meiner Jacke, dann war Showtime. Sony, Henry und ich gingen auf die Bühne.

Das Amphitheater hat viertausend Plätze. Es war nicht ausverkauft, aber doch ziemlich voll. Sony trat auf ein Podium auf der linken Bühnenseite und stellte uns vor. Ich saß auf der rechten Bühnenseite. Das Publikum spendete wohlwollenden Beifall. Ich weiß noch, dass ich eine Hand hob, um mich für den Applaus zu bedanken. Dann sah ich aus dem rechten Augenwinkel – das Letzte, was mein rechtes Auge je sehen würde – aus der rechten Seite des Sitzbereichs einen Mann in Schwarz auf mich zurennen. Schwarze Kleidung, schwarze Maske. Er kam so schnell und geduckt auf mich zu wie ein gedrungenes Geschoss. Ich erhob mich und sah ihn näher kommen. Ich habe nicht versucht fortzulaufen. Ich war wie erstarrt.

Dreiunddreißigeinhalb Jahre waren vergangen seit Ajatollah Ruhollah Chomeinis berüchtigter Todesdrohung gegen mich und all jene, die zur Veröffentlichung der *Satanischen Verse* beitrugen; und ich gestehe, während dieser Jahre habe ich mir manches Mal vorgestellt, wie mein Attentäter sich aus diesem oder jenem Publikum löst und auf ebendiese Weise mir entgegeneilt. Als ich nun die mordlüsterne Gestalt auf mich zustürzen sah, war mein erster Gedanke daher: *Da bist du ja. Du bist es also*. Man sagt, Henry James’ letzte Worte seien gewesen: »So ist es also doch gekommen,

dieses ganz besondere Etwas.« Der Tod kam auch auf mich zu, aber ich fand nichts Besonderes daran. Ich fand ihn nur anachronistisch.

Das war mein zweiter Gedanke: *Warum heute? Echt jetzt? Es ist so lang her. Warum heute? Warum nach all den Jahren?* Die Welt hatte sich doch gewiss weitergedreht, dieses Kapitel war längst abgeschlossen. Was da kam und sich so rasch näherte, war jedoch eine Art Zeitreisender, ein mörderischer Geist aus der Vergangenheit.

An diesem Morgen gab es im Amphitheater keine Security – warum nicht? Keine Keine Ahnung –, er hatte also freie Bahn. Ich stand einfach nur da und starrte ihn an, stand da wie angewurzelt, ein Kaninchendepp im Scheinwerferlicht.

Dann hatte er mich erreicht.

Das Messer habe ich nie gesehen, zumindest kann ich mich nicht daran erinnern. Ich weiß nicht, ob es lang war oder kurz, ein Messer mit breiter Bowieklinge oder schmal wie ein Stilett, gezackt wie ein Brotmesser, ein Krummdolch, das Klappmesser eines Straßenkids oder gar ein ganz gewöhnliches Tranchiermesser aus der Küche seiner Mutter. Es interessiert mich auch nicht. Sie war jedenfalls brauchbar, diese unsichtbare Waffe, und sie tat, was sie tun sollte.

*

Zwei Nächte vor meinem Flug nach Chautauqua habe ich geträumt, ich würde von einem Mann mit einem Speer attackiert, einem Gladiator in einem römischen Amphitheater, wenn auch ohne brüllendes, blutrünstiges Publikum. Ich rollte auf dem Boden hin und her, wich den Stößen des Gladiators aus und schrie. Diesen Traum hatte ich nicht zum ersten Mal. Zweimal zuvor hatte sich mein Traum-Ich bereits so verzweifelt hin und her gewälzt, dass das wahre, schlafende, gleichfalls schreiende Ich den Leib – meinen Leib – aus dem Bett warf und ich schmerzhaft auf dem Schlafzimmerboden landete, wovon ich wach wurde.

Diesmal fiel ich nicht aus dem Bett. Eliza, meine Frau – die Romanautorin, Dichterin und Fotografin Rachel Eliza Griffiths –, weckte mich gerade noch rechtzeitig. Der Traum war so lebendig, so gewalttätig gewesen, dass ich mich zitternd im Bett aufsetzte. Ein Traum wie eine Vorahnung (obwohl Vorahnungen zu dem gehören, woran ich nicht glaube),

schließlich sollte die Veranstaltung in Chautauqua, auf der ich sprechen würde, in einem Amphitheater stattfinden.

»Ich will da nicht hin«, habe ich zu Eliza gesagt. Doch so viele Menschen rechneten mit mir – Henry Reese rechnete mit mir, für die Veranstaltung war seit geraumer Zeit geworben worden, man hatte Eintrittskarten verkauft –, und für mein Erscheinen würde ich gut bezahlt werden. Wie es nun mal so geht, hatten wir einige größere Rechnungen zu begleichen, die Klimaanlage im gesamten Haus war veraltet, drohte zusammenzubrechen und musste erneuert werden, das Geld käme uns also sehr zupass. »Ich sollte wohl besser hinfahren«, sagte ich.

Chautauqua, die Stadt, ist nach dem See Chautauqua benannt, an dessen Ufer sie liegt. »Chautauqua« ist ein Wort der Erie-Sprache, die vom Volk der Erie gesprochen wurde, Volk und Sprache aber gibt es nicht mehr, die Bedeutung des Wortes ist daher unklar. Es könnte »zwei Mokassins« heißen oder »ein in der Mitte geschnürter Beutel«, ebenso gut aber auch etwas völlig anderes. Vielleicht beschreibt dieses Wort die Kontur des Sees, vielleicht aber auch nicht. Es gehört zu dem, was verloren ging in der Vergangenheit, dort, wo wir alle enden, die meisten von uns vergessen.

1974 stieß ich zum ersten Mal auf dieses Wort, etwa zu jener Zeit also, da ich die Arbeit an meinem ersten Roman beendete. Ich las es in dem Kultbuch jenes Jahres, in Robert M. Pirsigs *Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten*. Über das Buch weiß ich kaum noch etwas – ich habe weder für Motorräder noch für Zen-Buddhismus viel übrig –, aber ich erinnere mich, dass mir dieses seltsame Wort gefiel und auch das Besondere der »Chautauquas«, jener Treffen, bei denen Ideen in einer Atmosphäre der Toleranz, Offenheit und Freiheit diskutiert wurden. Von der Stadt am See breitete sich die Chautauqua-Bewegung über das ganze Land aus, und Theodore Roosevelt nannte sie »das Amerikanischste in Amerika«.

Ich war schon mal in Chautauqua aufgetreten, fast genau zwölf Jahre zuvor, im August 2010. Ich erinnerte mich noch gut an die behagliche, abgeschiedene Atmosphäre der Chautauqua Institution, an die ordentlichen, sauberen, baumgesäumten Straßen rund um das Amphitheater. (Zu meiner Überraschung erwartete mich allerdings ein anderes Amphitheater, das alte war 2017 abgerissen und neu aufgebaut worden.) Innerhalb der Mauern der Institution versammelten sich silberhaarige, weltoffene Menschen zu einer idyllischen Gemeinschaft, lebten in komfortablen Holzhäusern und fanden es unnötig, abends die Türen zu verschließen. Dort Tage zu verbringen, fühlte

sich an wie ein Schritt zurück in der Zeit, in eine frühere, unschuldigere Welt, wie es sie vielleicht nur in Träumen gab.

An jenem letzten unbeschwerten Abend des 11. August stand ich vorm Gästehaus und schaute hoch zum Vollmond, der hinab auf den See leuchtete. Allein, von der Nacht umhüllt, nur der Mond und ich. In meinem Roman *Victory City* behaupten die ersten Könige des südindischen Reiches Bisnaga, vom Mondgott abzustammen, sie beanspruchen also die »lunare Erbfolge« für sich, der auch Gott Krishna angehört oder der mächtige, Achilles nicht unähnliche Krieger Arjuna aus dem *Mahabharata*. Mir gefiel der Gedanke, dass keine schlichten Erdlinge in einem seltsamerweise nach dem griechischen Sonnengott Apollo benannten Schiff zum Mond flogen, sondern dass die Götter des Mondes vom Trabanten auf die Erde herabgestiegen waren. So stand ich eine Weile im Mondlicht, hing Mondgedanken nach und dachte auch an jene apokryphe Geschichte, laut der Neil Armstrong, als er den Mond betrat, »Genießen Sie es, Mr. Gorsky« gemurmelt haben soll, da er als Junge in Ohio gehört hatte, wie seine Nachbarn, die Gorskys, sich stritten, weil Mr. G unbedingt einen Blowjob wollte. »Den bekommst du erst, wenn der Junge von nebenan auf dem Mond spazieren geht«, hatte Mrs. Gorsky erwidert. Leider ist die Geschichte nicht wahr, aber meine Freundin Allegra Huston hat darüber das Drehbuch zu einem lustigen Film geschrieben.

Und ich dachte an »Die Entfernung des Mondes« in Italo Calvinos *Cosmicomics*, eine Geschichte über eine Zeit, in der unser Mond der Erde viel näher als heute war und Liebespärchen für ein romantisches Stelldichein zu ihm hinaufhüpfen konnten.

Und ich dachte an Tex Averys Zeichentrickfilm *Billy Boy* über eine kleine Ziege, die den Mond gefressen hat.

Auf derart frei assoziierende Weise funktioniert mein Verstand.

Schließlich musste ich auch an Georges Méliès’ vierzehnminütigen Film *Le Voyage dans la Lune* denken, diesen frühen Kinoklassiker aus dem Jahre 1902 über die ersten Menschen auf dem Mond, die mit einer ungeheuer langen Kanone in einer kugelförmigen Kapsel hinaufgeschossen werden und Zylinder, Gehröcke sowie Regenschirme tragen. Das folgende Bild zeigt die wohl berühmteste Aufnahme aus diesem Film – die Landung auf dem Mond:



Als mir dieses Bild vom Raumschiff durch den Sinn ging, das den Mond im rechten Auge verletzt, konnte ich nicht ahnen, was am nächsten Morgen mit meinem rechten Auge passieren würde.

Ich denke zurück an diesen glücklichen Mann, der sich da an jenem Donnerstagabend im sommerlichen Mondlicht badete. Er ist glücklich, weil sich ihm ein schöner Anblick bietet und weil er verliebt ist und weil er mit seinem jüngsten Roman fertig ist – gerade hat er ihm den letzten Schliff gegeben, hat die Fahnen Korrektur gelesen –, und die ersten Leser sind begeistert. Sein Leben fühlt sich gut an. Wir aber wissen, was er nicht weiß. Wir wissen, dieser glückliche Mann am See schwebt in Lebensgefahr. Doch davon ahnt er nichts, was unsere Angst um ihn nur umso größer macht.

Dieses literarische Stilmittel nennt man epische Vorausdeutung. Eines der berühmtesten Beispiele ist der Beginn von *Hundert Jahre Einsamkeit*: »Viele Jahre später, vor dem Erschießungskommando […]« Wenn wir Leserinnen und Leser wissen, was die literarischen Figuren nicht wissen können, möchten wir sie warnen: *Lauf, Anne Frank, morgen werden sie dein Versteck entdecken*. Während ich an diesen letzten sorgenfreien Abend zurückdenke, fällt der Schatten der Zukunft über meine Erinnerungen, aber ich kann mich nicht warnen. Dafür ist es zu spät. Ich kann nur noch die Geschichte erzählen.

Hier ist ein Mann, allein im Dunkeln, nicht ahnend, wie nah die Gefahr

ist.

Hier ist ein Mann, der früh zu Bett geht. Am nächsten Morgen wird sich sein Leben ändern. Davon weiß er nichts, der arme Unschuldige. Er schläft.

Und während er schläft, stürzt die Zukunft auf ihn ein.

Seltsamerweise ist es jedoch die Vergangenheit, die zurückkehrt, meine eigene Vergangenheit, die auf mich einstürzt, kein Traumgladiator, sondern ein maskierter Mann mit einem Messer, der einen drei Jahrzehnte alten Mordaufruf ausführen will. Im Tod gehören wir alle dem Gestern, sind wir auf immer in der Vergangenheitsform gefangen. Das war der Käfig, in den mich das Messer zwingen wollte.

Nicht die Zukunft. Die wiederkehrende Vergangenheit, die mich in der Zeit zurückversetzen wollte.

*

Warum habe ich nicht gekämpft? Warum bin ich nicht weggelaufen? Ich stand einfach nur da wie eine Piñata und ließ ihn auf mich einstechen. Bin ich denn so schwach, dass ich nicht den geringsten Versuch unternehmen konnte, mich zu wehren? War ich so fatalistisch, dass ich mich einfach meinem Mörder ergab?

Warum habe ich nicht reagiert? Andere, Familie und Freunde, haben versucht, diese Frage für mich zu beantworten. »Du warst fünfundsiebzig, als es passierte, er vierundzwanzig. Du hattest keine Chance.« »Vielleicht bist du in Schockstarre gefallen, noch ehe er dich erreicht hat.« Und immer wieder: »Wo zum Teufel war die Security?«

Ich weiß nicht, was ich darüber denke oder wie ich darauf antworten soll. An manchen Tagen ist es mir peinlich, und ich schäme mich sogar, weil ich mich nicht gewehrt habe. An anderen Tagen ermahne ich mich, nicht dumm zu sein: Was hätte ich denn tun sollen?

Folgendes habe ich mir zu meiner Tatenlosigkeit zusammengereimt: Für die Opfer von Gewalt gerät das Verständnis von Realität ins Wanken. Kinder gehen zur Schule, Gläubige in eine Synagoge, Käufer in einen Supermarkt, ein Mann betritt die Bühne eines Amphitheaters; sie alle bewegen sich gewissermaßen in einem stabilen Weltbild. Eine Schule ist ein Ort der Bildung, eine Synagoge ein Ort der Andacht, ein Supermarkt ein Ort zum Einkaufen, eine Bühne ein Ort zum Auftreten. Das ist der Rahmen, in dem

sie sich selbst sehen.

Gewalt zerschlägt dieses Bild. Plötzlich kennt man die Regeln nicht mehr – weiß nicht, was man sagen, wie man sich benehmen, welche Wahl man treffen soll. Man erkennt die äußere Gestalt der Dinge nicht länger. Die Wirklichkeit löst sich auf und wird durch Unverständliches ersetzt. Furcht, Panik und Lähmung verdrängen das rationale Denken. »Klar denken« wird unmöglich, denn wer mit Gewalt konfrontiert wird, weiß nicht mehr, was »klar denken« heißen soll. Man reagiert – wir reagieren – verunsichert, gar gestört. Unser Verstand versteht nicht, wie er noch funktionieren kann.

An jenem schönen Morgen in jener wunderbaren Umgebung rannte die Gewalt auf mich zu, und meine Realität zerfiel. Es wird vielleicht nicht sonderlich überraschen, dass ich in den wenigen Sekunden, die mir blieben, nicht wusste, was ich tun sollte.

*

Während der ersten Tage nach dem Attentat, als ich in meinem Krankenhausbett lag und diverse Teile meines Körpers durch Metallklammern zusammengehalten wurden, verkündete ich jedem, der bereit war, mir zuzuhören, voller Stolz: »Ich habe in keinem Moment mein Bewusstsein verloren; ich kann mich an alles erinnern.« Heute weiß ich, dass das nicht stimmt. Richtig ist, dass ich meine Umgebung verschwommen wahrnahm und nicht völlig bewusstlos wurde, doch es stimmt nicht, dass meine Beobachtungsgabe normal funktioniert hätte, nicht einmal ansatzweise. Die Gewissheit meiner Behauptung rührte vermutlich von den Schmerzmitteln her, die ich damals bekam – Fentanyl, Morphium, was auch immer. Das Folgende ist daher eine Collage, Bruchstücke meiner Erinnerung, ergänzt um die Aussagen einiger Augenzeugen sowie um einige Auszüge aus den Nachrichten.

Ich erhielt einen heftigen Schlag gegen den Kiefer, und ich weiß noch, dass ich dachte: *Er hat ihn gebrochen. Mir werden alle Zähne ausfallen*.

Dann dachte ich, der Kerl kann wirklich zuschlagen. (Später erfuhr ich, dass er Boxunterricht genommen hatte.) Heute weiß ich, dass er außerdem ein Messer in der Faust hielt. Blut lief mir über den Hals. Und während ich fiel, spürte ich, dass etwas auf mein Hemd spritzte.

Eine Reihe von Dingen passierte gleich darauf sehr schnell, und ich bin

mir über die genaue Abfolge im Unklaren. Da war die tiefe Stichwunde in meiner linken Hand, die sämtliche Sehnen und die meisten Nerven durchtrennt hatte. Und es gab mindestens zwei weitere Messerhiebe in meinen Nacken – einer quer über den Hals, eher rechts, eine weitere Schnittwunde vor allem oben im Gesicht, gleichfalls rechts. Blicke ich heute auf meine Brust, sehe ich in der Mitte von oben nach unten eine Reihe von Wunden, zwei Einstiche auf der unteren rechten Seite sowie einen Schnitt im oberen rechten Schenkel. Außerdem ist da noch eine Wunde links am Mund und auch eine am Haaransatz.

Und da war der Messerstich ins Auge. Der brutalste Hieb, eine tiefe Wunde. Die Klinge durchtrennte den optischen Nerv, was bedeutete, dass man die Sehfähigkeit nicht retten konnte. Das Auge war verloren.

Er stach wie verrückt um sich, stach und schlitzte; das Messer hieb auf mich ein, als besäße es ein Eigenleben, und ich fiel nach hinten, fort vom Angreifer, prallte heftig mit der linken Schulter auf den Boden.

*

Einige in der Menge – die ihr Bild von der Welt nicht aufgeben und nicht sehen wollten, was wirklich geschah – glaubten, der Angriff sei inszeniert, eine Performance, die unterstreichen sollte, wie wichtig das Thema Sicherheit für Schriftstellerinnen und Schriftsteller ist, über das wir reden wollten.

Selbst Henry Reese in seinem Sessel neben mir brauchte einen Moment, um seine Realitätswahrnehmung anzupassen. Dann aber sah er, dass der Mann förmlich an mir klebte, und er sah mein Blut.

Was dann geschah, war reines Heldentum.

Henry behauptet, er habe »instinktiv« gehandelt, aber da bin ich mir nicht so sicher. Henry war wie ich über siebzig, A. vierundzwanzig und auf Mord aus. Henry hastete über die Bühne zu ihm und packte ihn. Meiner Meinung nach wäre eine bessere Beschreibung: *Er handelte entsprechend seiner besten Charaktereigenschaft*. Mit anderen Worten: im Einklang mit seiner Persönlichkeit. Sein Mut ist eine Konsequenz dessen, wer er ist.

Und dann handelten auch Leute aus dem Publikum entsprechend ihrer besten Charaktereigenschaft. Ich weiß nicht genau, wie viele Leute auf die Bühne stürmten, um zu helfen, aber von meiner Lage auf dem Boden war ich mir eines Gedränges von Menschen bewusst, die sich abmühten, den

mordlüsternen Mann zu bändigen, obwohl er jung war, stark, ein blutiges Messer in der Hand hielt und nicht leicht zu bändigen war. Wären Henry und das Publikum nicht gewesen, würde ich heute nicht hier sitzen und diese Worte schreiben.

Ich habe ihre Gesichter nicht gesehen und kenne ihre Namen nicht, aber sie sind die Ersten, die mein Leben retteten. Und so begegnete mir an jenem Morgen in Chautauqua nahezu gleichzeitig das Schlimmste und das Beste am Menschen. So aber sind wir als Spezies: In uns steckt die Möglichkeit, nahezu grundlos einen alten Fremden zu ermorden – jene Fähigkeit in Shakespeares Jago, die Coleridge »unmotivierte Bösartigkeit« nannte –, in uns findet sich aber auch das Gegenmittel zu dieser Krankheit – Mut, Selbstlosigkeit und die Bereitschaft, das eigene Leben zu riskieren, um einem alten, am Boden liegenden Fremden zu helfen.

Soweit mir bekannt ist, tauchte irgendwann ein Gesetzeshüter auf und nahm den Attentäter in Gewahrsam. Davon habe ich aber nichts mitbekommen. Ich hatte andere Sorgen.

*

Eine Pistole kann aus der Distanz abgefeuert werden. Eine Kugel kann über eine weite Strecke fliegen, um eine tödliche Brücke zwischen Mörder und Ermordetem zu schlagen.

Ein Schuss ist eine Aktion aus der Ferne, ein Angriff mit dem Messer, einer Nahkampfwaffe, etwas geradezu Intimes; und die Verbrechen, die mit einem Messer begangen werden, sind Resultat intimer Begegnungen. *Hier bin ich, du Dreckskerl*, flüstert das Messer seinem Opfer zu. *Ich habe auf dich gewartet. Siehst du mich? Ich bin gleich vor deinen Augen, versenke meine Attentäterschärfe in deinen Hals. Spürst du’s? Hier, noch ein bisschen mehr und noch ein bisschen. Ich bin bei dir. Direkt vor dir.*

Laut Nachrichtenmeldungen griff mich A. siebenundzwanzig Sekunden lang an. In siebenundzwanzig Sekunden könnte man – sofern religiös gesinnt – das Vaterunser aufsagen. Oder man könnte, hat man es nicht so mit der Religion, laut ein Sonett von Shakespeare lesen, vielleicht jenes über den Sommertag, eines meiner Lieblingssonette, Nummer 130: »Die liebsten Augen sind mir kein Gestirn **1** .« Vierzehn Zeilen jambische Pentameter, Oktett und Sextett: So lang waren wir zusammen in diesem einen intimen

Moment, den wir je miteinander hatten und haben sollten. Die Intimität von Fremden. Eine Formulierung, mit der ich manchmal jenes freudige Geschehen beschrieb, zu dem es beim Akt des Lesens kommt, dieser glücklichen Vereinigung der Innenleben von Autor und Leser.

An unserer Vereinigung aber war nichts glücklich. Nun, für A. war sie es vielleicht. Schließlich hatte er sein Opfer gefunden, die Klinge drang in den Leib seines Opfers ein, wieder und wieder, und er hatte jeden Grund, anzunehmen, mit seinem Bemühen erfolgreich zu sein, auf der Bühne der Geschichte zu stehen und jener zu sein, der die alte Bedrohung in die Tat umsetzte.

Ja, ich glaube, er könnte in diesem Moment unserer Intimität wirklich glücklich gewesen sein.

Dann aber wurde er von mir abgezogen und festgehalten, seine siebenundzwanzig Sekunden Ruhm waren vorbei. Und er war wieder ein Niemand.

*

Ich erinnere mich, dass ich auf dem Boden lag und sah, wie sich mein Blut in einer Lache um mich herum ausbreitete. *Das ist eine Menge Blut,* dachte ich. Und dann: *Ich sterbe*. Ich fand mich nicht dramatisch, fühlte mich auch nicht besonders schrecklich. Es war eben nur durchaus möglich. Ja, es war sogar sehr wahrscheinlich.

Es kommt selten vor, dass jemand eine Nahtoderfahrung beschreiben kann. Gleich zu Anfang möchte ich jedoch festhalten, was *nicht* passiert ist. Es gab nichts Übernatürliches, keinen »Lichttunnel«, kein Gefühl, als würde ich meinen Körper verlassen. Im Gegenteil, ich habe mich selten so fest mit meinem Körper verbunden gefühlt. Mein Körper starb, und er nahm mich mit. Das war eine enorm physische Erfahrung. Als ich mich später außer Lebensgefahr befand, habe ich mich gefragt, wer oder was dieses »mich« denn sein sollte, dieses »Ich«, dieses Selbst, das in meinem Körper steckte, aber nicht der Körper war, dieses Wesen, das Gilbert Ryle einmal den »Geist in der Maschine« nannte. Ich habe nie an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, und meine Erfahrung in Chautauqua scheint das zu bestätigen. Dieses »mich«, wer oder was es auch immer sein mochte, befand sich jedenfalls am Rand des Todes, zusammen mit dem Körper, in dem es

enthalten war. Früher habe ich manchmal halb im Scherz gesagt, unsere Empfindung eines unkörperlichen »mich« oder »ich« könnte bedeuten, dass wir eine *sterbliche* Seele besitzen, eine Wesenheit oder ein Bewusstsein, das zusammen mit unserer physischen Existenz endet. Heute denke ich, dass es vielleicht doch nicht nur ein Scherz war.

Nichts von dem dachte ich, als ich auf dem Boden lag. Vielmehr ging mir durch den Kopf, und dieser Gedanke war schwer zu ertragen, dass ich unter Fremden starb, weit fort von den Menschen, die ich liebte. Mehr als alles andere fühlte ich eine tiefe Einsamkeit. Ich würde Eliza nie wiedersehen. Ich würde meine Söhne nie wiedersehen oder meine Schwester und deren Töchter.

Irgendwer sollte ihnen Bescheid geben, wollte ich sagen. Ich habe keine Ahnung, ob mich jemand gehört oder verstanden hat. Meine Stimme klang wie weit entfernt, heiser, stockend, vernuschelt, ungenau.

Ich sah wie durch einen Spiegel. Undeutlich hörte ich Geräusche. Es gab jede Menge Lärm. Und ich war mir bewusst, dass sich eine Gruppe von Menschen über mich beugte, die alle zugleich schrien. Eine gezackte Menschenkuppel, die meine liegende Gestalt umschloss. Eine Servierglocke, um es mit einem Wort aus der Küche zu sagen. Als sei ich der Hauptgang auf einem Teller – blutig serviert, *saignant* – und man hielt mich warm, hielt mich gleichsam unterm Deckel.

Ich muss über Schmerzen reden, denn was den Schmerz betrifft, unterscheiden sich meine Erinnerungen deutlich von denen der Menschen um mich herum, zu denen mindestens zwei Ärzte aus dem Publikum gehörten. Einige aus dieser Gruppe hatten Journalisten erzählt, ich hätte *vor Schmerz geschrien*, hätte immer wieder gefragt: *Was ist mit meiner Hand? Warum tut die so weh?* In meiner Erinnerung gibt es eigenartigerweise kaum Schmerz. Vielleicht wurde die Fähigkeit meines Geistes, Qualen wahrzunehmen, durch Schock und Verwirrung außer Kraft gesetzt. Ich weiß es nicht. Es ist, als wäre die Verbindung zwischen meinem »äußeren«, immer noch schreienden In-der-Welt-Sein, von meinem »in mir drinnen«-Selbst abgekoppelt gewesen, jenem Selbst, das sich, wie ich heute glaube, fast im Delirium befand.

Murder rückwärts gelesen ergibt Red Rum – Red Rum hieß das Pferd, das dreimal den Grand-National-Hindernislauf gewann – 1973, 1974 und 1977. Es war eher wahlloser Unsinn wie dieser, der mir durch den Kopf ging. Einiges von dem aber, was hoch über mir gesagt wurde, habe ich doch gehört.

»Schneiden Sie den Anzug auf, damit wir die Wunden sehen können«, schrie irgendwer.

Oh, dachte ich, *doch nicht meinen schönen Ralph-Lauren-Anzug*.

Dann war da eine Schere – vielleicht auch ein Messer, ich weiß es wirklich nicht –, und man befreite mich von meiner Kleidung; es gab da das ein oder andere, um das man sich dringend kümmern musste. Aber es gab auch das ein oder andere, das ich unbedingt zu sagen hatte.

»In der Tasche sind meine Kreditkarten«, murmelte ich, ohne zu wissen, ob mir jemand zuhörte. »Und in der anderen Tasche ist der Hausschlüssel.«

Ich hörte eine Stimme sagen: *Ist jetzt nicht wichtig*.

Dann eine zweite Stimme: *Natürlich ist das wichtig! Wissen Sie nicht, wer das ist?*

Ich lag wohl im Sterben, also war es vielleicht wirklich nicht wichtig. Ich würde meinen Hausschlüssel und meine Kreditkarten bestimmt nicht mehr brauchen.

Wenn ich aber jetzt daran zurückdenke, wie ich mit brüchiger Stimme auf diesen Dingen beharrte, auf Dingen meines alltäglichen Lebens, glaube ich, dass ein Teil von mir – irgendetwas, das tief in mir kämpfte – schlicht nicht daran dachte, zu sterben, und durchaus vorhatte, Schlüssel und Karten künftig wieder zu gebrauchen, in einer Zukunft, auf der etwas in mir mit aller Kraft bestand.

Lebe!, flüsterte es in mir. *Lebe!*

*

Nur um es hier festzuhalten: ich habe alles zurückbekommen – die Karten, den Schlüssel, meine Uhr, ein bisschen Kleingeld. Alles. Nichts wurde gestohlen. Den Scheck, der in meiner Innentasche steckte, bekam ich nicht zurück. Er war mit Blut befleckt, und die Polizei behielt ihn als Beweismittel. Aus demselben Grund behielt man auch meine Schuhe. (Man hat mich gefragt, warum es mich so überraschte, dass nichts abhandenkam. Warum sollte irgendwer in einem so schrecklichen Moment etwas stehlen wollen? Ich fürchte, ich bin von der menschlichen Natur enttäuschter als jene, die diese Fragen stellten, aber ich bin froh, dass mein Misstrauen sich als grundlos erwies.)

*

Ein Daumen drückte sich in meinen Nacken. Für mich fühlte es sich wie ein großer Daumen an. Er drückte auf die größte Wunde und verhinderte, dass ich zu viel Blut verlor. Der Besitzer des Daumens stellte sich jedem vor, der ihm zuhören wollte. Er sei, sagte er, ein pensionierter Feuerwehrmann und heiße Mark Perez. Vielleicht auch Matt Perez. Er ist der Nächste in der Reihe der vielen Menschen, die mein Leben gerettet haben. In dem Moment aber dachte ich an ihn nicht als an einen pensionierten Feuerwehrmann. Für mich war er der Daumen.

Irgendwer – vermutlich ein Arzt – sagte: *Legt die Beine hoch. Wir müssen dafür sorgen, dass das Blut zu seinem Herzen strömt*. Dann waren da Arme, die meine Beine anhoben. Ich lag auf dem Boden, der Anzug aufgeschnitten, und meine Beine wedelten in der Luft. Ich fürchte, ich war wie König Lear »nicht recht bei Sinnen«, war aber doch so bei Verstand, dass ich mich … genierte.

In den nächsten Monaten sollten noch viele solcher körperlicher Demütigungen folgen. Ist man ernsthaft verletzt, gibt es für den Körper keine Privatsphäre mehr, man verliert die Autonomie über das körperliche Selbst, über das Gefährt, in dem man segelt. Man lässt es zu, weil man keine Wahl hat. Man gibt das Kommando übers Schiff ab, um nicht unterzugehen. Anderen wird gestattet, nach Belieben mit dem eigenen Körper umzuspringen – hier anstupsen, dort drainieren, injizieren, nähen, die Nacktheit inspizieren – weil man leben will.

*

Ich wurde auf eine Trage gehoben, die man wiederum auf eine Transportliege hob. Dann schob man mich rasch aus dem Backstage-Bereich ins Freie zu einem wartenden Hubschrauber. Während dieser ganzen Prozedur blieb der Daumen, genannt Matt oder Mark Perez, an Ort und Stelle, drückte auf die Wunde in meinem Nacken. Vorm Helikopter aber mussten Daumen und ich uns trennen.

Wie viel wiegen Sie?

Ich begann das Bewusstsein zu verlieren, aber ich verstand die an mich gerichtete Frage. Selbst in meiner fürchterlichen Verfassung war mir die

Antwort peinlich. In den letzten Jahren war mein Gewicht geradezu explodiert, und ich wusste, ich sollte zwanzig oder dreißig Kilo abnehmen, nur war das eine Menge, und ich hatte mir keine besondere Mühe gegeben. Jetzt also musste ich für jeden in Hörweite die beschämende Zahl bekannt geben.

Ich schaffte es, einzelne Silben auszustoßen. *Eins. Zwei. Null*.

Die Maschine war ein kleiner türloser weißer Hummelhubschrauber mit gelb-schwarzen Streifen und striktem Maximalgewicht. An Bord gab es keinen Platz für den Daumen namens Mark oder Matt Perez. Ein zweiter Daumen – oder irgendwas in der Art – rückte an seine Stelle. Ich nahm nichts mehr deutlich wahr.

Wir sind geflogen. Daran kann ich mich erinnern. Ich spürte die Luft unter uns, die Bewegung, die hektische Aktivität um mich herum. Die Landung war so sanft, dass ich nichts davon mitbekam. Der Eindruck rennender Menschen. Ich nehme an, mir wurde eine Betäubungsmaske über Mund und Nase gestülpt. Und danach … nichts mehr.

*

Vier Tage später veröffentlichte die Chautauqua Institution ein Statement, aus dem ich im Folgenden zitiere: »Es wird am Institut künftig eine erheblich verstärkte Präsenz der Strafverfolgungsbehörden geben. Darüber hinaus werden umfangreiche Sicherheitsprotokolle aktiviert, von denen die Besucher und Bewohner größtenteils aber nichts mitbekommen werden. Das Institut arbeitet mit unseren professionellen Sicherheitsberatern und mehreren Strafverfolgungsbehörden an zusätzlichen Sicherheitsverbesserungen und an Verbesserungen der Risikobewältigung.« (Zehn Monate später, am 15. Juni 2023, wurden die versprochenen neuen Sicherheitsmaßnahmen der Presse vorgestellt.)

Schaden macht klug, könnte man da denken, *nur leider zu spät*.

Doch wie dem aufmerksamen Leser kaum entgangen sein dürfte, habe ich überlebt. In Machado de Assis’ wundervollem brasilianischem Roman *Die nachträglichen Memoiren des Bras Cubas* bekennt der titelgebende Held, dass er seine Geschichte von jenseits des Grabes erzählt. Wie, das erklärt er nicht, und ich habe diesen Trick nie gelernt.

Da ich also noch lebe – wozu noch so vieles mehr zu sagen wäre –, gebe

ich gern der Vorliebe meines Verstandes zur freien Assoziation nach.

Messer. Messer in meinen Lieblingsfilmen, in Polanskis *Das Messer im Wasser*, einer Fabel über Gewalt und Untreue. Messer in Lieblingsbüchern, Philip Pullmans »magisches Messer«, das Öffnungen zwischen Welten schneiden kann und seinem Besitzer gestattet, zwischen verschiedenen Realitäten zu reisen. Und natürlich das Fleischermesser, mit dem Kafkas Protagonist in *Der Prozess* auf der letzten Seite ermordet wird. »›Wie ein Hund!‹, sagte er, es war, als sollte die Scham ihn überleben.«

Und noch zwei eher persönliche Messer.

Das erste: Nachdem ich 1968 in Cambridge meinen Abschluss gemacht hatte, fuhr ich zu meinen Eltern nach Karatschi, um in Pakistan darüber nachzudenken, was ich mit meinem Leben anfangen wollte. Damals brachte das relativ neue städtische Fernsehen jeden Abend eine englischsprachige Sendung, meist eine neue Folge von *Columbo* oder Ähnliches. Aslam Azhar, jener Gentleman, der damals Karachi TV leitete, war ein Freund meiner Tante Baji (Begum Amina Majeed Malik, die ältere Schwester meiner Mutter und eine angesehene Pädagogin). Sie verschaffte mir einen Termin bei ihm, und ich unterbreitete ihm einen Vorschlag. Wenn er schon jeden Abend eine kleine englischsprachige Sendung bringe, sagte ich, warum dann nicht gelegentlich eigenes Material statt der ständigen Wiederholungen von *Hawaii Fünf-Null*? Ich schlug eine Inszenierung von Edward Albees Einakter *Die Zoogeschichte* vor. »Mit fünfzig Minuten«, sagte ich, »so lang wie *Columbo*, passt also exakt in den Sendeplatz. Nur zwei auftretende Personen und als Set nichts Teureres als eine Parkbank. Es wäre also auch billig.« Ich konnte ihn überzeugen, begann mit der Produktion und trat selbst auch im Stück auf. Es war erbärmlich schlechtes Theater und hat zum Glück nicht überdauert.

Auf dem Höhepunkt des Stücks musste sich meine Figur in ein Messer stürzen, das vom Mitspieler gehalten wurde. Das Messer, das man mir gegeben hatte, war keine Requisite. Die Klinge ließ sich nicht im Griff versenken. Es war ein echtes, kompromissloses Messer mit einer scharfen, fünfzehn Zentimeter langen Klinge. »Was soll ich denn damit?«, habe ich den Requisitenmeister gefragt.

»Schauspielern«, lautete seine Antwort.

Das zweite: Vor zwanzig Jahren wurde jener Roman, der zu *Shalimar der Narr* werden sollte, aus einem einzigen Bild geboren, das ich einfach nicht aus dem Kopf bekommen konnte, das Bild eines auf dem Boden liegenden Toten, über den sich der zweite Mann, sein Attentäter, mit einem blutigen

Messer beugt. Mehr hatte ich zu Anfang nicht, nur die blutige Tat. Erst später verstand ich, wer diese beiden Männer waren und welche Geschichte sie miteinander verband. Denke ich heute daran zurück, erschüttert es mich. Normalerweise halte ich meine Bücher nicht gerade für Prophezeiungen. Schließlich hatte ich in meinem Leben schon mancherlei Ärger mit Propheten, und Prophet wäre kein Job, für den ich mich bewerben würde. Im Rückblick auf den Ursprung dieses Romans aber fällt es mir schwer, in diesem Bild nicht zumindest eine leise Vorahnung zu sehen. Gelegentlich funktioniert die Fantasie auf eine Weise, die selbst der fantasierende Geist nicht vollends begreifen kann.

Und dann der erste Satz aus *Die satanischen Verse*: »Um wiedergeboren zu werden«, sang Gibril Farishta, während er vom Himmel stürzte, »musst du zuerst sterben.«

*

Als *Die satanischen Verse* 1988 veröffentlicht wurden, war ich einundvierzig Jahre alt. Es war mein fünftes Buch. Am 12. August 2022 war ich fünfundsiebzig Jahre alt und freute mich auf die Veröffentlichung von *Victory City*, meinem zweiundzwanzigsten Buch. Mehr als drei Viertel meines Lebens als Schriftsteller sind vergangen, seit – wie ich mich gern ausdrückte – die Exkremente zu dampfen begannen. Wer heute neugierig auf mein Werk ist, hat eine viel größere Auswahl als damals, und ich rate Interessierten oft, vielleicht nicht mit *dem,* sondern mit einem anderen Buch anzufangen.

Viele Jahre lang habe ich mich verpflichtet gefühlt, den Text *jenes* Romans und auch den Charakter seines Autors zu verteidigen. In gewissen literarischen Kreisen gehörte es zum guten Ton, dieses Buch unlesbar zu nennen, ein Buch, bei dem man unmöglich über die Seite 15 hinausgelangen könne. In jenem Milieu sprach man sogar vom »15-Seiten-Klub«. Ein über die sogenannte Rushdie-Affäre verfasstes Theaterstück namens *Iranische Nächte* wurde am Royal Court Theatre in London aufgeführt, und wie ein Refrain kam darin die Zeile vor: »ein Buch, das man einfach nicht lesen kann«. Es war mir ein Anliegen, mich für den Text einzusetzen. Darüber hinaus unterstützten viele nichtmuslimische Prominente meine Angreifer und erklärten, was für ein schlechter Mensch ich sei, so John Berger, Germaine

Greer, Präsident Jimmy Carter, Roald Dahl, aber auch diverse Parteigranden der britischen Tories. Kommentatoren wie der Journalist Richard Littlejohn und der Historiker Hugh Trevor-Roper erklärten, sie hätten nichts dagegen, wenn man einen Angriff auf mich verübte. (Trevor-Roper habe ich überlebt, und ich nehme an, Littlejohn ist jetzt zufrieden, wo immer er auch sein mag.)

Ich spüre nicht länger das geringste Verlangen, den Roman oder mich selbst zu verteidigen. Mit den Essays »In gutem Glauben« und »Ist gar nichts heilig?« sowie in meinem autobiografischen Buch *Joseph Anton* habe ich alles gesagt, was es dazu zu sagen gibt. Darüber hinaus soll es mir genügen, wenn man mich nach den Büchern beurteilt, die ich geschrieben, und nach dem Leben, das ich geführt habe. Eines aber will ich ganz offen sagen: Ich bin stolz auf mein Werk, zu dem nicht zuletzt *Die satanischen Verse* gehören. Falls jemand Reue oder Gewissensbisse erwartet, kann er gleich an dieser Stelle aufhören zu lesen. Meine Romane stehen für sich selbst. Zu den Vorteilen der verstreichenden Zeit gehört, dass es jetzt viele jüngere Leserinnen und Leser gibt, die *Die satanischen Verse* ganz unbefangen als einen schlichten alten Roman und nicht als ein gleichsam theologisches heißes Eisen in die Hände nehmen können. Manche von ihnen werden ihn mögen, andere nicht, aber das ist das gewöhnliche Schicksal eines jeden Buches.

Korrektur: Die rein literarische Annäherung an *dieses* Buch wurde mit jenem Tag im August wieder unmöglich gemacht. Und es gehört zu den ärgerlichen Aspekten dessen, was mir in Chautauqua widerfuhr, dass *dieses* Buch zumindest für eine Weile, vielleicht auch für immer, zurück ins Narrativ des Skandals gezerrt wurde.

Was mich betrifft, so habe ich allerdings nicht vor, erneut in diesem Narrativ zu leben.

1 Aus: Die Sonette des William Shakespeare. Nachgedichtet v. Karl Bernhard. Frankfurt a. M. 1989.

2
ELIZA

In meiner Essaysammlung *Sprachen der Wahrheit* schrieb ich etwas über die Hintergründe, die zur Geburt des PEN America World Voices Festival führten. Um mich hier nicht zu wiederholen, will ich nur erinnern: Wenn Norman Mailer damals, 1986, nicht Präsident des PEN gewesen wäre – wenn er nicht jede Menge Geld aufgetrieben und eine beeindruckende Auswahl der größten Schriftstellerinnen und Schriftsteller der Welt nach New York zu diesem legendären Kongress eingeladen hätte, auf dem Günter Grass und Saul Bellow sich wegen der Armut in der South Bronx angifteten und John Updike die kleinen blauen Briefkästen Amerikas als Metapher für Freiheit beschrieb und seine Betulichkeit einen nicht unbeträchtlichen Teil des Publikums verärgerte, wenn Cynthia Ozick nicht dem österreichischen Ex-Kanzler Bruno Kreisky (selbst Jude) Antisemitismus vorgeworfen hätte, weil er sich mit Jassir Arafat traf, und Grace Paley nicht sauer auf Norman gewesen wäre, weil auf den Podien so wenige Frauen saßen, und wenn Nadine Gordimer und Susan Sontag ihr nicht widersprochen hätten mit dem Argument »Die Literatur ist kein Arbeitgeber, der Chancengleichheit bietet« – und wenn ich nicht der ehrfurchtsvoll staunende Neuling in dieser Menge gewesen wäre, wenn es jene wilden Tage im Essex House Hotel am Central Park South nicht gegeben hätten, dann wäre mir vierzig Jahre später vermutlich nie in den Sinn gekommen, ein internationales Literaturfestival in einer Stadt zu gründen, in der es Festivals für alles gab, nur eben nicht für Literatur. Und wenn ich dieses Festival nicht mit der Hilfe von Mike Roberts und Esther Allen und vielen weiteren Mitgliedern des PEN aufgezogen hätte und wenn es nicht dieses erfolgreiche, alljährliche Äquivalent zum *Feld der Träume* im Baseball (»Wenn ihr es baut, werden sie kommen«) geworden wäre … dann hätten Eliza und ich uns vermutlich niemals kennengelernt. Aber all das ist passiert, und so traf ich sie, 2017, an einem Tag im Mai, im grünen Zimmer der Cooper Union kurz vor der Eröffnung des Festivals. Vielleicht ist all das ja auch nur passiert, damit wir uns kennenlernen *konnten*. Und wenn das stimmt, dann muss ich gestehen, verdanken wir Norman Mailer unser Glück.

Im ersten Jahrzehnt war ich der Leiter dieses Festivals, dann übergab ich

den Staffelstab in die kompetenten Hände von Colm Tóibín. 2017 bestand meine einzige Pflicht als Mitbegründer darin, das Festival zu eröffnen und den ersten Redner auf die Bühne zu bitten: den großartigen syrischen Dichter Adonis (Ali Ahmed Esber). Er würde auf Arabisch lesen, und eine englische Übersetzung der Gedichte sollte von der mir gänzlich unbekannten afroamerikanischen Dichterin Rachel Eliza Griffiths vorgetragen werden. Ich begrüßte Adonis (auf Französisch, er spricht kein Englisch) und wurde dafür mit einem überwältigenden Lächeln von der Frau neben ihm belohnt, die mir die Hand gab und sich als »Eliza« vorstellte.

Leser: Dieses Lächeln konnte man unmöglich ignorieren.

Sie sagte, sie ziehe es vor, mit ihrem zweiten Vornamen angeredet zu werden, da ihre Mutter sie stets so genannt habe. Wie es der Zufall wollte, nennt man mich auch bei meinem zweiten Vornamen. Niemand ruft mich »Ahmed«, meine Mutter ausgenommen, und dann auch nur, wenn sie sich über mich ärgert und mich bei meinen beiden Vornamen nennt: »Ahmed Salman, komm sofort her!« Mit den Jahren habe ich mir eine Reihe berühmter Zweit-Vornamen-Nutzer gemerkt: James Paul McCartney, Francis Scott Fitzgerald, Robyn Rihanna Fenty, F. Murray Abraham, Lafayette Ron Hubbard, Joseph Rudyard Kipling, Edward Morgan Forster, Keith Rupert Murdoch, Thomas Sean Connery, Rachel Meghan Markle. Manchmal (zu oft vielleicht) gab ich diese Liste auf Partys zum Besten, aber irgendwas in Elizas Lächeln ermahnte mich, diesen Weg diesmal lieber nicht einzuschlagen.

Gib nicht an, ermahnte ich mich selbst.

Ein weiser Rat.

Noch ein Nachtrag zum Thema Namen. Ich sollte bald herausfinden, dass ihr Vater und alle übrigen Familienmitglieder wie auch fast all ihre alten Freunde sie Rachel nannten. Doch sie hatte mich gebeten, sie Eliza zu nennen, und das tat ich auch und tue es weiterhin. Nach dem Tod ihrer Mutter 2014, einem seismischen Ereignis in Elizas Leben und die Inspiration zu ihrem fünften Gedichtband *Seeing the Body*, wollte sie daran festhalten, wie ihre Mutter sie genannt hatte. Und für die ist sie stets »Eliza« gewesen. So hatte ihre Mutter sie meist gerufen, und das war, wer sie sein und wer sie werden wollte.

Im Fall Rachel gegen Eliza steht es heute etwa fünfzig zu fünfzig, doch wie es aussieht, wird »Eliza« wohl das Rennen machen.

Keinem von uns beiden gingen an jenem Abend im grünen Zimmer

romantische Gedanken durch den Kopf. Ihr nicht, das weiß ich, und was mich betrifft, so war ich seit fast fünfzehn Jahren geschieden, und es waren gut anderthalb Jahre vergangen, seit ich zuletzt mit jemandem zusammen gewesen war. Kurz zuvor hatte ich mich mit meiner Schwester Sameen unterhalten – ein Jahr jünger als ich, ihrer Ansicht nach aber meine »*viel* jüngere Schwester« –, und wir hatten beide angenommen, dass die romantischen Kapitel in unserem Leben abgeschlossen waren. Woran wir beide nichts auszusetzen hatten, wie wir uns versicherten. Ich selbst führte ein gutes Leben, hatte zwei wunderbare Söhne, Arbeit, die ich liebte, gute Freunde, ein schönes Zuhause und genügend Geld. Die schlimme alte Zeit lag weit zurück. Und ich liebte New York. Nichts an diesem Bild war falsch. Es fehlte auch nichts. In dieser Landschaft fehlte nichts, ich benötigte keine weitere Person – eine Gefährtin, eine Geliebte –, um sie zu vervollständigen. Ich hatte mehr als genug.

Ich war also wirklich nicht auf Liebe aus. Ich suchte sogar ganz entschieden nicht danach. Dann aber überfiel sie mich hinterrücks, verpasste mir einen Klaps auf die Ohren, und ich war machtlos, konnte nicht widerstehen.

Wie der Mandalorian der Liebe sagen würde: *Das ist der Weg*.

*

Als das Publikum nach der World-Voices-Veranstaltung unter dem Blick der Statue von Peter Cooper den Cooper Square betrat, fand eine Kerzenmahnwache für Black Lives Matter statt. Uns schien der Geist des jungen Trayvon Martin zu umgeben, dessen Ermordung durch George Zimmermann – sowie dessen nachfolgender beschämender Freispruch – jene Bewegung inspiriert hatte, aus der BLM hervorgehen sollte. Eliza und ich schlossen uns der Menge an und hielten gemeinsam eine Kerze. Ich bat jemanden, auf meinem iPhone ein Foto von uns beiden zu machen, obwohl eigentlich nichts weiter passierte – oder, genauer gesagt, weil scheinbar nichts weiter passierte. Eine Weile haben wir die Kerze gehalten, dann ist jeder wieder seiner Wege gegangen.

Auf dem Dach des Bowery Standard Hotel, nur wenige Schritte entfernt von der Copper Union, fand die PEN-Abschlussparty statt. Ich war mit Marlon James und Colum McCann auf einen Drink in der Parterre-Bar des

Hotels verabredet und dachte: *Ich sollte lieber ins Bett gehen*. Sie aber wollten noch zur Party und überredeten mich, doch mitzukommen, wenigstens kurz. Nach einigem Herumgedruckse willigte ich ein.

Es gibt solche Momente, die ein ganzes Leben verändern. Mindestens so sehr wie unsere Entscheidungen prägen unser Schicksal der Zufall oder andere Gedankenhülsen wie *karma*, *qismat* oder Bestimmung.

Eliza war der erste Mensch, den ich auf der Party sah, und danach habe ich niemanden mehr wahrgenommen. Was immer auch im grünen Zimmer und bei der Mahnwache angeblich nicht passiert war, war hinter unserem Rücken offenbar doch passiert. Mühelos begannen wir ein Gespräch, in dem wir nur ein klein wenig miteinander flirteten.

Die Party fand im Innenbereich und auf der Terrasse statt, beides durch eine deckenhohe Glasschiebetür voneinander getrennt. Es war ein warmer, heller Abend, also schlug ich vor, nach draußen zu gehen, um auf die Lichter der Stadt hinabzuschauen. Sie lief vor mir. Ich folgte ihr, doch war mir etwas Wichtiges entgangen – nämlich, dass nur eine Hälfte der Schiebetür, durch die Eliza gerade trat, offen stand, die andere aber geschlossen war. Völlig gefangen von der Gegenwart dieser wunderbaren, schönen Frau, die ich gerade erst kennengelernt hatte, ging ich neben ihr her, ohne auf meine Umgebung zu achten, lief in der Annahme, die Tür sei offen, mit voller Wucht gegen die Glasscheibe und fiel zu Boden. Das war so dämlich, so uncool. Es gibt eine Geschichte von P. G. Wodehouse mit dem Titel »The Heart of a Goof«, was man mit *Dämlicher geht's nicht* übersetzen könnte und einen prima Titel für diese Episode abgäbe.

Alles drehte sich. »Werde bloß nicht ohnmächtig«, herrschte ich mich wortlos an. »Jetzt werde verdammt noch mal nicht ohnmächtig.«

Meine Brille war kaputt, und ich hatte mich am Nasenrücken verletzt, Blut lief mir übers Gesicht. Eliza eilte an meine Seite und tupfte mir das Blut von der Nase. Leute beugten sich über mich, und ich hörte Stimmen, die laut riefen, ich sei gestürzt. Ein ziemliches Tohuwabohu. Aber ich bin nicht ohnmächtig geworden. Mit einem bisschen Hilfe kam ich wieder auf die Beine, fühlte mich nur ziemlich mitgenommen und sagte, dass ich ein Taxi nehmen und nach Hause fahren sollte.

Eliza fuhr im Fahrstuhl mit mir nach unten. Da stand ein Taxi. Ich stieg ein.

Eliza auch.

»Und seitdem«, sage ich oft, wenn wir diese Geschichte unseren

Freunden erzählen, »sind wir zusammen.«
Ich sage ebenso oft: »Sie hat mich einfach umgehauen.«
Außerdem finde ich, es ist ein schönes Beispiel für das, was man im Zusammenhang mit den romantischen Komödien Hollywoods meint, wenn es heißt, man habe sich »Knall auf Fall« verliebt.

*

Es ist offensichtlich, hätte es meinen heftigen Zusammenprall mit der Glasschiebetür nicht gegeben, wäre Eliza nicht zu mir ins Taxi gestiegen. (In diesem Punkt gibt sie mir völlig recht.) Sie hat mich begleitet, weil sie sich Sorgen um mich machte und sichergehen wollte, dass mit mir alles in Ordnung war.
Wir fuhren in meine Wohnung und unterhielten uns. Wir haben bis vier Uhr früh geredet. Irgendwann sagte sie, sie sei froh, dass wir jetzt Freunde sein könnten. Ich erwiderte: »Freunde habe ich genug. Zwischen uns, das ist was anderes.«
Das machte Eindruck. *Oh*, dachte sie, *er hat genügend Freunde*. Das freute sie.
Als die Sonne aufging, fuhr sie nach Hause, nach Brooklyn. Kaum war sie fort, schrieb ich an mich selbst: »Ich glaube, ich habe mich in Eliza verliebt. Ich hoffe, das ist real.«

*

Heute kommt es mir vor, als weise diese wie einer romantischen Komödie entnommene Szene merkwürdige Ähnlichkeiten mit dem Attentat auf: die zerbrochene Brille, das Blut (viel weniger Blut, aber dennoch Blut), der Sturz, meine Benommenheit, Leute, die sich über mich beugen. Wie eine Art seltsame Vorahnung; der große Unterschied aber ist der, dass Erstere eine glückliche Szene war. Dabei ging es um Liebe.
Einer der bedeutsamsten Wege, auf denen ich verstehen lerne, was mir passiert ist, auf denen ich das Wesen dessen begreife, was ich erzählen will, führt zu dem Schluss, dass dies eine Geschichte ist, in der auf Hass – das Messer als eine Metapher für den Hass – mit Liebe geantwortet und durch sie schließlich überwunden wird. Vielleicht ist die Schiebetür eine Analogie für

den *coup de foudre*, den Paukenschlag. Eine Metapher für die Liebe.

*

Es hat mich schon immer gereizt, über Glück zu schreiben, nicht zuletzt, weil es so außerordentlich schwierig ist. Dem französischen Schriftsteller Henry de Montherlant wird der berühmte Satz nachgesagt: »*Le bonheur écrit à l'encre blanche sur des pages blanches*.« Glück schreibt mit weißer Tinte auf weißes Papier. Mit anderen Worten: Man kann es auf dem Papier nicht sichtbar machen. Beschriebenes Glück bleibt unsichtbar. Wenn das keine Herausforderung ist, dachte ich. Und ich liebe Herausforderungen. Also begann ich eine Geschichte mit dem Titel: »Weiße Tinte auf weißem Papier«. Ihr Held heißt Henry, eine Hommage an Montherlant, aber auch an Henry in John Berrymans *The Dream Songs*. Ich wollte, dass mein Henry an Glück leidet, wie andere Menschen an unheilbaren Krankheiten oder an Dummheit leiden. Ich erinnerte mich an Voltaires *Candide*, weshalb ich Henry nach Art von Candide glauben lassen wollte, dass er in der besten aller möglichen Welten lebt. Und ich dachte, wenn er so glücklich ist, kann er unmöglich eine Person of Color sein. Er muss weiß sein.

Ich schrieb folgenden ersten Absatz: »Henry White war weiß und glücklich. Und lange Zeit war nichts weiter über ihn zu sagen. Um ihn herum waren Menschen, über deren Unglück es sich zu reden lohnte, Henry aber war zufrieden und folglich kaum wahrnehmbar. Niemand wusste etwas mit ihm anzufangen. Seit dem Tag seiner Geburt war er weiß und glücklich, bloß sah er sich selbst nicht als weißen Menschen, da Weiß die Farbe jener war, die es nicht für wichtig hielten, über ihre Farbe nachzudenken; darüber mussten nur andere Menschen nachdenken, jene, die nicht allein Menschen waren. Glücklich sein war Henrys Natur, die Natur eines Menschen, dessen Glück nie sabotiert worden war und der sich berechtigt fand, nach dem Glück zu streben, wie es ihm ja die Unabhängigkeitserklärung schon lange vor seiner Geburt zugesichert hatte. Unweit vom Briefkasten in seiner kleinen Landstraße in Neuengland, nur ein kurzes Stück vom Haus des Zahnarztes entfernt, in dessen Vorgarten das weiße Schild stand, auf dem »Zahnparadies« prangte, hatte er ein eigenes Holzschild mit *Happy Home* angebracht.« (Anmerkung: Auch meine Tante Baji wohnte vor über einer Million Jahre in einem Happy Home genannten Haus in der Deepchand Ojha

Road in Karatschi, Pakistan.)

An dieser Stelle hörte ich auf. Ich musste aber noch oft an Henry denken. An Berrymans Henry so sehr wie an meinen.

Einst war ich glücklich,
ganz oben in einem Ahornbaum,
und ich sang,

sagt uns Berryman in seinem ersten »Dream Song«. Und später gibt es auch einen Indien-Henry:

Und Henry war glücklich & und außer sich vor Aufregung,
außer sich vor lauter Möglichkeiten;
salāmte die Stunden eines halb blinden Morgens,
und die regennassen Leprakranken salāmten zurück

In meiner *Candide*-Geschichte wollte ich Henry Schreckliches antun: Ich wollte, dass seine Eltern starben, dass er all seine Habe verlor, dass seine schöne Cunégonde ihn verließ, Syphilis bekam und ihr die Zähne ausfielen. Ich wollte ihn im Erdbeben von Lissabon fast umkommen lassen; ich wollte, dass die Leprakranken ihn ausraubten und über seine Not lachten. Ich wollte ihn herausprügeln aus dieser Rüstung, die ihm das Weißsein verlieh, wollte ihn mit nichtweißen Augen auf die Welt blicken, ihn zu Henry Nonwhite werden lassen. Falls er nach all dem immer noch glücklich war und zufrieden seinen Garten pflegte, dann war sein Glück wie vielleicht alles Glück eine Form einfältigen Irrsinns. Eine Wahnvorstellung. Die Welt ist ungeheuerlich, das Glück also eine Lüge. Und am Ende gab es womöglich ein Ende wie das bei Berryman, eine Brücke zum Hinabspringen und Schluss mit lustig.

Ein solches verrücktes Glück schriebe wenigstens nicht weiß auf weiß.

Ich habe die Geschichte nie zu Ende geschrieben. Vielleicht werde ich das noch, vielleicht nicht. Irgendwo in einem schattigen Winkel meines Hirns lebt sie weiter.

Ich glaube, ich habe aufgehört, daran zu schreiben, weil dank der zufälligen Begegnung mit Eliza etwas ganz Unwahrscheinliches geschah: Ich

wurde glücklich. Glück war jetzt meine eigene Geschichte, nicht mehr allein die einer fiktiven Figur, und dieses Glück schrieb sich ganz und gar nicht weiß auf weiß. Es war berauschend.

Über fünf Jahre lang war ich glücklich – waren wir glücklich, bis schließlich eine Version jenes Unheils, das ich Henry erleiden lassen wollte, mir selbst widerfuhr. Konnte unser Glück einen solchen Schlag überdauern? Und falls ja, war Glück dann nicht eine Wahnvorstellung, eine Möglichkeit, unseren Blick von jener Ungeheuerlichkeit der Welt abzuwenden, die das Messer so deutlich zum Vorschein gebracht hatte? Wie könnte man nach einem versuchten Mordanschlag noch glücklich sein? Was würde er mit uns machen? Wäre unser Glück dadurch vorbei?

Hätte ich mir am 12. August 2022 diese Fragen gestellt, ich hätte sie für absurd gehalten. An jenem Tag sah es nicht gerade so aus, als bestünde auch nur die geringste Chance, dass ich überlebte.

*

Sie war schön, doch ihre Beziehung zum Schönen, sagte sie, sei kompliziert. Sie liebte Rilke, der glaubte, »das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen, und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäht, uns zu zerstören.«

Sie war zu gleichen Teilen aus Schönem und Schrecklichem geschaffen. Ich bestellte all ihre Gedichtbände, las und verstand, wie außergewöhnlich ihre Gabe war, ihr Wesen, ihr Sein in der Welt. Sie schrieb:

Ich bin eine gesetzlose Frau,
eine Schattentänzerin. Mein Leben zu schnell, um zu verwunden.
Welche Namen tragen jene, die das Schöne sammeln.

Ich fühlte mich wie Ali Baba, der die magischen Worte lernt, die ihm den Zutritt zur Schatzhöhle erlauben – *Sesam, öffne dich* –, und dort war er, schillerte und funkelte, und der Schatz war sie.

Zu meinem Glück hielt sie auch viel von mir. Jahre später fragte ihr Vater, wie wir uns verliebt hätten, und sie sagte, bald nach unserem Kennenlernen hätten wir in einem Restaurant zusammen zu Abend gegessen,

und sie hätte sich bei dem Gedanken ertappt, dass sie nichts lieber wollte, als den Rest ihres Lebens mit diesem Mann zu verbringen. So gaben und bekamen wir beide Liebe. Der schönste Austausch von Geschenken.

Die Dinge entwickelten sich schnell, unsere Leben *zu schnell, um zu verwunden*. Schon Wochen später wohnten wir zusammen, obwohl wir beide durchaus bereits verwundet waren. (Schließlich war ich, um hier nur von mir selbst zu reden, mit so manchen Narben aus den Schlachten meiner wechselhaften romantischen Vergangenheit gezeichnet.) Unsere Freunde mahnten zur Vorsicht. Ihre warnten sie vor mir, weil sie Unfreundliches und Unwahres über mich in den Medien gelesen hatten. Meine fragten besorgt: *Bist du dir sicher?*, da sie in der Vergangenheit erlebt hatten, wie oft und wie tief ich verletzt worden war. Vielleicht ist dies unvermeidlich, wenn die neue Liebe nicht die erste Liebe ist, keine junge, keine unschuldige Liebe, sondern eine, die auf schwierige Erfahrungen folgt. *Seid vorsichtig*, ermahnte uns die Welt. *Werdet nicht wieder verletzt*.

Doch wir schwammen weiter gegen den Strom. Etwas überaus Mächtiges war in unser Leben getreten, und das wussten wir beide. Zeit verging, sie lernte meine Freunde kennen, ich ihre, und deren Mahnungen verstummten. Um die sechs Wochen nach meiner Konfrontation mit der Glastür trafen wir uns beim Chinesen in Tribeca mit ihrer besten Freundin, der Dichterin Kamilah Aisha Moon, Autorin der zwei hoch angesehenen Gedichtbände *Starshine & Clay* sowie *She Has a Name*. Aisha, wieder jemand, der sich beim zweiten Vornamen nannte, war älter und trauriger als Eliza (für sie Rachel), aber die beiden standen einander nahe wie Schwestern. Wir mochten uns auf Anhieb, und es war ein schöner Abend, an dem wir viel gelacht haben. Als Eliza auf die Toilette ging, beugte sich Aisha zu mir vor, sah mir in die Augen und sagte in überaus ernstem Ton: »Behandle sie bloß anständig!«

*

Ich sollte bald herausfinden, dass die Welt der Dichter und Dichterinnen viel heimeliger als die Welt der Romanautoren ist. Jeder scheint jeden zu kennen, alle scheinen sich gegenseitig zu lesen, Zeit miteinander zu verbringen und ständig gemeinsam zu Veranstaltungen zu gehen. Man ruft sich spätabends an und schwatzt bis in die frühen Morgenstunden. Während ein Romanautor

jahrelang allein in seiner Kammer hockt und nur gelegentlich einen Blick über die Brüstung riskiert, wirken Dichter erstaunlich gesellig, fast wie eine große Familie, eine Gemeinschaft. Und innerhalb dieser größeren Dichtergemeinschaft unterstützt sich der engere Kreis Schwarzer Dichterinnen und Dichter gegenseitig noch weit stärker. Wie viel sie übereinander wussten! Wie gut sie sich mit dem Werk der anderen auskannten, wie verwoben ihre Leben wirkten! Mit Gedichten war offenkundig weniger Geld als mit Prosa zu machen (falls man nicht Maya Angelou, Amanda Gorman oder Rupi Kaur hieß), aber die ökonomische »Enge« dieser Welt schien auch engere menschliche Beziehungen hervorzubringen. Das fühlte sich … beneidenswert an.

Die Reise über die Grenze vom Dichterreich zum Prosastaat schien oft durchs Memoirenland zu führen. Memoiren gehören in diesen Tagen zu den wichtigsten Kunstformen, da sie es uns ermöglichen, die eigene Wahrnehmung der Gegenwart durch die persönlichen Lebenserfahrungen anderer zu bereichern, durch die außergewöhnlichen Vergangenheiten der Memoirenschreiber. (Als eines der jüngsten Beispiele mag Safiya Sinclairs *How to Say Babylon* gelten, ein machtvolles, prächtig geschriebenes Buch über das Aufwachsen in Jamaika und über den nötigen Bruch mit einem tyrannischen Rastafari-Vater.)

Bei Eliza war es anders. Sie habe, erzählte sie mir, schon immer Romane schreiben wollen, und selbst als sie mit dem Schreiben begann, blieben Romane ihr Traum. Ihr Leben lang hatte sie bereits Geschichten geschrieben, selbst ehe sie begann, Gedichte zu schreiben; jetzt aber, da fünf Bände mit ihrer Lyrik erschienen waren – vier veröffentlicht, ehe wir uns kennenlernten, der fünfte, *Seeing the Body*, unterwegs –, wurde es für die Romanautorin Zeit, sich vorzuwagen.

Ich sollte schon bald merken, welch hohes Ansehen Eliza bei ihren Dichterkolleginnen genoss. Allerdings war ich zugleich auch halb von der gängigen Meinung überzeugt, dass es Dichtern nur selten gelingt, erfolgreich in die Welt des Romans zu wechseln. (Eine absolute Tatsache war für mich, dass nur sehr wenige Romanautoren erfolgreich in die Welt der Dichtkunst wechseln können. In meinem ganzen Leben habe ich nur ein einziges Gedicht veröffentlicht; mehr brauche ich dazu wohl nicht zu sagen.) Als Eliza mir erzählte, sie habe die erste Fassung ihres Debütromans fertig, machte mich das folglich – sagen wir – ein wenig nervös.

Sie selbst war auch nervös und weigerte sich eine Zeit lang, mich ihren

Roman lesen zu lassen. Wir wussten beide, dass zwei Schriftsteller unmöglich zusammenleben konnten, wenn sie das Werk des jeweils anderen nicht mochten – und mit »mögen« meine ich »wirklich mögen«, wenn nicht gar »lieben«. Irgendwann aber gab sie mir das Manuskript, und zu meiner großen Erleichterung konnte ich ehrlich sagen, dass ich beeindruckt war. Bald darauf erfuhr ich, dass sie darüber hinaus eine ausgezeichnete Fotografin war und eine großartige Tänzerin, außerdem sind ihre Krabbenpuffer geradezu legendär, und sie konnte singen. Kein Mensch würde mich singen hören, tanzen sehen oder meine Krabbenpuffer essen wollen. Als jemand, der nur eine Sache gut kann, verblüffte mich ihr vielfältiges Talent. Und mir wurde klar, dass wir keine Beziehung von Gleichwertigen führten, dass es vielmehr eine Beziehung war, in der ich mit einigem Abstand der geringere Partner war. Mehr noch, dass unsere Beziehung nicht auf Konkurrenz, sondern auf absoluter gegenseitiger Unterstützung basierte.

Glück.

*

Es gibt diese Art von überwältigendem Glück, die jenseits des Blicks der Öffentlichkeit gedeiht, ein Glück, das es nicht nötig hat, dass irgendwer davon erfährt: ein Glück, das nur für die Glücklichen ist, das sich allein *genug* ist. Ich war es leid, mein Privatleben von Fremden seziert und analysiert zu sehen, war die Niedertracht böser Zungen leid. Eliza ist schon immer ein sehr privater Mensch gewesen, und seit sie mit mir zusammen war, wuchs ihre Sorge, dass sie diese Privatheit aufgeben musste und ins ätzende Licht der Öffentlichkeit getaucht werden würde. Ich habe zu lang in dieser schattenlosen Helligkeit gelebt und konnte mir dergleichen nicht für sie wünschen. Ich wünschte es mir ebenso wenig für mich selbst.

Seltsames ist in unserer surrealen Zeit mit der Idee der Privatheit geschehen. Statt geschätzt zu werden, scheint sie für viele Menschen im Westen, vor allem für junge Leute, ein wertloser Wert geworden zu sein – sogar unerwünscht. Wenn etwas nicht öffentlich gemacht wird, existiert es im Grunde nicht. Dein Hund, deine Hochzeit, du am Strand, dein Baby, dein Abendessen, das interessante Meme, das du kürzlich gesehen hast – diese Dinge müssen Tag für Tag mit anderen geteilt werden.

In Indien ist Privatsphäre ein Luxus der Reichen. Die armen Leute, die in kleinen, überfüllten Räumen leben, sind nie allein. Viele von ihnen müssen selbst die privatesten Handlungen, die Ausübung ihrer natürlichen Körperfunktionen, draußen erledigen. Um ein Zimmer für sich allein zu haben, braucht man Geld. (Meines Wissens war Virginia Woolf nie in Indien, aber auch dort gilt ihr Diktum, gilt sogar für Männer.)

Mangel steigert die Nachfrage, und für die arme Mehrheit der Welt ist ein Zimmer für sich allein – vor allem für Frauen – noch immer etwas, nach dem man sich sehnt. Im habgierigen Westen aber wurde Aufmerksamkeit zu dem, was man sich am meisten wünscht, wurde die Jagd nach Followern und Likes zur neuen Maßlosigkeit und Privatsphäre unnötig, ungewollt, gar absurd.

Eliza und ich entschieden uns, privat zu bleiben.

Damit will ich nicht sagen, dass wir unsere Beziehung geheim hielten. Meine Familie wusste Bescheid, ihre auch. Ihre Freunde wussten Bescheid, meine auch. Wir gingen zusammen in Restaurants, ins Theater, jubelten im Stadion bei den Spielen der Yankees, schlenderten durch Kunstgalerien und tanzten auf Rockkonzerten. Kurz gesagt, wir führten das Leben gewöhnlicher New Yorker. Nur hielten wir uns von den sozialen Medien fern. Ich folge ihr nicht, sie folgt mir nicht. Und so blieben wir fünf Jahre, drei Monate und elf Tage unterm Radar.

Ich denke, wir haben bewiesen, dass es für zwei Menschen selbst in dieser aufmerksamkeitssüchtigen Zeit möglich ist, in aller Öffentlichkeit ein glückliches Privatleben zu führen.

Dann kam das Messer und zerschnitt dieses Leben.

*

Als ich zwanzig Jahre alt war und am King’s College in Cambridge studierte, war Edmund Leach der College-Provost (im King’s meint »Provost« so viel wie »Präsident«). In jenem Jahr, dem Jahr 1967, dem Jahr des legendären *Summer of Love*, der Sit-ins, dem Jahr von Haight-Ashbury und dem Jahr der Blumen im Haar, hielt Leach im Radio die renommierten Reith Lectures der BBC. Ein einziger Satz machte sie berüchtigt, und der lautete: »Die Familie mit ihrer beengten Privatsphäre und ihren schäbigen Geheimnissen ist der Quell all unserer Unzufriedenheit.«

1967 war kein gutes Jahr für das Konzept Familie, da die junge

Generation, meine Generation, entweder dem Motto von Timothy Leary folgte: »turn on, tune in, drop out« oder in Amerika, wenn auch nicht in England, eingezogen und zur Melodie von Country Joe and the Fishs »I-Feel-Like-I'm-Fixin'-to-Die Rag« nach Vietnam verschifft wurde *(be the first one on your block to have your boy come home in a box)*. Zur allgemeinen Bestürzung der Konservativen zerbrachen überall Familien unter dem kollektiven Einfluss von bewusstseinsverändernden Drogen, politischem Protest und der »Gegenkultur«, weshalb einem Provost Leachs im Herzen des britischen Establishments gehaltener Vortrag wie eine subversive Geste vorkommen musste, wie ein Aufruf zur Revolution.

Was mich anging, so kam ich nicht besonders gut mit meinem Vater zurecht, der zu einem aufgebrachten Saufbold verkommen war. Meine Schwestern und ich wussten über seine nächtlichen Tobsuchtsanfälle Bescheid, auch wenn meine Mutter sich alle Mühe gab, sie vor uns geheim zu halten. Wir wussten, dass man ihm abends am besten aus dem Weg ging. Wir wussten auch, dass wir beim Frühstück still bleiben mussten, wenn seine Augen rot unterlaufen waren. Die volle Wucht seiner Whiskywut bekamen wir aber nur selten zu spüren, falls überhaupt. Im Januar 1961 flogen mein Vater und ich dann nach England, wo mein Internatsleben beginnen sollte. Vor Beginn des ersten Schuljahres waren wir einige Tage zusammen in London. Wir teilten uns ein Hotelzimmer, und ich sollte bald herausfinden, dass wir unser Zimmer auch mit Johnnie Walker (Red Label) teilten.

Diese kalten Januarnächte im Cumberland Hotel waren für mich traumatisch. In den frühen Morgenstunden, wenn ihm und Johnnie der Nachschub ausgegangen war, rüttelte er mich wach und beschimpfte mich mit Worten, die ich nie gehört hatte, mit Ausdrücken, von denen ich nicht einmal geahnt hatte, dass mein Vater sie kannte, geschweige denn, dass er sie seinem ältesten Kind und einzigen Sohn an den Kopf werfen würde. Ich dachte an nichts anderes als daran, größtmöglichen Abstand zu ihm zu halten; und daran sollte sich lange nichts ändern. Als ich 1968 in Cambridge meinen Abschluss machte, blieb er der Feier fern und kaufte auch keine Flugtickets für meine Mutter oder meine Schwestern, sodass ich allein unter den glücklichen Familien und feiernden Kommilitonen auf dem Rasen des King's College stand.

Der Quell all unserer Unzufriedenheit, dachte ich. Ja, in der Tat.

Nach meinem Abschluss entschied ich mich, in England zu bleiben, und fuhr lange nicht nach Hause. Auch viel später noch fiel mir jegliches

Familienleben schwer, vor allem jeder Versuch, darin Stabilität zu finden. Es gab Hochzeiten, es gab Scheidungen. Mein Vater starb, und in der letzten Woche seines Lebens kam es zwischen uns zu einer wichtigen und liebevollen, wenn auch viel zu kurzen Versöhnung. Doch ist dies hier nicht der Ort, um allzu weit auf den schmalen Grund privater Angelegenheiten vorzudringen oder schäbige Geheimnisse preiszugeben, weshalb ich nur festhalten will: Ohne die Katastrophen von gestern wären wir nicht die, die wir heute sind.

Zu jener Zeit, als ich Eliza kennenlernte, umgab mich eine solide, kleine, liebevolle Familie: meine beiden Söhne, meine Schwester, ihre beiden Töchter – und eine nächste Generation war unterwegs. Sie bildeten den Mittelpunkt meines Lebens, eine Familie, die gerade wegen der Instabilitäten früherer Jahre so stabil war. Und sie alle haben Eliza sofort in ihr Herz geschlossen. Von einer oder zweien meiner früheren Beziehungen waren sie nicht besonders begeistert gewesen. (Mein Sohn Milan gehört zu den jungen Männern, die sagen, was sie denken. »Dad«, hat er mich einmal gefragt, »du hast so viele wunderbare Freundinnen, die brillant sind, warmherzig und beeindruckend, die ich wirklich gern mag«, um dann nach kurzer, effektvoller Pause fortzufahren, »warum bist du nicht mit *solchen* Frauen zusammen?«)

Als er und der Rest meiner Familie Eliza kennenlernten, sagten sie: »Na endlich!« (Eliza ließ mir ein T-Shirt mit der Aufschrift NA ENDLICH drucken.)

Als ich Elizas Familie kennenlernte – ihren Vater, ihre drei Geschwister und deren jeweilige Partner – geschah das kurz nach einem Trauerfall, dem Tod von Michele, Elizas Mutter. Sie hinterließ eine enge, liebevolle Familie, deren Mitglieder regen Anteil am Leben der anderen nehmen und die alle auf vielfache Weise sehr talentiert sind. Eliza ist die Älteste von vier Geschwistern. Ihr Bruder Chris war noch keine vierzig, als er Partner in seiner Anwaltskanzlei wurde; heute ist er der erste und einzige Schwarze Richter am Obersten Gericht von Delaware; ihr Bruder Adam ist ein begabter bildender Künstler und Comiczeichner *(Washington White)*; ihre Schwester Melissa arbeitet erfolgreich in der Finanzwelt, und ihr mittlerweile pensionierter Vater war gleichfalls Anwalt sowie ein erfolgreicher Lokalpolitiker in seiner Heimatstadt Wilmington, Delaware, der viele Male in sein Amt wiedergewählt wurde.

Sie alle hießen mich in ihrem Leben willkommen. Norman sagte zu

Eliza, er habe sie noch nie so glücklich gesehen, und wenn ich der Grund dafür sei, habe er nichts gegen unsere Beziehung einzuwenden. Melissa reagierte ähnlich: »Gönne dir einen Moment und höre selbst, wie glücklich du klingst«, sagte sie Eliza eines Tages. »Ihr zwei tut euch wirklich gut.«

Ihre Familie mochte mich! Meine Familie mochte sie! Unser Glück war fest verwurzelt in jener Stärke, die einem Familie geben kann. Ich vergaß Edmund Leach. Familie war nicht länger der Quell meiner Unzufriedenheit.

Aber.

War es überhaupt möglich – war es nicht unangemessen, gar moralisch inkorrekt – inmitten einer Pandemie von Glück zu reden? Schon ganz zu Anfang, im März 2020, bekamen wir beide Corona, haben uns aber zum Glück davon erholt. Mich erwischte es ziemlich heftig, Eliza auch, und obwohl sie so krank war, hat sie sich weiter um mich gekümmert. Hinterher gestand sie mir: »Es gab Augenblicke, in denen habe ich befürchtet, dass wir es nicht schaffen, dass dies das Ende unserer Geschichte sein könnte.« Aber wir haben es geschafft. Jeden Abend schlugen die Leute auf Töpfe und Pfannen, um die Arbeit der unermüdlich an vorderster Front tätigen Ärzte und Krankenschwestern zu feiern. Wir schlossen uns an, feierten aber auch unser eigenes Überleben.

Später klopfte der Engel der Vernichtung an jede Tür. Keiner wusste damals, wie man die tödlichen Viren bekämpfen konnte. Ärztinnen und Pfleger arbeiteten rund um die Uhr, und auch sie starben. Krankenhäuser waren Orte, an denen man starb. Wurde man an ein Beatmungsgerät angeschlossen, bestand fast keine Chance mehr, dass man überlebte.

Am 12. August 2022 sollte ich selbst erfahren, wie es ist, an ein Beatmungsgerät angeschlossen zu werden. Unmöglich, dabei nicht an die gigantische Tragödie der Pandemie zu denken, die so viel größer als meine war.

Eliza hat durch das Coronavirus zwei geliebte Onkel verloren. Ich verlor kein Familienmitglied, ein enger Freund aber starb sehr früh, und viele haben nur knapp überlebt. Meine Schwiegertochter Natalie, Zafars Frau, hatte schwer darunter zu leiden; sie wurde eingewiesen, und lange fürchteten wir, sie würde es nicht schaffen. Dass sie sich wieder erholte, war eine riesige Erleichterung, aber es ist für sie ein weiter und langer Weg gewesen. Und ich konnte nicht nach London, um meine eigene Familie zu sehen, und sie konnte mich nicht in New York besuchen – zwei lange Jahre, Jahre, die sich wie Jahrhunderte anfühlten.

Millionen starben, und ich schwatze hier über Glück? Auch wenn man von der Pandemie einmal absah, befand sich die Welt in der Krise. Amerika – von der radikalen Rechten in zwei Lager zerrissen, Chaos in Großbritannien, Indien auf dem Weg in eine Autokratie, die Freiheit überall von *bien-pensant*-Linken wie auch von Bücher verbietenden Konservativen bedroht, der Planet selbst in Not, Geflüchtete, Hunger, Durst und dann der Krieg in der Ukraine. In solch einem Moment der Geschichte zu sagen: »Ich bin glücklich« – war das nicht purer Luxus? Eine Form selbst gewählter Blindheit, eigensinnig, egoistisch? Galt das nicht auch für Henry White, meine Figur in der unvollendeten Geschichte? Glück als eigennütziges Vorrecht, als unhinterfragtes Privileg? Kehrte man sich damit nicht von der Realität ab und verfiel einem bornierten Kümmere-dich-nur-um-den-eigenen-Garten-Solipsismus? Mit welchem Recht konnte man in einer geradezu tödlich unglücklichen Welt wahres Glück für sich einfordern?

Und doch wusste das Herz, was es wusste, und beharrte darauf.

*

Am 1. Mai 2021, einem Samstag, feierten Eliza und ich unseren vierten Jahrestag. Die weiterhin andauernde Pandemie reduzierte die Möglichkeiten dessen, was wir unternehmen konnten. Wir entschieden uns schließlich für einen Kurzurlaub in einem Hotel mit Blick über den Central Park. Man gab uns ein Upgrade, eine Suite im fünfundzwanzigsten Stock; der Blick war atemberaubend. Nach dem Abendessen erinnerte sie mich ein wenig zögerlich daran, dass ich sie Monate zuvor nach ihrer Ringgröße gefragt hatte. Sei das nur gewesen, weil ich neugierig gewesen war, oder hätte ich etwas Bestimmtes im Sinn gehabt?

»Warte kurz«, sagte ich, stand auf und ging ins Schlafzimmer. »Bin gleich wieder da.«

Mein unerklärter Abgang wie auch mein ausdrucksloses Gesicht hatten sie verwirrt, und sie fragte sich, ob sie sich nicht zu weit vorgewagt hatte. Dann kam ich zurück, gab ihr eine kleine dunkelrote Schachtel und sagte, darin befinde sich die Antwort auf ihre Frage. Dies war eine der wenigen Gelegenheiten, da ich sie ganz und gar überraschen konnte.

Und so haben wir uns verlobt, hoch oben am Himmel über dem Central Park; und in welcher Verfassung die Welt auch sein mochte, niemand hätte

sagen können, dass wir nicht die glücklichsten Menschen waren.

»Du bist der Richtige für mich«, sagte sie.

»Und du die Richtige für mich«, erwiderte ich.

*

Wie feiert man eine private Hochzeit in einer Zeit, die null Privatsphäre kennt? 1. Heirate nicht in New York. 2. Heirate in Wilmington, Delaware, dort, wo Eliza aufgewachsen ist und niemand deinen Namen kennt. Als die Heiratsurkunde ausgestellt wurde, notierte sich die Dame im Büro meinen Namen ohne das geringste Anzeichen eines Wiedererkennens. Ich musste ihn für sie buchstabieren. 3. Lade deine Freunde zu einem schönen Mittagessen ein und bitte sie: »Keine sozialen Medien.«

Das war’s.

Wir haben am 24. September 2021 geheiratet, und all unsere Freunde und unsere Familien wussten Bescheid; nichts davon aber drang an die Öffentlichkeit, und so blieb es fast ein Jahr und hätte sich wohl auch bis heute nicht geändert, wäre das Messer nicht gewesen.

Es war ein schöner Tag. Das Wetter, unsere Freunde, die Zeremonie, die Freude. Wir verbanden unsere beiden kulturellen Traditionen, hängten uns einen Blumenkranz um (indisch) und hüpften über einen Besenstiel (afroamerikanisch). Sie sprach lyrisch zu mir, da die Dichtkunst ihre Superkraft ist, und in dem Versuch, ihr nicht nachzustehen, fügte ich meinen eher prosaischen Worten ein Gedicht von E. E. Cummings hinzu: »[i carry your heart with me (i carry it in my heart]«:

Ich trage dein Herz in mir (trage es in
meinem Herzen), nie bin ich ohne dein Herz (wohin
auch immer ich geh, gehst du, meine Liebe, und was immer ich aus
eigener Kraft schaffe, ist dein Werk, meine Liebe),
ich fürchte
kein Schicksal (denn mein Schicksal, Liebste, bist du), ich will keine
Welt (denn schön bist du, meine Welt, mein Ein und Alles), und du
bist, was je der Mond bedeutet hat und was je die Sonne singt,
das bist du

Dies ist das größte Geheimnis, das keiner kennt
(dies ist die Wurzel der Wurzel, die Knospe der Knospe
und der Himmel eines Himmels eines Baumes genannt Leben, der
höher wächst als die Seele hoffen oder der Verstand
verheimlichen kann),
und dies ist das Wunder, das die Sterne trennt

Ich trage dein Herz (ich trage es in meinem Herzen) **2**

Meine Familie war nicht bei der Hochzeit, da die Vereinigten Staaten wegen Corona keine Ausländer ins Land ließen. Wir nahmen zur Feier einen Laptop mit und stellten ihn so auf ein Podium, dass man dank dieser neuen Videosoftware Zoom, die für uns alle noch so wichtig werden sollte, von London aus zusehen konnte. Freunde und Familienmitglieder hielten Reden, lustige und berührende. Aracelis Girmay, Elizas Schwester, las eine aus vielen Gedichten zusammengesetzte Textcollage vor. Es folgte, was Hemingway vermutlich ein prächtiges Mittagessen genannt hätte (wir aßen dankbar, und es war gut), dann besuchten wir die herrlichen Marian Coffin Gardens, die zu einem heute leer stehenden und heruntergekommenen Herrenhaus namens Gibraltar gehören – wir, das waren Eliza und ich sowie ihre Familie zusammen mit einem Fotografen und dessen Assistenten –, und ließen unsere Hochzeitsfotos machen. Einige Tage später flogen wir nach London und gaben auf der anderen Seite des Ozeans eine kleine Nachfeier für meine Familie und enge Freunde. Es fühlte sich an wie der Beginn vom Rest meines Lebens.

Doch weniger als ein Jahr in der Zukunft lauerte das Verhängnis.

*

Mailand, Sardinien, Capri, Amalfi, Rom und Umbrien. Der Sommer des Jahres 2022. Nach der langen Klausur infolge der Pandemie fühlte sich Italien wie ein Wunder an, das uns gleich einem alten Freund wärmstens in die Arme schloss. Und es war tatsächlich warm, sehr warm sogar. Eine Hitzewelle, Flüsse trockneten aus, mittags konnte man es draußen unmöglich aushalten. Doch Italien tat mir gut, nahm das Alte, Verbrauchte fort und füllte die Leere mit Neuem. Italien war ein Lächeln, ein Fest. Italien war Musik.

Wir blieben einen Monat. In Mailand aßen wir in einem meiner alten Lieblingsrestaurants zu Abend, dem Rigolo im Viertel Brera, und es war schön, dass die Besitzer sich an mich erinnerten. Auf Sardinien feierte ich im Haus lieber Freunde meinen fünfundsiebzigsten Geburtstag, umgeben von einer felsigen Landschaft, die mich an den Roman erinnerte, an dem ich gerade arbeitete, und Steve Murphy, unser Gastgeber, sang für mich zum Geburtstag einen meiner Lieblingssongs von Bob Dylan: »Love Minus Zero/No Limit«, und er spielte in jener sternenklaren Nacht dazu auf der Gitarre. Mit Alba und Francesco Clemente, gleichfalls langjährige Freunde, feierten wir in Amalfi und Ravello das Fest zu Ehren von Sant' Andrea. Im Jahre 1544 hatte der Heilige einen Sturm heraufbeschworen, der die Flotte der Sarazenen vernichtete, womit er die Stadt vor einer Eroberung bewahrte. Bis heute ist Sant' Andrea der Schutzheilige der Seefahrer. Erst brachten einige Männer die Statue des Heiligen in einer Sänfte zum Meer, damit er die Boote segnen konnte. Dann trugen sie ihn durch die Straßen und schließlich die steilen Stufen hinauf zur Kathedrale, die Sänfte auf den Schultern; ein falscher Schritt, und es hätte eine Katastrophe gegeben, aber sie machten keinen falschen Schritt. Danach folgte ein Feuerwerk, das wir uns auf der Terrasse von Albas Haus hoch oben in den Hügeln ansahen, und uns war, als fänden diese erstaunlichen Explosionen direkt vor unseren Augen statt. In Rom war es zu heiß, weshalb ich Eliza einen Ventilator kaufte (in Mailand kaufte ich ihr eine Handtasche). In Umbrien wohnten wir in der Civitella Ranieri, einem bekannten Autorenrefugium, einem Schloss aus dem fünfzehnten Jahrhundert, das der Familie Ranieri gehörte. Sie besaß noch ein weiteres Schloss, in dem sie wohnte, dies hier war also nur ihr zweitbestes Schloss, ihr Ersatzschloss, für uns aber mehr als gut genug. Wichtige Arbeit wurde hier geleistet und viele neue Freundschaften geschlossen. Tagsüber schrieben wir, und abends gab es ausgezeichnetes Essen, Wein und Gespräche bis tief in die Nacht. Ich spielte Tischtennis mit Schriftstellern, die halb so alt waren wie ich, und ich habe mich nicht blamiert. Einmal fuhren wir nach Arezzo, um uns die Fresken von Piero della Francesca anzusehen und der Statue von Guido d'Arezzo unseren Respekt zu erweisen, jenem Mann, der die moderne Notenschrift erfunden hatte, die Notenlinien, Notenschlüssel und all den Rest. Ich las die Fahne von *Victory City* Korrektur und war zufrieden.

Wir flogen zurück in die Staaten, befreiten uns aus Italiens Umarmung, da Eliza Fotos und Videos gemacht hatte, die das visuelle Umfeld für *Castor*

and Patience bildeten, eine neue, von Gregory Spears komponierte Oper mit Texten von Elizas Freundin, der Dichterin Tracy K. Smith. Die Premiere fand am 21. Juli, einem Donnerstag, in Cincinnati statt. Nach dem italienischen Schloss bedeutete Cincinnati einen recht radikalen Tempowechsel, aber die Premiere verlief gut, und Elizas Arbeit wurde hochgelobt.

Danach blieben unserem alten Leben noch zwanzig Tage. Weil ich meine Familie wiedersehen wollte, begann ich eine Reise nach London zu planen. Am 28. Juli, einem Donnerstag, brachte ich letzte Korrekturen in der Fahne von *Victory City* an, danach konnte der Text in den Druck. Wir trafen uns mit einigen neuen Freunden. Am 9. August, einem Dienstag, lasen wir in der Zeitung, dass sich Serena Williams nach den U.S. Open vom Profisport verabschieden wollte. Wie alle Welt dachten wir: das Ende einer Ära. In der folgenden Nacht träumte ich, von einem Gladiator angegriffen zu werden. Am 10. August, einem Mittwoch, aßen wir abends in einem italienischen Restaurant namens Al Coro, nur wir beide.

Die kleinen Dinge des Alltags.

Am Morgen des 11. August, eines Donnerstags, flog ich allein vom JFK nach Buffalo und wurde von einer netten Dame namens Sandra am Südufer des Eriesees entlang nach Chautauqua gefahren.

*

Wir hatten geplant, dass Eliza zu ihrer Familie nach Delaware und ich für eine Woche zu meiner Familie nach London fliegen würde. Dann aber entschied Eliza, in New York zu bleiben und mich zu überraschen, wenn ich aus Chautauqua nach Hause kam; so hätten wir noch einen gemeinsamen Abend, ehe wir uns trennten, um unsere jeweiligen Familien zu besuchen. In London freuten sich unterdessen meine Söhne Zafar und Milan sowie meine Schwester Sameen und meine Nichten Maya und Mishka auf meine bevorstehende Ankunft; und Zafar hatte seiner noch nicht einmal zweijährigen Tochter versprochen, dass sie bald ihren Opa sehen würde, der auch mit zum Schwimmunterricht kommen und ihr beim Planschen zuschauen wollte. Meine Verleger bei Random House hatten ein Zoom-Meeting unmittelbar nach meiner Rückkehr vereinbart, um Einzelheiten für die Buchpremiere zu besprechen. Alles schien in bester Ordnung.

Und dann explodierte die Welt.

Am späten Vormittag wurde Eliza von ihrer Freundin Safiya Sinclair angerufen, die mit zittriger Stimme fragte, wie es ihr gehe. So erfuhr Eliza, dass ich angegriffen worden war. Gleich darauf schrie sie den Fernseher an, während die CNN-Laufzeile am unteren Bildschirmrand die Nachricht bestätigte. Eine gefühlte Ewigkeit konnte sie keine Einzelheiten und keine verlässlichen Informationen bekommen. Ich war tot. Ich war verprügelt, aber nicht ermordet worden. Ich war wieder auf den Beinen, hatte die Bühne aus eigener Kraft verlassen, mit mir war alles in Ordnung.

Im fernen London, das plötzlich so weit weg wie nie zu sein schien, fast, als wäre der Ozean in Sekundenschnelle breiter geworden, hoffte meine Familie ebenfalls verzweifelt auf Nachricht, Entsetzen in jedem Gesicht. Sie riefen Eliza an, Eliza rief sie an, und niemand wusste Genaueres. Zafars Medienquellen blieben anfangs unklar. Man habe mit einem Messer auf mich eingestochen, fünfmal, zehnmal. Nein, mir gehe es gut. Nein, man habe fünfzehnmal auf mich eingestochen. In London ging der späte Nachmittag in den Abend über. Viele aus meiner Familie blieben bei Sameen, nur um nicht allein zu sein; allmählich sickerte die Wahrheit durch.

Man hatte mich mit dem Hubschrauber ins Krankenhaus gebracht. Die Chance auf Überleben war gering. Die nächsten vierundzwanzig Stunden würden entscheidend sein.

*

In New York versuchte Eliza herauszufinden, wie sie am schnellsten zu mir kommen konnte. Ihr Telefon stand nicht still. Es war die reinste Hölle.

Jemand rief sie an – hinterher konnte sie sich nicht mehr daran erinnern, wer es gewesen war – und sagte, sie solle sich besser beeilen, denn ich würde es nicht schaffen. Ihre Welt zerbrach. Das liebevolle Leben, das wir uns während der letzten fünf Jahre aufgebaut hatten, fand ein brutales Ende. Ein Nachtmahr hatte die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit überquert und war real geworden. Ihr Weltbild zersplitterte und lag in Scherben auf dem Boden.

In seinem großartigen Buch *Ist das ein Mensch?* erzählt uns Primo Levi, »vollkommenes Glück lässt sich nicht erlangen«, aber, fährt er fort, auch das Unglück sei nicht vollkommen. In diesem Moment hätte ihm Eliza geantwortet, dass er sich irre. Vollkommenes Unglück war das Land, in dem

sie von nun an lebte.

*

Sie sprach mit unseren Agenten Andrew Wylie und Jin Auh. Andrew weinte. Seit sechsunddreißig Jahren waren wir befreundet, und in jenem Hurrikan, der nach Veröffentlichung der *Satanischen Verse* mit Chomeinis Fatwa über mich hinwegfegte, ist er mein stärkster und treuester Verbündeter gewesen. Jenen Krieg hatten wir zusammen durchgestanden – und jetzt das? Er konnte es nicht ertragen. Doch dies war der Moment für Taten, nicht für Tränen. »Du musst zu ihm, jetzt gleich«, sagte man Eliza. Mit dem Auto dauerte es sieben Stunden. Sie hatte keine sieben Stunden. Ein Flugzeug war die einzige Lösung.

Wir gehören nicht zu den Leuten, die sich mal eben ein Privatflugzeug mieten. So viel Geld haben wir nicht. Geld aber war im Augenblick unwichtig. Wichtig war allein, so schnell wie möglich hinzukommen. Nimm die Amex-Karte und sorge dich später um das Geld. Andrew und Jin trieben für Eliza eine Maschine auf. Sie stand am Flugplatz in White Plains, New York, bereit. Der Flug würde zwanzigtausend Dollar kosten. Egal.

»Fahr los«, sagten sie.

Sie fuhr los; ihre Schwester Melissa sowie deren Mann Eumir Brown, ein sanftmütiger Lehrer, begleiteten sie. Und auf dem ganzen Weg trug sie die Last jener Worte, die sie am Telefon gehört hatte – *er wird es nicht schaffen* –, Worte, für die es keinen Trost gibt.

In Washington, D. C., sprangen inzwischen ihr Bruder Adam und Jeff Leasure, dessen Mann, ins Auto und fuhren, so schnell sie konnten, nach Nordwesten, zum Eriesee. Und in Wilmington hastete auch ihr Bruder Chris ins Auto und fuhr gleichfalls, so schnell er konnte.

Das war Familie, Eliza (für sie Rachel) gehörte natürlich zur geliebten Familie, aber der gehörte ich jetzt ebenfalls an, und sie würden auch für mich da sein.

*

Die Polizei von New York rief Eliza an. Die Polizei von Pennsylvania rief an. Der Hubschrauber hatte mich über die Staatsgrenze ins UPMC Hamot

gebracht, das University of Pittsburgh Medical Center am Eriesee in Pennsylvania, knapp fünfundfünfzig Kilometer entfernt von Chautauqua und laut seiner Online-Beschreibung »das einzige akkreditierte Traumazentrum der Region Eriesee«, also den Ort, der mir meine einzige Überlebenschance bot.

Er wird es nicht schaffen.

Als das Flugzeug landete, standen überall Fahrzeuge der Security. Mittlerweile flammte die Nachricht über den Äther. Für den Flughafen und das Krankenhaus war die höchste Sicherheitsstufe verhängt worden. Eliza, Melissa und Eumir stiegen in ein Polizeifahrzeug und wurden zum Hamot gefahren. Im Auto fiel kaum ein Wort. *Sie wollen mir nicht sagen, dass er tot ist*, dachte Eliza. *Sie bringen mich zur Leiche meines Mannes*.

*

Ich war nicht tot. Ich wurde operiert; mehrere Chirurgen arbeiteten gleichzeitig an verschiedenen Verletzungen. Hals, rechtes Auge, linke Hand, Leber und Unterleib. Schnittwunden im Gesicht – auf der Stirn, an Wangen und Mund – und auf der Brust. Die Operation dauerte an die acht Stunden.

Danach hing ich am Beatmungsgerät, aber ich war nicht tot.

Ich lebte.

Ein Jahr später schickte mir Natalie, meine Schwiegertochter, einige Notizen, die sie sich wenige Wochen nach dem Attentat über die ersten vierundzwanzig Stunden gemacht hatte. Als Zafar die Nachricht hörte, schrieb sie, wirkte er wie am Boden zerstört. »Irgendwas in ihm veränderte sich.« Gegen Mitternacht englischer Zeit rief Eliza aus dem Krankenhaus an. Sie war beim Chefarzt und stellte auf Lautsprecher. Der Arzt riet allen, sich auf das Schlimmste gefasst zu machen, da die Überlebenschancen nur minimal wären. Als er meine Verletzungen beschrieb, hörte Natalie, wie Eliza vor Kummer aufschrie. *»Nein, bitte nicht.«* In jener Nacht lagen Zafar und Natalie im Dunkeln, und »die Welt schien schwer, stumm und dunkel«. Zafar weinte die ganze Nacht. »Er klang wie ein Kind, das seinen Vater im Arm halten möchte«, schrieb Natalie. »Und er wusste, schliefe er ein, wäre sein Vater beim Aufwachen vielleicht nicht mehr da.« Am nächsten Tag aber meldete sich Eliza wieder. Ich sei wach und bei Bewusstsein, wenn auch noch immer am Beatmungsgerät. Sie hielt das Handy an mein Ohr, damit

Zafar mir sagen konnte, dass er mich liebe. Ich hörte ihn und wackelte mit den Zehen, und als Eliza ihm das erzählte, weinte er vor Freude.

*

Später erfuhren wir, dass A. im Gefängnis von Chautauqua festgehalten wurde, eine Freilassung auf Kaution war abgelehnt worden. Gegen ihn wurde Anklage wegen versuchten Mordes und schwerer Körperverletzung erhoben. Noch später lernten Eliza und ich Sherri kennen, eine FBI-Agentin, die mich in meinem Krankenhauszimmer besuchte, um mir zu versichern, dass die Bundesbeamten »rund um die Uhr« an dem Fall arbeiteten und versuchten, A. auch wegen Terrorismus anzuklagen. Bundesbeamte und Landespolizei kamen und baten um eine Aussage zum Tathergang; sie behaupteten, von meinem guten Gedächtnis beeindruckt zu sein. Sicher war das nur höflich gemeint. Und noch später hörten wir, man habe in A.s Souterrainwohnung in New Jersey »dreißigtausend Beweisstücke« gefunden – Dokumente auf seinem Laptop sowie vermutlich sämtliche Nachrichten und E-Mails. Wir fanden das alles ziemlich abstrakt – ich zumindest, denn mich interessierte in jenen ersten Tagen nur eines: Überleben.

Lebe. Lebe.

2 E.E.Cummings: »[i carry your heart with me(i carry it in]«. Dt. von Bernhard Robben.

3
HAMOT

Als ich mein Bewusstsein wiedererlangte, hatte ich Visionen. Architektonische Visionen. Ich sah majestätische Paläste und andere prachtvolle Gebäude, allesamt aus dem Alphabet erschaffen. Buchstaben waren die Bausteine dieser fantastischen Konstruktionen, als bestünde die Welt aus Worten, errichtet aus demselben Grundmaterial wie Sprache und Dichtkunst. Zwischen den aus Buchstaben geschaffenen Dingen und den Geschichten, die aus demselben Material waren, bestand kein grundsätzlicher Unterschied. Der Wesenskern war derselbe. Meine Visionen beschworen Außenmauern herauf, große Säle, hohe Kuppeln, zugleich verschwenderisch und asketisch, mal ein mit Mogulspiegeln gefliestes Sheesh Mahal, dann wieder ein steinerner Palast mit kleinen vergitterten Fenstern. Mein irritiertes Hirn manifestierte vor mir so etwas wie die Hagia Sophia in Istanbul, die Alhambra und Versailles, wie Fatehpur Sikri und das Rote Fort in Delhi, den Lake Palace in Udaipur, aber auch eine düstere Version des Escorial in Spanien, bedrohlich, puritanisch, eher Albtraum als Traum. Wenn ich genau hinschaute, war das Alphabet immer da, spiegelglitzernde oder finstere Buchstaben aus Stein, Lettern aus Ziegeln und Schatzlettern aus Diamanten und Gold. Nach einer Weile begriff ich, dass meine Augen geschlossen waren. Damals habe ich an meine Augen noch im Plural gedacht.

Ich schlug meine Augen auf – nur das linke, wie ich undeutlich begriff, das rechte bedeckte weiche Gaze –, aber die Visionen verschwanden nicht, wurden nur geisterhaft, durchsichtig; und ich begann, mir meiner wirklichen Lage bewusst zu werden. Die erste, drängendste, unbehaglichste Entdeckung war das Beatmungsgerät. Später, als es entfernt wurde und ich wieder reden konnte, sagte ich, es habe sich angefühlt, als wäre mir der Schwanz eines Gürteltiers in den Hals gestopft worden. Und als man den Schlauch entfernte, war es, als würde mir der Schwanz eines Gürteltiers aus dem Hals gezogen. Ich habe Corona überstanden, ohne an ein Beatmungsgerät angeschlossen werden zu müssen. Und jetzt das. Obwohl ich noch ganz benebelt war, erinnerte ich mich an die frühen Tage der Pandemie, als nur wenige Menschen lebend wieder vom Beatmungsgerät genommen wurden.

Ich konnte nicht reden. Doch da waren Menschen in meinem Zimmer.

Fünf, vielleicht sechs. Zu dem Zeitpunkt war ich mit Zahlen nicht besonders gut. Zwischen uns flogen Buchstaben durch die Luft. Vielleicht gab es diese Menschen überhaupt nicht. Vielleicht waren sie auch nur Halluzinationen. Ich bekam starke Schmerzmittel, Fentanyl, Morphium, die sicher die Ursache meiner Buchstabenhalluzinationen waren. Vielleicht waren sie auch der Grund, weshalb ich diese Phantome im Zimmer sah.

Sie waren keine Phantome. Sie waren Eliza, Eumir, Chris, Adam und Jeff. Mit dem Flugzeug und dem Auto hatten sie es alle rechtzeitig zu meinem Aufwachen geschafft. Ich trug keine Brille – sie war beim Angriff kaputtgegangen, vielleicht auch in dem darauffolgenden Chaos –, weshalb ich sie nur undeutlich sehen konnte, was vielleicht gut war, denn so konnte ich ihre grimmigen Mienen nicht erkennen. Sie sahen, was ich nicht sehen konnte: mich. Rechts waren Hals und Wange vom Messer aufgeschlitzt worden, und sie sahen die beiden von Metallklammern zusammengehaltenen Schnitthälften. Unterm Kinn hatte ich einen langen waagerechten Schnitt, der gleichfalls von Klammern zusammengehalten wurde. Sie sahen, dass der gesamte Halsbereich grotesk angeschwollen und dunkel angelaufen war. Sie sahen, dass das getrocknete Blut der Wunde meiner linken Hand einem Stigma glich. Die Wunde war verbunden, die Hand geschient. Und als der Pfleger kam, um das verletzte Auge zu behandeln, sahen Eliza und die anderen, was auf sie wie der Spezialeffekt eines Science-Fiction-Films gewirkt haben muss, denn das enorm angeschwollene Auge war aus seiner Höhle gequollen und hing wie ein riesiges weich gekochtes Ei an meinem Gesicht herab. Die Schwellung war so schlimm, dass die Ärzte in den ersten Tagen nicht einmal zu sagen vermochten, ob ich noch ein Augenlid hatte (habe ich). Eliza und die anderen sahen den Beatmungsschlauch in meinem Mund, doch wusste niemand, wann er wieder entfernt werden würde, falls überhaupt. Die Wunden am Oberkörper waren zugedeckt, aber ihnen war bekannt, dass meine Leber verletzt worden war und dass man mir ein Stück vom Dünndarm entfernt hatte. Ihnen war auch gesagt worden, dass mein Herz »beschädigt« worden war. Sie wussten nicht, ob ich überleben würde, und wenn ja, in welcher Verfassung ich dann wäre. All das war ihnen anzusehen, für mich aber blieben ihre Gesichter verschwommen. In meinem betäubten, halbbewussten Zustand war ich einfach nur froh, sie um mich zu wissen.

(Viele Wochen lang weigerte sich Eliza, mich in einen Spiegel blicken zu lassen, sodass ich keine Ahnung hatte, wie fürchterlich ich aussah. Ärzte und

Schwestern kamen, um mich zu untersuchen, sagten: »Sie sehen schon viel besser aus«, und ich glaubte ihre Lügen, weil ich ihnen glauben wollte. Spätnachts auf der Intensivstation des UPMC Hamot, wenn ich aus anderen Zimmern das Wehklagen der Sterbenden hörte, hing die größte Frage – Leben oder Sterben? – in der Luft, und es gab keine eindeutige Antwort.)

Eliza war an meiner Seite und wollte sich ihren Kummer und ihre Angst nicht anmerken lassen, da sie wusste, sie musste für mich liebevoll und stark sein. »Beweg deinen Fuß«, sagte sie, »wenn du mich verstehen kannst.« Und als sich mein Fuß nicht bewegte, war sie kurz vorm Verzweifeln. Vielleicht hatte das Messer, das so tief in mein Auge eingedrungen war – bis auf den optischen Nerv –, auch mein Hirn verletzt.

Als ich wenig später nicht mehr ganz so benommen war und besser verstand, was man von mir wollte, fing ich an, meinen Fuß zu bewegen, einmal für ja, zweimal für nein, und selbst in meinem beduselten Zustand konnte ich spüren, welche Wellen der Erleichterung sich im Zimmer ausbreiteten.

Jetzt, da sie wussten, dass ich sie verstand, konnten sie mit mir reden. Eumir kam, setzte sich ans Kopfende und sagte, es gebe da etwas, das er mir vorlesen wolle. Eine Erklärung von Präsident Biden zu dem Angriff. Langsam und deutlich sprach Eumir in mein Ohr:

»Jill und ich waren traurig und schockiert, als wir am gestrigen Abend von dem brutalen Attentat auf Salman Rushdie erfahren haben. Gemeinsam mit allen Amerikanern und Menschen überall auf der Welt beten wir dafür, dass er gesund wird und sich wieder erholt. Und ich bin all jenen dankbar, die als Erste reagiert haben, diesen tapferen Leuten, die aufgesprungen sind, um Rushdie zu Hilfe zu eilen und den Angreifer zu überwältigen.

Mit seinem Verständnis für das Menschliche, seinem unvergleichlichen Gespür für Geschichten, seiner Weigerung, sich einschüchtern oder den Mund verbieten zu lassen, steht Salman Rushdie für wesentliche, universelle Werte. Für Wahrheit, Mut und Widerstandsfähigkeit. Für die Möglichkeit, furchtlos Ideen auszutauschen. Dies sind die Bausteine einer jeden freien und

offenen Gesellschaft. Und heute bekräftigen wir unser Bekenntnis für diese zutiefst amerikanischen Werte in Solidarität mit Rushdie und all jenen, die für die Meinungsfreiheit eintreten.«

Wenn einem der Tod sehr nahe kommt, weicht der Rest der Welt weit zurück, und man kann eine große Einsamkeit spüren. Freundliche Worte spenden in solchen Zeiten Trost und Kraft. Sie lassen einen spüren, dass man nicht allein ist, dass man vielleicht nicht vergebens gelebt und gearbeitet hat. Während der nächsten vierundzwanzig Stunden wurde mir bewusst, wie viel Liebe in meine Richtung strömte, eine weltweite Lawine des Entsetzens, der Unterstützung und Bewunderung. Außer von Präsident Biden gab es auch klare Worte vom französischen Präsidenten Macron: »Dreiunddreißig Jahre lang hat Salman Rushdie die Freiheit des Wortes und den Kampf gegen Aufklärungsfeindlichkeit verkörpert. Gerade ist er das Opfer einer feigen Attacke der Kräfte von Hass und Barbarei geworden. Sein Kampf ist unser Kampf, er ist universell. Heute mehr denn je stehen wir an seiner Seite.« Ähnliche Statements gab es von anderen Staatenführern. Selbst Boris Johnson, damals englischer Premier, der, als ich im Juni 2007 für »Verdienste um die Literatur« geadelt wurde, in einem Artikel behauptet hatte, ich sei für diese Auszeichnung als Schriftsteller nicht gut genug, rang sich widerwillig einige Plattitüden ab. Nur Indien, das Land meiner Geburt und meine größte Inspirationsquelle, fand an diesem Tag keine Worte. Und natürlich gab es auch Stimmen, die sich zufrieden über das äußerten, was geschehen war. Ist man zum Hassobjekt geworden, gibt es Menschen, die einen hassen. Das hatte auch schon in den letzten vierunddreißig Jahren gestimmt.

Freunde schickten Nachrichten auf mein Handy, obwohl sie wussten, dass ich keine SMS lesen konnte. Freunde schickten Mails und hinterließen Sprachnachrichten, obwohl sie wussten, es würde vergeblich sein. Sie schickten Nachrichten über Facebook und Instagram. *Bitte, bitte, werde gesund*.

Mein Foto vom Vollmond über Lake Chautauqua, aufgenommen am Abend vor dem Angriff, war das Letzte, was ich auf Instagram gepostet hatte. »Denke an dich«, schrieben Dutzende von Leuten in ihren Kommentaren. »Denke an dich und habe Kerzen in der Wüste für dich angezündet.« »Du wirst von so vielen nah und fern geliebt und gebraucht. Wir alle drücken dir

die Daumen.« »Wir hoffen, Stärke in der Not erweist sich einmal mehr als deine Superkraft.« »Verzweifelt.« »Mögen die Sterne mit dir sein, wenn es der Mond schon nicht war.« »Werde gesund, erhol dich, halte durch.« »Wir lieben dich.« »Wir lieben dich.« »Wir lieben dich.«

Viele Menschen schrieben, sie beteten für mich, obwohl sie doch wussten, dass ich ein gottloser Bastard war.

»Ich dachte, du schaffst es nicht«, erzählte mir viel später eine Freundin, die Künstlerin Taryn Simon. »Wir alle dachten das. Ich habe geglaubt, ich hätte dich verloren, und das war das schlimmste Gefühl, das ich je gehabt habe.«

Und dann waren da die Reaktionen von ganz gewöhnlichen Menschen – Leserinnen, Nichtlesern, mir unbekannten Menschen, einfach nur guten Menschen, die entsetzt auf etwas Schlimmes reagierten. Einige dieser Nachrichten las Sameen mir am Telefon vor, ehe sie von London in die Staaten flog. Mir ging es nicht gut genug, um das wahre Ausmaß dessen zu begreifen, was außerhalb meines Krankenzimmers geschah. Ich war schon immer davon überzeugt gewesen, dass die Liebe eine außerordentliche Kraft ist, dass sie in ihrer mächtigsten Form Berge versetzen kann. Sie kann die Welt verändern.

Ich begriff, dass mein eigenartiges Leben mich ins Zentrum jener Schlacht versetzt hatte, die zwischen »Hass und Barbarei«, wie Präsident Macron sich ausdrückte, sowie der heilenden, vereinenden, inspirierenden Kraft der Liebe stattfand. Die Frau, die ich liebte und die mich liebte, war an meiner Seite. Wir würden diese Schlacht gewinnen. Ich würde leben.

*

Vorläufig war dieses Zimmer die Welt, und die Welt war ein tödliches Spiel. Wollte ich das Spiel verlassen und zur größeren, vertrauteren Realität zurückkehren, würde ich eine Reihe von Tests bestehen müssen, körperliche wie moralische, genau wie die Helden in Mythologien überall auf der Welt. Meine Gesundheit – mein Leben – war das Goldene Vlies, dem ich entgegensegeln wollte, die *Argo* in dieser Erzählung ein Bett, das Zimmer die See, und die See war die gefährliche Welt.

Irgendwann in jenen ersten vierundzwanzig Stunden nach der OP, als mein Leben an einem seidenen Faden hing, träumte ich von Ingmar Bergman.

Vielmehr sah ich, um genau zu sein, jene berühmte Szene aus *Das siebte Siegel*, in der der Ritter vom Kreuzzug heimkehrt, ein letztes Spiel Schach gegen den Tod spielt und das unvermeidliche Schachmatt so lang wie möglich hinauszuzögern versucht. Das war ich. Ich war der Ritter. Seit den Collegetagen aber hatte sich mein Schachspiel gewaltig verschlechtert.

Die Intensivstation im Hamot ist kein ruhiger Ort. Seit ich mich dort aufhielt, hatte man eine komplette Sicherheitssperre verhängt, auf den Fluren gab es jede Menge Security. Wenn Eliza sich aus der Kantine ein Sandwich holen wollte, musste sie ein Wachmann begleiten. Hier oben aber, auf der traumatologischen Intensivstation, ging es auf kaum erträgliche Weise unbeherrscht zu. Jemand in einem Nebenzimmer verlangte lauthals Medikamente, und in einem anderen Zimmer schrie jemand, für den vermutlich jede medizinische Hilfe zu spät kam. Manchmal war ein Schluchzen zu hören. Und wenn Eliza an den Zimmern der Sterbenden vorbeilief, fragte sie sich immer wieder, ob das mein Schicksal sein würde. *Werden sie meinen Mann auch in einen Leichensack stecken?*

Fast wäre es dazu gekommen. Als später klar war, dass ich überleben würde, wirkten selbst die Ärzte erleichtert. »Als man Sie aus dem Hubschrauber hergebracht hat«, sagte jemand vom Operationsteam, »haben wir nicht geglaubt, dass wir Sie retten können.«

Sie haben mich gerettet, aber es war verdammt knapp.

Ein anderer Arzt sagte: »Wissen Sie, was Ihr größtes Glück war? Ihr größtes Glück war, dass der Mann, der Sie angriff, keine Ahnung davon hat, wie man einen Menschen mit dem Messer umbringt.«

Die aufblitzende Erinnerung an eine schwarz gekleidete Silhouette, die wild zusticht, knapp scheitert. Aber auch fast Erfolg gehabt hätte. Mein dummer, wütender A.

*

Am Nachmittag des 13. August entschied man, den Beatmungsschlauch zu entfernen. Raus kam er, der Gürteltierschwanz, und das war so angenehm, wie's klingt. Doch dann gute Neuigkeiten. Ich konnte aus eigener Kraft atmen. Und ich machte den Mund auf und sagte die ersten Worte.

»Ich kann sprechen.«

Damit fing ich an zu kämpfen, mich zur Wehr zu setzen. Und Eliza fing

an zu hoffen. Ich lebte, ich konnte atmen, und mit der Zeit würde der Rest der Welt zu mir zurückkehren. (Wir weigerten uns, *vielleicht* zu denken. Wir verweigerten uns ganz und gar jedem *Vielleicht*. »Vielleicht« gab es nicht. Es gab nur »ja«.)

*

Eliza wollte mich in meinem Intensivzimmer nicht allein lassen. Die anderen blieben einige Nächte in einem Hotel in der Nähe, ehe sie zurück in ihre unterbrochenen Leben fuhren. Mein Sohn Zafar traf aus London ein, und einige Tage später kam auch Sameen. Sie nahmen sich ebenfalls Zimmer in einem Hotel. Eliza aber blieb bei mir. Es war nicht leicht. Das Krankenhaus, hatte man ihr gesagt, liege in einer üblen Gegend. Es sei für sie nicht sicher, allein draußen zu sein, nicht einmal, um zu einem Walgreens wenige Häuserblocks entfernt zu gehen und ein paar Vorräte einzukaufen.

Sie schlief auf einem gepolsterten Fenstervorsprung, was ziemlich unbequem gewesen sein muss, aber Eliza schaltete auf Superheldinnenmodus um. Sie ließ sich weder Kummer noch Angst anmerken, wirkte weder erschöpft noch gestresst, war nur voller Liebe und Kraft. In der Zeit meiner größten Schwäche wurde sie zu meinem – unserem – unzerstörbaren Fels. Jeder, der in Reichweite kam, musste ihr Rede und Antwort stehen – Ärzte mussten ihre Entscheidungen erklären, Krankenschwestern beschreiben, wie sie mir helfen wollten, und FBI-Beamte oder Polizisten aus New York oder Pennsylvania, die zu mir wollten, mussten an ihr vorbei.

Sie wollte sicherstellen, dass meine Krankenhauskosten von meiner Krankenversicherung der NYU getragen wurden, also fragte sie sich zur Vizedekanin am Kunst- und Wissenschaftskolleg durch, einer äußerst hilfsbereiten Frau, die ihr zusagte, dass die Versicherung alles übernehmen werde, was nötig sei. Eliza begann bereits Pläne für unsere Rückkehr nach New York zu schmieden. Was würde ein Krankentransport mit dem Flugzeug kosten? Wäre der durch die Versicherung gedeckt? (Nein, das war zu viel verlangt.) Also gut. Gab es ein Flugzeug, das wir uns leihen konnten? Wie es der Zufall wollte, kannten wir tatsächlich einige Leute, die ein Flugzeug besaßen – keiner von denen gehörte der literarischen Welt an –, und wir kannten auch ein, zwei Leute, die Leute kannten, die ein Flugzeug ihr Eigen nannten, und mindestens drei dieser Leute boten uns freundlicherweise ihre

Maschine an. Am Ende aber war das alles zu kompliziert. Wo standen die Flieger? Konnte eine der Maschinen zu uns kommen, wenn wir sie brauchten? War an Bord die notwendige medizinische Versorgung gewährleistet? Konnten die notfallmedizinischen Geräte untergebracht werden, die für den Flug nötig waren? Konnte uns ein Arzt begleiten, das Sicherheitspersonal? Außerdem … ich wollte mich niemandem derart verpflichtet fühlen, auch wenn es noch so großzügig gemeint war. Wir entschieden, bei dem zu bleiben, was wir uns leisten konnten. Wir würden die Straße nehmen. Eliza trieb im Hamot denjenigen auf, der uns helfen konnte, einen Krankentransporter sowie all jene Leute zu finden, die wir für unsere Fahrt brauchten. Eliza sprach mit der Polizei. Die Polizei von Pennsylvania erklärte sich sofort bereit, uns bis zur Staatsgrenze zu begleiten, und die New Yorker Polizei war einverstanden, uns dort abzuholen und bis nach New York City zu bringen. In Manhattan wollte man mich der Rehaklinik übergeben, mit der Eliza in Verhandlung stand, dem Rusk Institut für Rehabilitationsmedizin, einem Teil des New Yorker Langone-Universitätskrankenhauses und eine Rehaklinik, die landesweit zu den besten gehörte. Sie vergewisserte sich, dass das Rusk ein Zimmer frei hatte, dass man ein Zimmer räumen und es bereitstellen würde, sobald wir es brauchten.

»Sobald wir es brauchten« – bis dahin sollten noch zwei Wochen vergehen. Aber Eliza blieb am Ball.

*

Mitternacht vom 14. auf den 15. August wird für mich auf immer eine besondere Bedeutung haben. Das war der Moment, damals, 1947, als Indien seine Unabhängigkeit von der britischen Herrschaft erlangte. Es war auch der Moment, in dem mein fiktiver Held Saleem Sinai, Antiheld und Erzähler der *Mitternachtskinder*, geboren wurde. Ich hatte mir angewöhnt, Indiens Unabhängigkeitstag »Saleems Geburtstag« zu nennen. Dieses Jahr aber bekam der Unabhängigkeitstag für mich eine persönlichere Bedeutung.

Montag, der 15. August, war Tag 3. Der Tag, an dem klar wurde, dass ich weiterleben würde. Sagen wir: Ich wäre frei zu leben. Und das war in diesen Tagen die Freiheit, die mich am meisten interessierte.

Mein Verstand begann wieder zu funktionieren. Ich hatte zwei Scans über mich ergehen lassen, die beide zeigten, dass mein Hirn keinen Schaden

genommen hatte, folglich gab es für meinen Verstand keinen Grund, nicht zu funktionieren. Dies war vermutlich das größte Glück – wäre die Klinge nur einen knappen Millimeter tiefer eingedrungen, hätte sie meine geistigen Fähigkeiten gelähmt, so aber wusste ich, während ich mich erholte, dass ich wieder ich selbst sein würde.

Man entwöhnte mich von den wirklich ziemlich starken Schmerzmitteln – schließlich will man, wenn einem auf wundersame Weise das Leben gerettet wurde, nicht als Opioidsüchtiger enden –, und damit hörten auch die Visionen auf, was ich bedauerte. Sie waren mir lieb geworden, die Alphabetpaläste und umherschwebenden goldenen Buchstaben.

»Wir müssen das hier festhalten«, war vermutlich mein erster zusammenhängender Gedanke. Ich wusste nicht genau, wie Eliza darauf reagieren würde, aber sie gab mir sofort und nachdrücklich recht. »Bei dem hier geht es nicht nur um mich«, sagte ich. »Es geht um etwas Größeres.«

Damit meinte ich natürlich die Freiheit, was immer dieses viel geschundene Wort auch bedeuten mochte. Außerdem wollte ich über Wunder nachdenken und darüber, was das Eindringen des Wundersamen in das Leben von jemandem bedeutete, der nicht an Wunder glaubte, der aber dennoch ein Leben damit zugebracht hatte, imaginäre Welten zu schaffen, in denen Wundersames geschah. Dieses Wundersame – ebenso wie A. und sein Opfer – hatte eine Schwelle überschritten. Sie waren aus dem Fiktiven ins Faktische gereist.

Eliza ließ sich ihre Kameraausrüstung schicken. Zwei Tage später traf sie aus New York ein, sodass wir an Tag 5 damit beginnen konnten, meine körperliche Verfassung zu dokumentieren, meine Fortschritte, aber auch meine Gedanken und Ideen über das Attentat festzuhalten, über meine Arbeit und über die Welt. Eliza ist eine versierte Fotografin und Videofilmerin (wie auch Romanautorin und Dichterin – manchmal glaube ich, ihr Talent kennt keine Grenzen), weshalb wir keine Hilfe von außen brauchten. Dies sollte etwas sein, was wir zusammen machten. Damit würden wir dem Tod trotzen und das Leben feiern und die Liebe oder, ein wenig prosaischer, wir würden uns dem angerichteten Schaden stellen.

Noch ehe die Ausrüstung eintraf, hielten wir Gespräche auf dem Handy fest.

Liebling, wie fühlst du dich heute? Kommst du zurecht, mein

Lieber? Heute ist Tag 4 nach dem Tag, der unsere Leben auf immer verändert hat.

Ach, weißt du … es ist ein Auf und Ab. Ich bin umgeben von denen, die ich liebe. Am wichtigsten aber ist, dass du da bist. Also komme ich klar.

Wir werden das schaffen. Wir haben noch mehr Geschichten zu erzählen. Und wir kennen die größte aller Geschichten, die Geschichte der Liebe.

Das stimmt.

Heute ist wieder ein guter Tag. Ein neuer guter Tag für uns beide.

Das habe ich dir zu verdanken. Du machst all die Arbeit.

Aber du hast das Wichtigste geschafft, du bist nicht gestorben.

Schade um meinen Anzug von Ralph Lauren.

Wir besorgen dir einen neuen. Wir marschieren schnurstracks in den Ralph-Lauren-Laden und sagen: Geben Sie diesem Mann einen Anzug.

Könnte wirklich sein, dass sie mir einen geben.

Wie geht es deiner Hand, mein Lieber?

Sie fühlt sich schwer an, fast, als hinge mir noch eine zusätzliche Hand an meinem Arm.

Ich liebe dich. Wir stehen das hier gemeinsam durch.

Ich liebe dich auch.

*

Ich war in keiner Verfassung, um über Freiheit zu reden. Das Wort war zum Minenfeld geworden. Seit die Konservativen begonnen hatten, es zu vereinnahmen (der Freedom Tower, in *freedom fries* umbenannte Pommes), rückten Liberale und Progressive davon zugunsten neuer Definitionen des Gemeinwohls ab, die einen nicht länger berechtigten, die neuen Normen zu hinterfragen. Der Schutz der Rechte und Gefühle von verletzlichen Gruppen

hat Vorrang vor der Meinungsfreiheit, vor dem, was der Nobelpreisträger Elias Canetti »die gerettete Zunge« nannte. Diese Bewegung fort von den Prinzipien des Ersten Zusatzartikels ließ zu, dass ein ehrwürdiger Teil der Verfassung von der Rechten vereinnahmt wurde. Dadurch verkam der Erste Zusatzartikel zu etwas, das es den Konservativen erlaubte, zu lügen, zu beleidigen und zu verunglimpfen. Er verkam zu einer Freiheit der Engstirnigkeit. Die Rechte besaß zudem eine neue soziale Agenda, eine, die wie eine sehr alte klang: Autoritarismus, unterstützt von skrupellosen Medien, jeder Menge Geld, willigen Politikern und korrupten Richtern. All dies, erzeugt von den neuen Ideen zu dem, was falsch und was richtig war, sowie mein Verlangen, die Idee der Freiheit – die von Thomas Paine, die der Aufklärung, die von John Stuart Mill – vor diesem Neuen zu schützen, überstieg meine Fähigkeit, mich auszudrücken. Meine Stimme war schwach und leise. Der Körper stand unter Schock. Über Wunder zu reden, war das Einzige, was mir gelingen wollte.

Eliza sagte, es gebe Leute, die behaupteten: »Eine höhere Macht hat dich beschützt.«

Was sollte ich damit anfangen? Mein Leben lang war ich Atheist gewesen, war der Sohn eines Atheisten und der Vater zweier Atheisten, von einem (Zafar), der sich zu seinem Atheismus nicht äußerte, sowie einem anderen, der sich offen dazu bekannte (Milan). Und jetzt sollte ich plötzlich glauben, vom Himmel herab habe sich eine schützende Hand über mich gelegt und das Leben eines Ungläubigen geschützt? Was denn noch? Wenn Wunder real waren, was war mit dem Rest? Ein Leben nach dem Tod? Himmel und Hölle? Erlösung? Verdammung? Das war zu viel.

Obwohl ich keine Zeit für Götter und Göttinnen hatte und an Wissenschaft und Vernunft glaubte, hatte ich ein halbes Jahrhundert lang Bücher geschrieben, in denen die Gesetze der Physik immer wieder auf den Kopf gestellt wurden und Menschen sich nachts in mörderische Bestien verwandelten, zu Telepathen wurden oder aus zehntausend Meter Höhe aus einem Flugzeug fielen, überlebten und sich echte Hörner wachsen ließen, Bücher, in denen jemand doppelt so rasch wie gewöhnlich alterte, in denen jemand einen Zentimeter über dem Boden schwebte oder eine Frau zweihundertsiebenundvierzig Jahre lang lebte.

Was hatte ich da die letzten fünfzig Jahre nur getrieben?

Ich will sagen: Ich halte Kunst für einen Wachtraum. Und die Fantasie kann die Kluft zwischen Traum und Realität überbrücken; sie erlaubt uns, das

Reale durch das Objektiv des Irrealen auf neue Arten zu sehen. Nein, ich glaube nicht an Wunder, aber ja, meine Bücher tun das. Mit Whitman gefragt: Widerspreche ich mir? Und wenn schon, dann ist das eben so, ich widerspreche mir. Ich glaube nicht an Wunder, aber mein Überleben ist ein Wunder. Okay, na gut. Soll es so sein. Die Realität meiner Bücher – ja, wenn Sie unbedingt wollen, nennen wir es magischen Realismus – wurde zu jener Realität, in der ich lebe. Vielleicht haben meine Bücher seit Jahrzehnten an jener Brücke gebaut, sodass das Wunderbare sie nun überqueren konnte. Das Magische wurde zum Realismus. Vielleicht haben meine Bücher mir das Leben gerettet.

Selbst in meinen Ohren klang das wie im Fieberwahn dahergeredet. Ich versuchte, mich zusammenzureißen.

»Lass uns was aufnehmen«, sagte ich.

*

Zu meiner Überraschung gab der unglückselige A. an Tag 5 im Bezirksgefängnis von Chautauqua den Journalisten Steven Vago und Ben Kesslen von der *New York Post* ein Interview. Gegen ihn war Anklage wegen versuchten Mordes und schwerer Körperverletzung erhoben worden, doch er plädierte auf nicht schuldig. (Nicht schuldig eines Verbrechens, das vor einer Vielzahl von Zuschauern begangen worden war? Wenn du meinst, dachte ich. Aber ich bin mir nicht sicher, ob du damit durchkommst.) Auf dem Bild in der Zeitung – das der *Post* vom Büro des Sheriffs übermittelte Polizeifoto – sah er mit seinen großen Ohren und dem unzureichenden Bartwuchs auf absurde, beinahe liebenswerte Weise jung aus, und sein gelassenes Auftreten konnte man durchaus als den Wahn ignoranter Jugend deuten. Ich weiß, dass ich das Richtige getan habe, verrät uns seine Miene, und mir ist egal, was andere behaupten.

Er erklärte, »irgendwann im Winter« in einem Tweet von meiner Teilnahme an der Veranstaltung gelesen zu haben, wodurch er »inspiriert« worden sei, nach Chautauqua zu fahren. *Danke*, dachte ich, *das verrät Vorsatz*. »Ich glaube, ich war überrascht, als ich gehört habe, dass er überlebt hat.« *Noch einmal danke,* dachte ich, *das verrät Absicht*. Ansonsten hatte er nichts Interessantes zu sagen. Er »verehre« Ajatollah Chomeini, und was seine Meinung über mich anging: »Ich mag diese Person nicht. Ich denke

nicht, dass er ein guter Mensch ist. Ich mag ihn nicht. Ich mag ihn ganz und gar nicht.« Von meinem Werk hatte er kaum mehr als »ein paar Seiten« gelesen, doch habe er mich letztens auf YouTube gesehen und entschieden, ich sei ein »unredlicher Mensch«. »Ich mag keine Menschen, die derart unredlich sind«, erklärte er ein wenig nebulös. Derart unredlich? Wie denn? Er hat es nicht weiter ausgeführt.

Wollte man einen Kriminalroman schreiben, wäre »Ich wollte ihn ermorden, weil er unredlich war« wohl kein besonders überzeugendes Motiv, und nach der Lektüre des Interviews hatte ich stark den Eindruck, dass seine Entscheidung, mich zu ermorden, untermotiviert blieb. Schriebe ich über jemanden, dessen Motiv für einen kaltblütigen Mord – kein Verbrechen aus Leidenschaft, sondern eine geplante und bis ins Detail lange vorher ausgearbeitete Tat – darin bestand, einige Videos gesehen zu haben, würden meine Lektoren vermutlich sagen, dass sie die Figur nicht sonderlich überzeugend fänden. Es mag bizarr klingen, dass der Beinahe-Ermordete seinem Beinahe-Mörder vorwirft: »Du solltest dir was Besseres ausdenken« – schließlich *hatte* er versucht, mich zu töten, weshalb er selbst seine Gründe offensichtlich für ausreichend hielt –, aber genau das wollte ich tun.

Ich wollte ihn treffen. Ich wollte mit ihm in einem Raum sitzen und sagen: »Erzähl.« Ich wollte, dass er mir in mein (eines verbliebenes) Auge blickt und mir die Wahrheit sagt.

Eliza war strikt dagegen. »Das wird nicht passieren«, sagte sie. Angesichts meiner körperlichen Verfassung war sowieso klar, dass in nächster Zeit nichts daraus werden würde; und vielleicht wollte A. auch gar nicht mit mir reden. Seine Anwälte würden ihm bestimmt davon abraten. Anfangs war ich jedenfalls fest entschlossen, es wenigstens zu versuchen. Später dachte ich mir jedoch, dass der junge Mann nicht besonders intelligent wirkte – »Nicht gerade die hellste Kerze am Baum«, habe ich vielleicht zu Eliza gesagt –, zumindest mangelte es seiner Ausdrucksfähigkeit an einer gewissen Raffinesse. Meine unfreundliche Vermutung lief daraus hinaus, dass er wohl kaum zu denen gehörte, die ein erforschtes Leben lebten. Sollte ich ihm gegenüber das bekannte Diktum von Sokrates »Das unerforschte Leben ist nicht lebenswert« erwähnen, so bezweifelte ich, dass ihm dies eine interessante Antwort entlocken würde. Also entschied ich, dass ich mir seine Klischees nicht anzuhören brauchte. Für mich wäre es besser, ich würde ihn mir ausdenken.

Zu jenem Zeitpunkt hatte ich noch nicht beschlossen, dieses Buch zu

schreiben. Wir machten unsere Video-, Tonband- und Bildaufnahmen von dem, was mit mir geschah – mit *uns* –, hatten uns aber noch nicht einmal gefragt, ob dies privat bleiben sollte, eine Art Tagebuch für uns selbst, vielleicht auch für die Familie, oder ob es für ein größeres Publikum gedacht war. Unsere Entscheidung, einen Dokumentarfilm zu drehen, und mein Entschluss, dieses Buch zu schreiben, fielen nahezu gleichzeitig. Gleich darauf dachte ich: »Es gibt drei wichtige Figuren in dieser Geschichte – Eliza, mich und *ihn*.« Also entschied ich, *ihn* mir vorzustellen, mich in seinen Kopf hineinzuversetzen und zu beschreiben, was ich dort vorfand, würde interessanter sein, als ihm in seinem schwarz-weißen Gefängnisoverall gegenüberzutreten und mir sein ideologisches, schwarz-weißes Der-Zweck-heiligt-die-Mittel-Blabla anzuhören. A. erhält also sein eigenes Kapitel. Er kommt noch an die Reihe.

*

Mir ging es nicht gut. Ich war ein gebrochener Mann. Aber ich heilte.

Die Leber ist ein erstaunliches Organ. Sie regenerierte sich und begann wieder, anständig zu arbeiten. Und ich lief nicht länger gelb an.

Mein Dünndarm schien auch wieder zu funktionieren, die Ärzte hatten also gute Arbeit geleistet. Nichts macht Krankenhäuser glücklicher, als wenn der Patient sagt, er habe Stuhlgang. Krankenhäuser mögen es gar nicht, wenn es keinen Stuhlgang gibt, wenn sich da nichts bewegt, also geben sie einem Tabletten, die Durchfall verursachen, bis man sie bittet, damit aufzuhören, und in flehentlichem Ton verspricht, dass sich da bald was bewegt, dass es gleich Stuhlgang gibt, ehrlich, und wenn es dann endlich so weit ist, sind alle glücklich.

Unerklärlicherweise hatte sich Flüssigkeit in meiner rechten Lunge angesammelt. Sie musste abgesaugt werden. Man brachte mich in einen OP auf einem der unteren Stockwerke. Ich musste mich auf die Seite legen, erhielt eine Spritze, wurde örtlich betäubt, und das Absaugen begann.

»Keine Sorge. Ich bin ein Meister im Flüssigkeitenabsaugen«, sagte der Arzt. Oh, dachte ich (hab’s aber nicht gesagt), ich wusste gar nicht, dass es in dieser Disziplin Meisterschaften gibt. Eine Weltmeisterschaft im Absaugen von Flüssigkeiten? Ein Super Bowl im Absaugen von Flüssigkeiten? Wer trat bei der Halbzeitshow auf? Muddy Waters? Aqua? Halt die Klappe, Salman.

Es ist bald vorbei. Es dauerte länger als gedacht, und es war eine Menge. Neunhundert Milliliter! Der Meister reckte seine Trophäe in die Höhe, einen Plastikbeutel mit heller rosaroter Flüssigkeit. »Ich hatte nicht geahnt, dass es so farbig sein würde«, sagte ich. Weil ich nicht daran gedacht hatte, dass der Flüssigkeit, welcher auch immer, Blut beigemengt sein würde. Aber natürlich war Blut darin.

*

Solange ich nicht im Zimmer war, richtete Eliza die Kamera auf sich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf, jenen, von denen sie nicht wollte, dass ich sie sah, ihre Trauer, ihre Angst, ihre Fassungslosigkeit, das Gefühl, verloren zu haben, was sie für ihr Leben gehalten hatte, und vor allem ihre Wut auf den Mann, der »nach Chautauqua kam und die Gewalt wählte. Er wählte die Gewalt.« Aber, schloss sie: »Mir geht es gut, mir geht es gut, denn er ist nicht tot. Mein Mann lebt.«

Es hat lange gedauert, ehe sie mir erlaubte, den aufgenommenen Monolog zu sehen, ihre Wutrede. Und als ich sie sah, war ich überwältigt von diesem Beweis ihres Leids und verstand besser als zuvor, welch ungeheure Anstrengung es sie gekostet hatte, all das zu verbergen, zu lächeln und mich liebevoll zu umsorgen. Sie musste sich davon erholen. Sie war fast genauso schlimm verletzt worden wie ich.

*

In meiner Zunge war auf der linken Seite ein tiefer Schnitt. Als ich im Amphitheater zu Boden fiel, hatte ich wohl versehentlich daraufgebissen. Die Wunde musste genäht werden. Eliza sagte, zuzusehen, wie mir der Mund aufgehalten wurde, während ein Arzt mit Nadel und Faden meine Zunge nähte, sei das Zweitschlimmste gewesen, was sie je gesehen hatte. Die Fäden, versicherte man mir, würden sich von selbst auflösen und in zwei Wochen verschwunden sein. Bis dahin hieß es für mich nur leichte Kost – Suppe, Kartoffelbrei, nicht viel mehr. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass wenigstens meine Zähne in Ordnung zu sein schienen; sie waren nicht ausgefallen, wovon ich doch nach dem ersten Schlag überzeugt gewesen war.

Allmählich und im vorgegebenen Zeitplan heilte meine Zunge, die Fäden

lösten sich auf.

*

Mein Auge war das Schlimmste, was Eliza mit ansehen musste. Eine Krankenschwester kam jede Stunde, um es mit einer Salzlösung zu befeuchten, da es so geschwollen, so vorgequollen war, dass sich das Lid nicht schließen und das Auge sich folglich nicht selbst befeuchten konnte. Es gab jede Menge Anlass zum Weinen, aber keine Tränen.

Als der Verband abgenommen wurde, war das Auge eine Monstrosität. Ärzte kamen, um zu testen, ob ich noch irgendwas damit sehen konnte. Mir wurde gesagt, ich solle mit der unverletzten rechten Hand das linke Auge abdecken, dann wolle man mir mit einer Taschenlampe ins rechte Auge leuchten.

Es gab einen Moment großer Aufregung, als ich sagte, ich könne am Rand des Blickfeldes meines rechten Auges Licht wahrnehmen. Sogar die Ärzte waren aufgeregt, aber die Hoffnung trog. Ich hatte bloß mein linkes Auge nicht gut genug abgedeckt und damit an der Hand vorbei etwas Helles gesehen.

Das Auge war verloren. Ich musste mich damit abfinden. Der optische Nerv war durchtrennt, und das war's. Mich hat er nicht erwischt, dieser A., aber mein Auge. Selbst heute, während ich dies schreibe, habe ich mich mit dem Verlust noch nicht abgefunden. Zum einen ist es körperlich schwierig – es ist nicht einfach, damit zurechtzukommen, einen ganzen Quadranten des normalen Blickfeldes nicht sehen zu können, oder auch damit, dass die Zwei-Augen-Perspektive verloren ging, weshalb ich, will ich mir Wasser einschenken, schon mal das Glas verfehle –, noch schwieriger aber ist es emotional. Hinzunehmen, dass es für den Rest des Lebens so bleiben wird, ist … deprimierend. Doch wie Saleem Sinais Eltern ihrem Jungen in *Mitternachtskinder* (und meine mir) oft genug gesagt haben: »Was hilft's, wir können ja doch nichts daran ändern.«

Es kam der Tag, an dem mir die Ärzte ihre kurzfristigen Pläne für mein Auge darlegten. Eine endgültige Entscheidung über seine langfristige Zukunft könne erst getroffen werden, wenn die Schwellung zurückgegangen sei. Sie nehme bereits ab, doch liege noch ein langer Weg vor mir. In einigen Tagen aber könnte es möglich sein, das Lid übers Auge zu ziehen, und wenn

es so weit sei, gäbe es eine Möglichkeit, die Probleme mit dem Auge zu lindern und es besser zu schützen. Sie schlugen vor, das Lid nach unten zu ziehen und beide Lider zusammenzunähen. Danach würde der Tränenkanal wieder normal funktionieren und das Auge müsste nicht mehr stündlich mit einer Salzlösung befeuchtet werden. Und es wäre auch vor künftigem Leid besser geschützt. (*Was kann dem denn noch passieren?*, dachte ich, verkniff mir aber die Frage.)

»Klingt ziemlich schmerzhaft«, sagte ich.

»Sie bekommen eine starke örtliche Betäubung«, wurde mir versichert.

»Okay«, sagte ich, »im Schmerzaushalten bin ich nämlich echt nicht gut.«

Die Prozedur wurde einige Tage später durchgeführt. Ich sah die Nadel auf mich zukommen und fragte verängstigt: »Was ist denn mit der Betäubung?« Die sei in der Spritze, wurde mir gesagt. Über das, was folgte, kann ich nur sagen, sollte das gestimmt haben, vermag ich mir auch nicht einmal ansatzweise vorzustellen, wie schmerzhaft eine solche Behandlung ohne Betäubung sein muss. Eliza war mit mir im Zimmer, hörte also mein lautes, schmerzvolles Stöhnen und sah, wie sich mein Körper versteifte. Lassen Sie mich Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, einen Rat geben: Falls Sie es vermeiden können, dass man Ihnen die Lider zusammennäht … vermeiden Sie es. Es tut wirklich, wirklich weh.

Die Operation war »erfolgreich«, so die Mediziner. Das wäre kaum das Wort gewesen, das ich benutzt hätte. Nichts, was ich zuvor erlebt hatte, war unerträglichem Schmerz so nahe gekommen – ja, auch die Messerstiche nicht; beim Attentat hatte ich dermaßen unter Schock gestanden, dass ich den Schmerz nicht als Schmerz wahrnahm, auch wenn jene bereits erwähnten Zeugen behauptet haben, ich hätte »geschrien«. Nach dieser »erfolgreichen« Prozedur musste ich jedenfalls an einige Zeilen aus Bob Dylans Song »Love Minus Zero/No Limit« denken, den mein Freund Steve an meinem Geburtstag im Juni auf Sardinien für mich gesungen hatte: »… there’s no success like failure / and that failure’s no success at all.«

Es sollten sieben Wochen vergehen, ehe die Fäden gezogen werden konnten.

*

An Tag 7 stellte Eliza um elf Uhr vormittags den Laptop vor mich hin, damit ich sehen konnte, wie Freunde und Verbündete auf den Stufen der New York Public Library ihre Solidarität mit mir bekundeten. Genau eine Woche zuvor hatte ich auf dem Boden des Amphitheaters in Chautauqua gelegen und ans Sterben gedacht, hatte mich bemüht, nicht zu sterben. Jetzt standen aberhundert Menschen auf der Fifth Avenue mit Plakaten in der Hand: »Wir halten zu Salman«. Da war mein Freund, der wundervolle Romancier Colum McCann, der sagte: »*Je suis Salman*«, ganz so wie ich und viele andere nach der Ermordung der Karikaturisten von *Charlie Hebdo* am 7. Januar 2015 gesagt hatten: »*Je suis Charlie*.« Wie berührend sich das anfühlte, aber auch wie eigenartig, selbst zum Slogan geworden zu sein.

Suzanne Nossel, Geschäftsführerin des amerikanischen PEN, jener Schriftstellerorganisation, deren Ex-Präsident ich war, begann mit einigen leidenschaftlichen Bemerkungen: »Als ein Möchtegern-Mörder sein Messer in Salman Rushdies Hals stieß, durchtrennte er mehr als Haut und Fleisch eines bekannten Schriftstellers. Er durchstach die Zeit, rüttelte uns wach, sodass wir begriffen, die Schrecken der Vergangenheit sind aufs Eindringlichste gegenwärtig. Er durchschnitt Grenzen, ermöglichte es dem langen Arm einer rachsüchtigen Regierung, auf friedliches Terrain vorzustoßen. Er hat unsere Ruhe durchlöchert, hat uns nachts wach liegen und an das schiere Grauen jener Momente auf der Bühne in Chautauqua denken lassen. Und er hat unsere Bequemlichkeit zertrümmert, hat uns gezwungen, über die Zerbrechlichkeit unserer Freiheit nachzudenken.« Diese Rede und das, was darauf folgte, rührte mich fast zu Tränen, aber ich habe auch gedacht: *Räume ihm nicht zu viel Macht ein, Suzanne. So leicht sind wir nicht zu zertrümmern. Lass ihn nicht wie den Engel des Untergangs klingen. Er ist doch nur ein blöder Clown, der Glück gehabt hat*.

Über ein Dutzend Redner, darunter liebe Freunde – Kiran Desai, Paul Auster, A. M. Homes, Francesco Clemente. Die Gefühle überwältigten mich. Es fiel mir schwer, etwas zu sagen. Hinterher aber richtete Eliza die Kamera auf mich und stellte mir ihre Fragen.

Wie hat es sich angefühlt, Darling, so viele an diesem schönen Tag in New York versammelt zu sehen?

Meine Stimme war schwach, der Atem unregelmäßig. Über meine Lippen

kamen nur gebrochene Phrasen:

Ich fühle … mich dankbar … Es rührt mich … zu wissen … dass mein Leben … so … so vielen Leuten was bedeutet. Und es hat mich gefreut … dass aus meinen Büchern … vorgelesen wurde.

Nach der Veranstaltung vor der Bibliothek gab es überall Solidaritätskundgebungen, zumindest kam es mir so vor – in England, in Kanada und in ganz Europa. Wieder musste ich daran denken, was für eine reale Kraft die Liebe ist, eine heilende Kraft. Und ich zweifelte nicht im Geringsten daran, dass die Liebe, die mir entgegengebracht wurde – die Liebe von fremden Menschen ebenso wie die Liebe von Familie und Freunden –, viel dazu beitrug, dass ich es geschafft habe.

Am Anfang … damals … nach der Fatwa … gab es jede Menge Feindseligkeit, auch aus der literarischen Welt … Jetzt habe ich das Gefühl … dass die Leute mich … vielleicht … ein bisschen mögen. Alles, was ich je gewollt habe … war, gute Arbeit zu leisten … und das Richtige zu tun. Das ist alles, was ich …

Später an diesem Tag musste ich Eliza einfach sagen, wie dankbar ich ihr war. »Verdammt, du hast wirklich Übermenschliches geleistet.«

Sie sagte, es sei nicht nötig, dass ich mich bei ihr bedanke.

»Aber das will ich, ich bin dir dankbar … und ich will, dass du das weißt … dass du weißt, was ich fühle.«

Sie wechselte das Thema und fragte nach einem Calypso-Song von Belafonte, den ich vor mich hin gesummt hatte.

»Der Jackass-Song«, sagte ich. *»Now I tell you in a positive way / Don't tie me donkey down there.«*

Sie bat mich, von dem Esel zu singen, der nicht angebunden werden sollte, weil er wie berauscht war von einem Bündel frischen Heus. Ich kann wirklich überhaupt nicht singen, für sie aber sang ich mit meiner schwachen, brüchigen Stimme: *»Now me donkey gone mad they say / Don't tie me donkey down there / 'Cause he high on a bale o' hay / Don't tie me donkey*

down there!«

Es macht mich glücklich, sagte ich, mit dir dummes Zeug zu reden.

*

Die Veranstaltung auf den Stufen der New Yorker Bibliothek gab mir einen richtigen Energieschub, besser als jede Medizin. Ich redete mit Eliza darüber, dass wir uns unser Leben zurückholen mussten.

Man muss das Leben finden, sagte ich. *Man kann nicht einfach nur rumliegen und sich davon erholen, dass man fast gestorben ist. Man muss das Leben finden*.

*

Ich versuche, mich daran zu erinnern, ob ich in jenen Tagen wütend gewesen bin. Achtzehn Tage lang war ich im Hamot auf der Intensivstation – die längsten achtzehn Tage meines Lebens –, und wenn ich versuche, mich auf jenes Zimmer zurückzuversetzen, erinnere ich mich, dass ich mich matt gefühlt habe, erschöpft, deprimiert, fassungslos, krank, schwach, aber in Gesellschaft von Eliza, Zafar und Sameen auch umsorgt und geliebt. An Wut aber kann ich mich nicht erinnern. Ich glaube, Wut kam mir wie ein sinnloser Luxus vor. Wut nutzte mir nichts; ich hatte mich um Wichtigeres zu kümmern. Ich dachte kaum an den Mann, dessen Tat mich an diesen Ort gebracht, oder an die Männer, deren mörderische Ideologie ihn zu seinem Tun inspiriert hatte. Ich dachte nur ans Überleben, daran, mir mein Leben zurückzuholen, dieses freie Leben, das ich mir während der letzten zwanzig Jahre so sorgsam aufgebaut hatte.

Alles in allem erholte sich mein geschundener Körper ziemlich gut. In jenen Tagen habe ich viel über die erstaunlichen Selbstheilungskräfte des menschlichen Körpers gelernt. Das Menschentier ist zu vielen leidbringenden (und einigen edlen) Taten fähig, doch sobald es sich in seiner Existenz gefährdet sieht, regt sich ein mächtiger Instinkt und übernimmt die Regie. Ebenjener Überlebensinstinkt hatte mir, als ich blutend in Chautauqua lag, ins Ohr geflüstert: *Lebe! Lebe!* Und auf meinem Krankenhausbett flüsterte er mir weiter zu.

Was den Rest anging – mir mein altes Leben zurückzuholen –, so wusste

ich, das würde noch warten müssen. Es würde ein langer Weg werden, und ehe ich ihn einschlagen konnte, musste ich erst einmal wieder das Laufen lernen.

Neben meinem Bett stand ein Sessel. Das erste Ziel bestand darin, in diesem Sessel sitzen zu können. Anfangs brauchte ich Hilfe, um meine Beine aus dem Bett zu hieven, um mich aufzusetzen, mich wieder hinzulegen. Aber es tat gut, ein wenig aufrechter zu sein, und mit jedem Tag wurde es leichter, mich auf den Sessel zuzubewegen. Mit jedem Tag konnte ich wieder ein wenig mehr selbst tun. Und der Tag, an dem ich es allein zur Toilette schaffte, an dem ich mein Guter-Patient-Geschäft erledigte, Stuhlgang hatte und mir ohne Hilfe der Schwester den Hintern abputzen konnte – nun, das war wie eine Befreiung. Ich hatte schreckliche Angst davor gehabt, zu einem Invaliden zu werden, der sich nicht selbstständig abputzen kann, der sich nicht waschen kann und der wie ein Baby behandelt werden muss. Ich begann zu hoffen, wenn auch nur ein bisschen, dass ich eines Tages wieder als Erwachsener leben konnte.

Im Bad gab es keinen Spiegel. Ich hatte mein Gesicht immer noch nicht gesehen.

Zehn Tage später ging ich aus dem Zimmer! Eine Schwester blieb an meiner Seite. Bei diesem ersten Mal brauchte ich ein Gehgestell. Ich schaffte es den halben Krankenhausflur entlang und zurück. Wachposten und Krankenhauspersonal feuerten mich an, reckten ihre Daumen. Von da an lief es jeden Tag etwas besser.

Einige einfache Dinge wieder selbst tun zu können, verbesserte mein Befinden enorm. So lernte ich, wie man mit einer Hand eine Zahnbürste hält und Zahnpasta draufdrückt. Einige besorgniserregende medizinische Probleme blieben allerdings. So hingen an diversen Stellen kleine Beutel an mir herab, die aus meinem Körper leckende Flüssigkeiten auffingen. Und einer der Messerstiche ins Gesicht hatte den Kanal beschädigt, durch den Speichel in den Mund fließt, weshalb er mir jetzt aus der Wange troff. Ein junger Arzt kümmerte sich darum. Er kam zweimal am Tag, um mir einen absorbierenden Stoffstreifen ins Gesicht zu schieben und kräftig auf die Wunde zu drücken, ehe er den in Speichel getränkten Streifen wieder herauszog. Nach und nach trocknete das Leck aus. Der Vorgang war jedoch so unangenehm, dass ich den Arzt Dr. Schmerz nannte. Wie auch immer, es funktionierte, und als ich das Hamot verließ, tropfte mir kein Speichel mehr aus dem Gesicht.

Meine linke Hand steckte unbeweglich in der Schiene. Für Physiotherapie war es noch zu früh, da die Sehnen erst wieder zusammenwachsen mussten. Nichts erinnerte mich so unweigerlich an meine neue Realität wie mein blindes rechtes Auge und die verkrüppelte Hand. Mehr als eine Person versuchte mich mit den Worten zu ermuntern: »Immerhin bist du Rechtshänder«, was sicherlich gut gemeint war, mich aber nicht wirklich trösten konnte. Trost gab mir vor allem die Gegenwart von Eliza, Zafar und Sameen.

Als die Fatwa verkündet wurde, war Zafar neun Jahre alt und musste damit aufwachsen, dass von nun an diese Bedrohung über dem Haupt seines Vaters hing. Und dann, gerade als es anfing, wieder besser zu werden, starb seine geliebte Mutter Clarissa an einem hochaggressiven Brustkrebs, der nach fünf Jahren Remission zurückgekehrt war. Damals war Zafar neunzehn. Jetzt hat er die Mühen einer solchen Kindheit mit Haltung und Anstand hinter sich gebracht, dachte ich, nur damit ihm mehr als zwanzig Jahre später die Vergangenheit aufs Neue einholt und ihn den weiten Weg von London hierherkommen lässt, wo sein Vater um sein Leben kämpft. Ich war keineswegs der einzige Mensch, der unter diesem Attentat zu leiden hatte. Mein Sohn gehörte auch zu den Opfern.

*

Seit dem Tag, an dem sie in Bombay zur Welt gekommen war, ein Jahr und zwei Wochen nach mir, waren Sameen und ich die engsten Verbündeten. Niemand stand mir in meiner Kindheit näher. Sie setzte sich für mich ein, wenn sie glaubte, jemand sei gemein zu mir, und ich half, wenn es Ärger mit unseren Eltern gab. Eines Tages, wir waren vielleicht acht und neun Jahre alt, klingelte es an der Tür. Ein zorniger Vater stand da und redete laut auf meinen Vater ein. »Ihre Tochter hat gerade meinen Sohn verprügelt!« Mein Vater fing an zu lachen. »Pssst«, erwiderte er, »sagen Sie das lieber nicht so laut.«

Wir sind unser Leben lang enge Freunde geblieben. Und jetzt das. Immer wieder habe ich ihr gesagt, wie sehr ich sie liebe und wie viel es mir bedeute, wie sehr es mir half, dass sie gekommen war. Nach einigen Tagen erklärte sie: »Das ist verwirrend. Du warst noch nie so nett zu mir.« Ebendas war unsere Art – sich necken, sich gegenseitig auf den Arm nehmen und Witze

machen, da wir wussten, unsere Liebe brauchte keine sentimentale Bestätigung. Jetzt aber machte ich genau das, gab mich weinerlich und sentimental. Sie war zu Recht verwirrt: Das war überhaupt nicht unsere Art.

»Ich bin doch immer nett zu dir«, protestierte ich.

»Nein, bist du nicht«, erwiderte sie fröhlich, »jedenfalls nicht so.«

Ehe Sameen ins Hamot kam, hatte Eliza ihr auf dem iPhone meine wackelnden Zehen gezeigt und ihr versichert, dass mein Hirn funktionierte. Als sie dann kam, tat sie für mich, was wir beide, als wir noch klein gewesen waren, für unsere Mutter getan hatten, wenn sie nachmittags erschöpft im Bett lag: Sie tröstete mich, indem sie meine Füße massierte (auch die gesprächigen Zehen). »*Dabao*«, sagte ich zu ihr auf Urdu, ein lange verhalltes Echo des Kommandos meiner Mutter. »Fester.« Eine Woche lang bescherte mir unsere lebenslange Vertrautheit Freude, und wenn nicht Freude, dann doch die Erinnerung an Freude. An Tag 8 flog sie schließlich nach London zurück; der Abschied fiel ihr schwer, und sie ärgerte sich, dass sie keinen späteren Flug gebucht hatte. An Tag 9 musste auch Zafar wieder nach Hause. Danach waren wir nur noch zu zweit, Eliza und ich, und uns blieben noch neun Tage.

*

Als Milan, mein jüngerer Sohn, vom Attentat hörte, war sein einziger Gedanke, so rasch wie möglich an mein Bett zu kommen. Nur lag der Atlantische Ozean zischen uns, und mit fünfundzwanzig litt er unter akuter Flugangst. Seit fast sechs Jahren hatte er sich nicht mehr überwinden können, an Bord eines Flugzeugs zu gehen. Und an jenem Tag, dem 12. August, sah er sich diesem Dilemma auf schmerzlichste Weise ausgesetzt. Ich gestehe, den Grund für seine Angst habe ich nie ganz verstanden, da er früher oft geflogen war, sowohl zu mir nach New York wie mit mir etwa nach Indien, Zypern oder Rom. Zeit mit ihm zu verbringen, gehört zu dem, was mir am wichtigsten ist, und bis die Angst kam, wechselten sich meine Besuche in London mit seinen Reisen nach Amerika ab. Dann aber tauchte wie aus dem Nichts diese Angst auf, und danach blieb das Reisen lange Zeit mir allein überlassen. Das Attentat stellte Milan jedoch vor ein Problem, das er nicht bewältigen konnte. Ja, er würde sofort fliegen! – Nein, das brachte er nicht über sich! – Ja, er würde sich dazu zwingen. – Nein, er würde zum Flughafen

fahren, aber in keine Maschine steigen.

Seine Mutter Elizabeth – Elizabeth West, Lady Berkely, nun glücklich verheiratet mit dem Komponisten Michael Berkely und immer noch eine gute Freundin – bot Rettung in der Not. Sie kaufte ihm eine Überseepassage auf der *Queen Mary 2*, dem letzten verbliebenen Passagierdampfer, der den Ozean überquert. Eine zehntägige Fahrt von Southampton nach New York, Ankunft Ende August. Ein Glück, dass sie so rasch und großzügig handelte, hatte sie doch begriffen (wie Eliza, als sie die Privatmaschine nach Erie zahlte), dass es Augenblicke im Leben gibt, in denen man nicht abwägt, man handelt einfach. Vierundzwanzig Stunden nachdem sie Milan eine Kabine besorgt hatte, war die Passage ausverkauft.

Als ich, der ich in meinem Krankenhausbett lag und mich kaum rühren konnte, von Milans Schiffsreise hörte, war meine erste Reaktion Neid. Lange vor dem Attentat hatte ich den Film *Let Them All Talk* mit Meryl Streep gesehen, der größtenteils auf ebendiesem Schiff spielt. Der Film war nicht besonders, aber das Schiff sah einfach traumhaft aus.

Ehe die *Queen Mary 2* ablegte, telefonierte ich mit Milan. »Ich will auch einmal mit diesem Schiff fahren«, sagte ich. »Vielleicht können wir das machen, wenn es mir wieder besser geht.«

»Ja, Dad«, antwortete er. »Dir wird es wieder besser gehen, und dann machen wir das.«

Es tat gut, von einer glücklicheren Zukunft zu träumen.

*

An Tag 15 lief ich ohne Hilfe den Krankenhausflur auf und ab. Stimme und Körper waren bedeutend kräftiger. Die Armee von Ärzten, die im Laufe eines jeden Tages diverse Teile meines Körpers untersuchte, war zufrieden, sogar positiv überrascht. James Beard, ihr oberster Boss, der genauso hieß wie ein berühmter amerikanischer Koch, sagte, es könnte bald an der Zeit sein, mich in die Reha zu schicken. Und die guten Menschen am Rusk in Manhattan sagten, ich könne jederzeit kommen. Der Krankenwagen stand bereit. »Nur noch ein paar Tage«, wurde mir gesagt.

Mit meinem zusammengenähten Auge war so weit alles in Ordnung; die linke Hand steckte noch immer unbeweglich in der Schiene, doch es hieß, die würde mir im Rusk abgenommen, und dann begänne die Physiotherapie. Die

kleinen Beutel an meinem Körper wurden entfernt, da nichts mehr leckte. Und in der Lunge sammelte sich hoffentlich keine Flüssigkeit mehr an. Sämtliche Stiche und Schnitte schienen sich geschlossen zu haben. Selbst Dr. Schmerz musste keinen Speichel mehr aus meinem Gesicht drücken. Dr. Auge, Dr. Hand, Dr. Stich, Dr. Schnitt, Dr. Leber, Dr. Zunge – sie alle meldeten sich der Reihe nach ab.

»Ich denke, wir können jetzt auch die Klammern entfernen«, sagte mir Dr. Klammer an Tag 17. »Alles scheint ziemlich gut zu verheilen.«

»Kann ich mich danach rasieren?«, fragte ich. Der siebzehn Tage alte Bart um die Wunden an Hals und Nacken juckte und fühlte sich nicht gut an.

»Damit würde ich warten«, sagte Dr. Klammer. »Lassen Sie sich lieber noch einige Wochen Zeit.«

Schnipp, schnipp, machte die Zange, und die Metallklammern fielen ab. Manche verschwanden schmerzlos, andere ziepten, doch immer fühlte es sich gut an. Endlich wurde ich nicht länger künstlich zusammengehalten.

Einer der Ärzte machte mir ein Geschenk, Pralinen »vom besten Chocolatier in Erie«. Ein anderer brachte uns Hotdogs mit, auch die besten der Stadt. Krankenschwestern stöberten Augenklappen zum Ausprobieren für mich auf. Das war lieb gemeint, auch wenn die Klappen nicht gerade bequem zu tragen waren. Alle waren froh. Einer der Pfleger erzählte Eliza: »Es gibt nicht viele, die hier rausspazieren.« Womit er meinte, dass die meisten die Station im Leichensack verließen.

Tag 18. Statt Krankenhauskluft trug ich richtige Kleidung, zum ersten Mal seit meiner Ankunft … ein T-Shirt, Trainingsanzug und Sneaker. Man würde mich im Rollstuhl durchs Krankenhaus zu einer unauffälligen Laderampe fahren, wo ich, so hofften wir, keine Medienaufmerksamkeit erregen würde. Niemand sollte erfahren, dass man mich nach New York verlegte. Wir wollten einen Medien-Blackout, damit ich mich ohne neugierige Augen oder Ohren in Ruhe erholen konnte.

Auf geht’s.

4
DIE REHA

New York am späten Nachmittag, glitzernd im Sonnenlicht. Es tat mir in der Seele gut, die Stadt wiederzusehen, ihre hübsch-hässlichen Straßen, so generös wie gemein, viel Talent in der Luft, viele Ratten am Boden, die Bewohner in Sommerkleidern, in den Parks junge Frauen in voller Blüte, rostende Brücken, Türme, grauenhafter Asphalt, ihre Alleszugleichzeitigkeit, ihr unerschöpflicher Überreichtum, der wuselige Exzess, die ewigen Baustellen und überall Musik. Zuhause. Während der Krankenwagen durch Manhattan fuhr, hatte ich das Gefühl, wieder an dem mir angestammten Platz zu sein. Vor neunzehn Tagen hatte ich die emsige Zuflucht verlassen und wurde in einem Paradox gefangen gehalten: Wurde in der täuschend friedlichen Sanftheit eines abgeschiedenen Ortes fast ermordet, dann in ferner Gegend in einem gefährlichen Viertel gerettet. Während jeder Minute meiner Zeit im Hamot habe ich mich trotz der fähigen Ärzte, der freundlichen Pfleger wie ein Fisch außerhalb des Wassers gefühlt. Ich bin schon immer ein Junge der Großstadt gewesen, ob Bombay, London oder New York. Die Geschichten der Stadt waren auch meine Geschichte, und hier war er wieder, der von mir bevorzugte Ozean, jenes Geschichtenmeer aus Stahl und Beton, in dem ich schon immer am liebsten geschwommen bin.

Die Ankunft im Rusk war ein bisschen makaber, da allen sehr daran gelegen war, dass mich niemand zu Gesicht bekam; aus Sicherheitsgründen wollte man eine anonyme Ankunft; die Medien sollten keinesfalls auf meine Anwesenheit in der Stadt aufmerksam werden. Folglich bedeckte Eliza mein Gesicht mit einem Schal, und man hob mich auf meiner Trage aus dem Krankenwagen, packte mich auf eine Transportliege und schob mich anonym durch unbekannte Flure. Für mich fühlte es sich ein bisschen zu sehr an, als wäre ich tot. Ich versuchte, den Gedanken zu verdrängen, während man mich schalverhüllt in einen Fahrstuhl verfrachtete, aufs Zimmer brachte und den Schal wieder entfernte. Im ersten Zimmer gab es keine Schlafmöglichkeit für Eliza, obwohl dies mit dem Rusk ausgehandelt worden war; wir mussten warten und zogen in ein zweites Zimmer um.

Ich war zurück in der Stadt, Seventeenth Street, Ecke Second Avenue, eigentlich aber war ich doch noch nicht zurück, denn ich konnte niemandem

sagen, dass ich wieder in der Stadt war. Meine Euphorie verpuffte. Wieder einmal fühlte ich mich zurückgedrängt in meine hässliche Vergangenheit, diese Zeit in England, in ein Leben »im Verborgenen«, an »geheimen Orten«, mit bewaffneten Polizisten, fern von allen, die ich liebte. Auch vor meinem jetzigen Zimmer standen Polizisten. Drinnen wartete immerhin Eliza, und Milan war auf dem Weg. Die *Queen Mary 2* hatte tags zuvor in New York angelegt. Melissa, Elizas Schwester, holte Milan vom Schiff ab. Wir hatten ihm eine Airbnb-Wohnung an der Upper East Side besorgt. Über unserem eigenen Haus schwebte ein Fragezeichen. Eliza hatte mit dem Security Service ein Upgrade vereinbart – Kameras, Panikknopf, das volle Programm. Ich hielt es für besser, wenn Milan nicht dort wohnte, vor allem, weil es in der Straße von Paparazzi wimmelte. Melissa fuhr ihn in die Mietwohnung, und er richtete sich ein. Am nächsten Tag traf ich in New York ein, und er kam mich besuchen. Ehe er zu mir durfte, setzte sich Eliza mit ihm ins Besucherzimmer und erzählte ihm, was ihn erwartete – meine Verletzungen, meine Mattigkeit und der ganze Rest.

Es war ein emotionales Wiedersehen. Ich hatte nur wenig Energie, freute mich aber über die Maßen, ihn zu sehen. Später erzählte er, er habe sich auf der langen einsamen Fahrt über den Ozean seinem Kummer und seiner Angst gestellt, weshalb er sich, als er mein Zimmer im Rusk betrat, einfach freuen konnte, mich zu sehen, auch, weil ich so gut gelaunt war, Witze riss, »immer noch Dad war«. Ich bin froh, dass er vom Schlimmsten nichts mitbekommen hat, denn schon das verbundene Auge, die geschiente Hand und die narbenübersäte Brust, die er unbedingt sehen wollte, obwohl ich (oder weil ich) ihm gesagt hatte, mit den vielen Narben sehe mein Oberkörper wie ein U-Bahn-Fahrplan aus, machten ihm ziemlich zu schaffen. Ihn bei mir zu haben, hat mir viel bedeutet; und Milan freute es ungemein, so seine Worte, dass ich aufstehen und gehen konnte.

Optimismus packte mich, durchströmte mich – Optimismus, meine große Schwäche oder auch meine große Stärke (je nachdem, wen man fragte, und je nachdem, wie es mir ging). Angesichts der Schrecken der Welt grenzt die positive Haltung des Helden in Voltaires *Candide* (der volle Titel lautet übrigens: *Candide, ou l’Optimisme*) geradezu an Idiotie. (Wenn dies die beste aller möglichen Welten ist, muss es in den parallelen Universen wirklich höllisch zugehen.) Als ich meinen Roman *Quichotte* schrieb und meine Titelfigur zu einem Optimisten im Candide’schen Sinne machte, beleuchtete ich damit mein eigenes Naturell. Und nun, bettlägerig und schwer verwundet,

begann ich zu glauben, dass das Schlimmste vorüber sei, dass Milans Ankunft eine Wende einläutete und bald wieder glücklichere Tage einkehrten.

Eine Klingel verkündete das Ende der abendlichen Besuchszeit, und Milan verabschiedete sich. Bald darauf ließ mich meine Blase wissen, dass ich mit meinem Optimismus wohl etwas voreilig gewesen war.

Man kann das Folgende nicht auf elegante Art beschreiben. Ich hatte Probleme beim Wasserlassen. Ich spürte den Drang und langte nach der Bettflasche, aber offenbar gab es da eine Blockade. Außer beträchtlichem Unbehagen folgte so gut wie nichts. Eine Maschine wurde hereingebracht, mit deren Hilfe man herausfinden wollte, wie voll die Blase war. Gefährlich voll, hieß es. Was dann passierte, ist fast zu schauderhaft, um es in Worte zu fassen.

Mein erster Katheter.

Liebe Leserinnen und Leser, falls Ihnen noch nie ein Katheter in Ihr Geschlechtsorgan eingeführt wurde, belassen Sie es dabei. Ich hatte meinen fünfundsiebzigsten Geburtstag erreicht, ohne je diese widerwärtige Schmach erdulden zu müssen, jetzt aber war es so weit. Lassen Sie mich nur sagen, dass das, was während dieser Prozedur aus meinem Mund drang, Geräusche waren, die ich nie zuvor vernommen hatte. Es hörte sich an, als würde mein Penis um Gnade winseln.

Um nicht über Gebühr bei diesem Thema zu verweilen: Die Probleme mit dem Urinieren hielten an. Der Drang war da, ihm nachzukommen blieb fast unmöglich, die Qual des Versuchens und Scheiterns, die sich füllende Blase. Ich begann, mich vor den regelmäßigen Besuchen von Schwester Blase mit ihrem Blasometer zu fürchten. Und ich hatte allen Grund dazu.

Während meiner Zeit im Rusk gab es eine zweite Kathetererfahrung.

Und eine dritte.

Erst dann begann einer der Ärzte, Dr. Genie, sich zu fragen, ob nicht irgendwas an meinem Medikamentencocktail und an den Spritzen, die ich regelmäßig bekam, schuld an meinem Problem sein könnte. Es gelang ihm sogar, den Übeltäter zu identifizieren, das fragliche Arzneimittel – ich nannte es nur das Schurkenmyzin. Und es war, als würden Schleusentore geöffnet. Was mir bereits unmöglich erschienen war, wurde wieder leicht.

Wenn ein Patient herausfindet, dass ihn die Medizin krank macht, kann ihn leicht die Verzweiflung überkommen. Ich habe mich bemüht, meine Gefühle unter Kontrolle zu behalten, fürchte aber, dass mir das nicht immer

gelungen ist. Die Pfleger waren verständnisvoll. Schwester Blase sah weiterhin nach mir, aber die Werte, die ihr Blasometer anzeigte, waren jetzt gut. Alle waren erleichtert. Aber niemand entschuldigte sich dafür, mir jenes Schurkenmyzin verschrieben zu haben, das die Probleme verursacht hatte.

(Eine von einem Medikament verursachte medizinische Erkrankung nennt man eine iatrogene Störung. »Iatrogen« – ein tolles Wort für etwas nicht so Tolles. Isabel Fonseca, die Frau von Martin Amis, hat es mir gesagt. Martin hatte das Wort gefunden, natürlich, wer sonst?)

Der Ärger war damit jedoch noch nicht völlig vorbei. Die vom Medikament verursachte Erkrankung schuf ein zweites Problem: eine ernsthafte Harnwegsinfektion. Um die wieder loszuwerden, würde ich mindestens zwei Wochen lang Antibiotika nehmen müssen.

*

Milan hatte zu Messerattacken recherchiert. »Dad«, sagte er, während er auf meinem Bettrand saß, »es gibt extrem viele Fälle, wo jemand nur einen einzigen Stich abbekommt und stirbt. Auf dich wurde ungefähr fünfzehnmal eingestochen, und du lebst.«

Ich nickte. »Weißt du«, erwiderte ich, »mit wem ich mich gerade am meisten identifiziere? Mit Wolverine.« Dem X-Man mit der »Superheilkraft«.

Das brachte ihn zum Lachen. »Na klar, Dad, aber dir fehlen seine Krallen.«

Jetzt, da Milan bei uns war, konnte Eliza sich eine Pause gönnen. Seit Erie war sie kaum von meiner Seite gewichen, nun aber schien eine kleine Auszeit möglich – sie und Milan konnten sich an meinem Bett abwechseln. Die Tage im Rusk waren mit Physiotherapie und Ergotherapie gefüllt, mit Untersuchungen von Ärzten und von Krankenschwestern. Erst gegen vier Uhr nachmittags war das Tagesprogramm erledigt. Milan übernahm dann die Nachmittagsschicht, Eliza kam später.

Wir hatten zudem entschieden, dass das für Eliza bereitgestellte »Bett« zu schmal war, zu notdürftig, zu unbequem. »Es ist doch verrückt, darin zu schlafen«, sagte ich, »wenn es bis zu deinem eigenen Bett nur eine kurze Fahrt mit dem Taxi ist.«

Nach Hause zu fahren, bereitete ihr Sorgen. »Und was ist mit den Paparazzi?«

»Scheiß auf die Paparazzi«, sagte ich. »Schlaf dich lieber mal richtig aus.«

*

Danach war ich nachts allein, gefangen in einem Bett mit einer Alarmanlage, die aufjaulte, sollte ich versuchen, das Bett ohne Hilfe zu verlassen. Das fühlte sich nicht gerade wie Freiheit an. Meine ganze Welt war auf die Größe dieses jaulenden Bettes zusammengeschrumpft, und Krankenhausbetten sind nun wirklich nicht zum Schlafen gedacht. Sie sollen dich nur an Ort und Stelle halten, damit zu jeder Uhrzeit Leute kommen können, um deine Vitalzeichen zu überprüfen, dir Blut abzunehmen, Medikamente zu verabreichen oder zu fragen, wie du dich fühlst. Warum die Polizisten, die vor meinem Zimmer saßen, glaubten, drei Uhr morgens sei die beste Zeit, sich pikante Witze zu erzählen und dröhnend loszulachen, blieb mir ein Rätsel. Warum vier Uhr morgens die beste Zeit für eine Blutabnahme war, wurde mir nicht erklärt. Warum Schwester Auge um fünf Uhr morgens reinkam, das grelle Deckenlicht einschaltete und meinen Verband wechselte, wurde gleichfalls nicht erklärt. Um halb sechs war das Krankenhaus dann vollends erwacht, der Tag begann, und an Schlaf war nicht mehr zu denken.

Wie sich ohne Weiteres an obigem Abschnitt erkennen lässt, bekam ich allmählich einen Krankenhauskoller. Draußen, vor meinem Fenster, sieben Stockwerke tiefer, spielte die Musik der Stadt: die Krankenwagen, die Feuerwehren, die Polizeisirenen, die SUVs mit offenen Fenstern, aus denen Hip-Hop in den Himmel wummerte, das Lachen der nach Hause torkelnden Betrunkenen. Diese vertrauten Geräusche taten gut, aber sie bekräftigten auf melancholische Weise auch eine Tatsache: Ich war in meiner Stadt, gehörte aber noch nicht vollends wieder dazu. Das Messer hatte mich von meiner Welt getrennt, hatte mich brutal davon abgeschnitten und in dieses jaulende Bett verfrachtet.

Während der leeren schlaflosen Nächte dachte ich viel an *Das Messer* als Idee. Macht ein Messer den ersten Schnitt in eine Hochzeitstorte, gehört dies zu einem Ritual, das zwei Menschen zusammenbringt. Ein Küchenmesser ist wesentlicher Bestandteil kreativen Kochens. Ein Schweizer Messer hilft, viele kleine notwendige Dinge zu erledigen, etwa das Öffnen einer Bierflasche. Ockhams Rasiermesser ist ein konzeptionelles Messer, ein

Messer der Theorie, das hilft, eine Menge Blödsinn zu vergessen und uns daran zu erinnern, dass die einfachste Erklärung den abwegigeren vorzuziehen ist. Mit anderen Worten: Ein Messer ist ein Werkzeug und gewinnt seine Bedeutung erst durch den Gebrauch. Es selbst ist moralisch neutral. Allein der Missbrauch eines Messers ist unmoralisch.

Uff, dachte ich. Eine lange Pause. Lief das nicht auf dasselbe raus wie: »Gewehre töten keine Menschen; Menschen töten Menschen«? War ich in diese altbekannte Falle getappt?

Nein, denn ein Gewehr kennt nur einen Gebrauch, nur eine Verwendung. Mit einer Glock kann man keinen Kuchen anschneiden, mit einer AR-15 nicht kochen, und mit einer Walther PPK, der Lieblingswaffe von James Bond, kann man keine Bierflasche öffnen. Der einzige Daseinszweck eines Gewehrs ist Gewalt, sein einziges Ziel ist, Schaden anzurichten, Leben zu nehmen, von Tier oder Mensch. Darin unterscheidet sich ein Messer von einem Gewehr.

Auch Sprache ist ein Messer. Sie kann die Welt aufschneiden und ihre Bedeutung zeigen, ihre inneren Mechanismen, ihre Geheimnisse, ihre Wahrheit. Sie kann von einer Wirklichkeit in eine andere stechen. Kann Bullshit offenbaren, Augen öffnen, Schönheit schaffen. Sprache war mein Messer. War ich unvermutet in einen Messerkampf geraten, war Sprache womöglich die Waffe, mit der ich mich wehren konnte. Sie könnte auch das Werkzeug sein, mit dem ich meine Welt wieder errichten und wieder einfordern konnte, sie könnte den Rahmen formen, mit dem ich mein Bild von der Welt wieder an die Wand zu hängen vermochte, mit der ich die Kontrolle über das zurückgewann, was mir geschehen war, mit dem ich es in Besitz nahm, mir aneignete.

Oder tischte ich mir damit nur eine tröstliche Lüge auf? War das bloß bedeutungsloser Schwulst? Wollte ich mich überhaupt wehren? Es gab Augenblicke – viele Augenblicke in diesem deprimierenden Bett –, in denen ich dachte, ich habe fast mein ganzes Leben lang gekämpft und vielleicht gibt mir das Universum jetzt zu verstehen, dass ich nicht mehr kämpfen muss, dass ich aufhören kann, dass ich die Flinte ins Korn werfen und mich geschlagen geben darf. Vielleicht war dies die Botschaft des Messers. Im Februar würde *Victory City* erscheinen. Mein zweiundzwanzigstes Buch. Ich war stolz drauf und hoffte, es würde gut besprochen werden. Vielleicht war dies der richtige Zeitpunkt, um aufzuhören, der beste Abgang, den ich je haben würde. Vielleicht war es an der Zeit, einen auf Philip Roth zu machen,

das Schreiben hinter sich zu lassen und wie Philip ein Post-it an meinen Computer zu heften, auf dem stand: »Der Kampf ist zu Ende.« In dieser besten aller möglichen Welten *il faut cultiver son jardin*. Nicht, dass ich irgendwas vom Gärtnern verstand oder darüber lernen wollte.

Mein erster Besucher, von der Familie einmal abgesehen, war Andrew Wylie. Andrew wirkt streng, ist aber sehr emotional, und als wir uns umarmten, war er den Tränen nahe. Andrew ist loyal, warmherzig, überaus klug und lustig, ganz anders als »der Schakal« vermuten lässt, dieser Spitzname, den ihm die Buchbranche gab. (Ich glaube, er mag ihn. Er lässt ihn gefährlich klingen.) Und er wusste, was am besten für mich war.

»Ich denke nicht«, sagte ich zu ihm, »dass ich je wieder schreiben kann.«

»Du solltest mindestens ein Jahr lang an gar nichts denken«, erwiderte er, »höchstens daran, gesund zu werden.«

»Ein guter Rat.«

»Aber irgendwann wirst du natürlich darüber schreiben.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte ich. »Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich das überhaupt will.«

»Du wirst«, sagte er.

*

In dem meinem Zimmer im Rusk angegliederten Bad gab es einen Spiegel. Zum ersten Mal seit drei Wochen konnte ich mein Gesicht sehen. Ich sagte dem Pfleger, der mich zur Toilette begleitet hatte, ich käme allein zurecht, schloss die Tür und stellte mich vor den Spiegel. Am Morgen hatte ein New Yorker Dr. Klammer, der offenbar die Rolle vom Erie-Dr.-Klammer übernommen hatte, mir gesagt, man habe einige von meinem Bartwuchs verdeckte Klammern übersehen, und er entfernte sie. Das Gesicht, das ich im Spiegel sah, wurde also wenigstens nicht mehr von Metall zusammengehalten. Alle Wunden hatten sich geschlossen.

Ein Mann sieht sein Spiegelbild und weiß nicht, ob er sich erkennt. Wer bist du?, fragt er die Gestalt im Spiegel. Sind wir uns schon mal begegnet? Wirst du irgendwann wieder zu mir, oder bleibst du auf Dauer, bleibe *ich* dieser einäugige Halbfremde mit wirrem Haar? »*I’m looking through you*«, sangen die Beatles. »*Where did you go?*« Der Mann im Bad redete mit dem Mann im Spiegel. Bist du das Gespenst meiner Zukunft? Die Lippen des

Spiegelbildes bewegen sich nicht. Haben sie dich geschickt, um mich zu ersetzen?, fragt der Badmann den Spiegelmann. Sie halten mich für eine Fehlbesetzung, stimmt's? Sie haben jemand anderen gefunden, oder? Sie haben einen Toten zum Leben erweckt und ihm meine Rolle gegeben. Mich wird man entsorgen, und du nimmst meinen Platz ein, aber was passiert mit mir? Wo gehe ich hin? Was ist mit dem Erzählbogen? Wie geht das hier aus?

Die Lippen des Mannes im Spiegel bewegen sich nicht. Ein Schnitt quer über seine Stirn, ein Schmiss im linken Mundwinkel. Er ist ungepflegt, unrasiert, mit wildem Bart. Das rechte Lid ist vernäht. Er hat Stuhlgang. Er kann sich selbst waschen und abwischen. Das verbliebene Auge wirkt traurig. Er sieht geschockt drein. Er spielt seine Rolle gut.

Der Mann im Bad berührt mit der Hand die Spiegeloberfläche, mit der unverletzten rechten Hand. Die Oberfläche fühlt sich so glatt an wie eine dicke Flüssigkeit. Die Hand greift durch den Spiegel, auch der Rest seines Körpers wird hindurchgezogen. Jetzt ist der Mann auf der anderen Seite, und der Spiegel hängt hinter ihm und ist dunkel. Er ist der Fremde, der seine Rolle spielen muss.

In der Welt hinter dem Spiegel bleibt die Badwelt unsichtbar. Das Spiegelrechteck ist dunkel wie eine Leinwand, ehe der Film beginnt. Und dann fängt er an. Bombay, das Haus der Familie, im Kinderzimmer, er ist etwa sieben Jahre alt, liegt auf dem Bett und liest vor. Seine Schwester lauscht andächtig. Er liest aus *Peter Pan*. Er kennt das Foto. Sein Vater hat es mit seiner Rolleiflex aufgenommen. Sameen und er haben sich beide ein vergrößertes Bild von diesem Moment an die Wand gehängt. Eine Kindheitsidylle, die die Wirklichkeit verbirgt.

Das Bild wechselt. Das Buch ist geschlossen, und es ist später Abend. Sie hören ihre Eltern, gedämpft durch geschlossene Türen. Der Vater schreit. Die Mutter weint.

Wieder wechselt das Bild. Er ist kein Kind mehr. Er ist ein Teenager. Es ist Tag, sein Vater beschimpft seine Mutter, woraufhin er etwas tut, von dem er nicht geahnt hat, dass er dazu fähig war. Er geht zu seinem Vater und schlägt ihm ins Gesicht. Gleich darauf denkt er: *O Gott, jetzt wird er mich verprügeln*. Sein Vater ist kein großer Mann, aber er ist stark. *O Gott, er schlägt mir die Zähne aus*. Sein Vater aber geht und lässt ihn unversehrt. Kann es sein, dass er sich schämt?

Jetzt ist er vierunddreißig Jahre alt, Autor eines erfolgreichen Buches, und sein Vater droht damit, sich wegen dieses Buches scheiden zu lassen.

Das Porträt des Vaters in diesem Buch hat ihn verletzt, denn der Vater hat ein Alkoholproblem. *Du hast ihn dazu angestachelt*, wirft sein Vater seiner Mutter vor. *Sonst hätte er das nie gewagt! Woher sonst hätte er das alles wissen sollen?* Am liebsten hätte er seinem Vater gesagt: *Kinder können durch geschlossene Türen hören*. Am liebsten hätte er ihm gesagt: *Hätte ich es wirklich auf dich abgesehen, hätte ich auch geschrieben, was ich ausgelassen habe*.

Er geht aus dem Haus seiner Familie, um erst eine Woche vor dem Tod seines Vaters zurückzukehren. Der Spiegel ist wieder dunkel.

*

Es gibt die Reha für den Körper, aber es gibt auch eine Reha für die Seele. Als ich das Haus meiner Familie verließ, um nach England zu gehen, betrat ich zum ersten Mal die Welt hinter dem Spiegel und musste mich in einer anderen Wirklichkeit wiederentdecken, wieder erschaffen, aufs Neue eingliedern und eine neue Rolle finden. Nach Chomeinis Fatwa musste ich es noch einmal tun. Und ein drittes Mal, als ich von London nach New York zog. Hier, im Rusk, war es also das vierte Mal.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Pfleger.

»Ja, ich brauche nur noch einen Moment.«

»Keine Eile. Ziehen Sie an der Schnur, wenn Sie so weit sind.«

*

Die erste Reha.

Mut, schreibt Pirsig in *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten*, ist es, was der Geist braucht, um an einen guten Ort zu gelangen, und der Geist gewinnt Mut, wenn er in Kontakt mit Qualität kommt:

»Mir gefiel das Wort ›Mut‹, denn […] es beschreibt genau, was geschieht, wenn jemand Fühlung mit Qualität bekommt. Er wird von Mut erfüllt.

Einer, der erfüllt von Mut ist, sitzt nicht untätig herum und

grübelt über die Dinge nach. Er ist an der Spitze seines Bewusstseinszuges und hält Ausschau nach dem, was weiter vorn auf dem Gleis ist, um ihm zu begegnen, wenn es da ist.« **3**

Noch lange nachdem ich das Haus meiner Eltern verlassen hatte, um mir in London ein Leben aufzubauen, war ich nicht an der Spitze meines Bewusstseinszuges angelangt. Ich hatte eine Arbeit, doch war es keine Arbeit, die ich wollte. Ich versuchte zu schreiben, schrieb aber nichts, das sich zu lesen lohnte. Selbst nachdem ich einen Roman veröffentlicht hatte, fühlte sich daran vieles falsch an. In den meisten Sätzen konnte ich mich selbst nicht hören, und ich war mir nicht mal sicher, wer oder was dieses Selbst eigentlich sein sollte, das ich da zu hören versuchte. In jenen Tagen habe ich den Badezimmerspiegel oft gefragt, wer ich war, aber er gab keine Antwort. Erst nachdem ich meinen Weg in ein Buch gefunden hatte, das zu *Mitternachtskinder* heranwachsen sollte – ein Buch, mit dem ich nicht nur Indien für mich, sondern auch mich selbst wiedergewinnen sollte, ein Buch, das in Bombay spielt, einer Stadt, gebaut auf vom Meer abgerungenem Land –, konnte ich »Fühlung mit Qualität« aufnehmen. Und erst damit kam die Selbsterkenntnis, und der Mut-Tank wurde aufgefüllt. Ich wollte kein Motorrad warten oder reparieren, aber ich begriff, dass ich mich mittels Literatur selbst reparieren konnte.

*

Die zweite Reha.

Nach der Fatwa sowie im darauffolgenden Jahrzehnt eines Lebens unter Polizeischutz und halb im Untergrund, war ich kurz davor, mich erneut zu verlieren, und drohte eine Zeit lang aus der Bahn zu geraten. Die Gefahr war real, fast noch schlimmer aber war die weitverbreitete, gegen mich gerichtete Feindseligkeit. Der Grund, warum ich mich von der Flut guter Gefühle, die nach dem Messerattentat in meine Richtung strömte, nicht nur getröstet, sondern auch überrascht fühlte, war der, dass es nach der Fatwa eine ähnliche Unterstützung gegeben hatte, dazu aber auch eine schmerzhafte Menge heftiger Kritik. Im Westen wurden viele Stimmen laut – nicht nur die bereits erwähnten von Hugh Trevor-Roper, Richard Littlejohn, Jimmy Carter und

Germaine Greer –, die sagten: *Das hat er sich doch selbst zuzuschreiben, hat sogar Ärger »mit seinen eigenen Leuten«, und jetzt sollen wir ihn beschützen, dabei hat er Mrs. Thatcher kritisiert, und deren Regierung zahlt jetzt Unsummen, um seinen Kopf zu retten, und das findet der völlig okay. Versucht denn wirklich irgendwer, ihn umzubringen? Oder gefällt dem nur die Aufmerksamkeit? Und wieso zahlen wir überhaupt so viel Geld, wenn es ihm doch offenbar ganz gut geht? Außerdem mögen wir ihn nicht besonders, er ist kein netter Mann.*

(Nur um dies hier einmal festzuhalten: Meines Wissens nach gab es in den Jahren nach der Fatwa mindestens sechs Attentatsversuche, die allesamt dank der Expertise des englischen Geheimdienstes gescheitert sind.)

Noch schmerzlicher aber war, dass ich von jenen abgelehnt wurde, für die ich vor allem geschrieben hatte – für die ich, wie ich fand, voller Liebe geschrieben hatte. Mit der Aggression aus dem Iran kam ich zurecht. Dort herrschte ein brutales Regime, mit dem ich nichts weiter zu tun hatte, sah man einmal davon ab, dass es mich umbringen wollte. Die aus Indien, Pakistan und aus den südasiatischen Communitys herüberschwappende Feindseligkeit fand ich viel schwerer zu ertragen. Diese Wunde ist bis zum heutigen Tag nicht verheilt. Ich muss ihre Ablehnung aushalten, aber es fällt mir nicht leicht. Damals geriet ich in eine weitere Abwärtsspirale, und es dauerte eine Weile, ehe ich wieder Boden unter den Füßen spürte und jene Sprache fand, mit der ich mich wehren konnte. Ich begann, mich für Meinungsfreiheit einzusetzen, für die Verteidigung ihrer Grundsätze, ein Thema, das weit größer als mein eigenes Werk ist und zu einem wichtigen Teil meines Lebens wurde. Hält diese Feindseligkeit gegen mich weiter an, nun, dann ist das eben so. Ich habe meine Heimstatt in Literatur und Fantasie gefunden und mein Bestes zu geben versucht.

Was die Frage der Sicherheit anging: Die Jahre verstrichen, und mir wurde klar, der Tag, an dem mir jemand sagte: »Jetzt ist alles gut, du bist außer Gefahr« würde niemals kommen. Ich selbst war der einzige Mensch, der die Entscheidung treffen konnte, die Geborgenheit eines tagtäglichen und rund um die Uhr gewährten Polizeischutzes zu verlassen, um wieder ein normales Leben zu führen.

Und ich traf sie. Der Umzug nach New York im Jahr 2000 war integraler Bestandteil dieser Entscheidung, denn in Amerika gab es keine Regierungsgewalt, die darauf beharrte, mich in der Umklammerung ihrer Sicherheitskräfte zu behalten. Ich würde meine eigenen Entscheidungen

treffen können. Diese zweite transkontinentale Migration in meinem Leben sollte allerdings ihre eigenen Probleme mit sich bringen.

*

Die dritte Reha.

Um mir ein Leben in Freiheit wiederaufzubauen – mich aus der Maximum-Security-Welt zu befreien und wieder in die Gesellschaft einzugliedern –, musste ich jene Furcht überwinden, die meine bloße Gegenwart in anderen auslöste. Andrew Wylie lud mich ein, bei ihm und seiner Frau Camie in ihrem Haus in Water Mill, Long Island, zu wohnen; und um meinen Umzug in die Vereinigten Staaten zu feiern, gingen wir eines Abends zum Essen ins angesagte Restaurant Nick & Toni's in East Hampton, wo ich noch nie zuvor gewesen war. Kaum hatten wir Platz genommen, kam der Maler und Bildhauer Eric Fischl vorbei und blieb stehen, um Andrew zu begrüßen. Dann deutete er in meine Richtung. »Sollten wir jetzt nicht alle Angst haben und das Restaurant verlassen?«, fragte er mich. Ich versuchte, ruhig zu bleiben. »Nun«, erwiderte ich, »ich werde hier zu Abend essen. Und was Sie tun wollen, bleibt Ihnen überlassen.«

Diese kurze Begegnung hat mich etwas gelehrt. Die einzige Möglichkeit, nach außen nicht so zu wirken, als sei ich eine Art wandelnde Bombe, bestand darin, mich möglichst oft in aller Öffentlichkeit zu zeigen und zu tun, als gäbe es keinerlei Grund, Angst zu haben. Nur wenn ich deutlich zeigte, dass ich mich nicht fürchtete, würde ich auch andere nach und nach davon überzeugen können, dass sie sich nicht zu fürchten brauchten, wenn ich auftauchte. Das war nicht leicht. Die *New York Post* brachte mein Bild auf der Titelseite und veröffentlichte einen Cartoon, der zu verstehen gab, dass man in New York ein Attentat auf mich verüben könnte. Eine amerikanische Freundin, die in London wohnte, schrieb, wenn ich nicht sofort Sicherheitspersonal anheuerte, würde bald passieren, »was wir alle fürchten«. Milan war fast vier Jahre alt, und Elizabeth, seine Mutter, zögerte, ihn bei mir wohnen zu lassen. Ich konnte nicht einmal sicher sein, dass es wirklich keinen Grund gab, Angst zu haben. Mir blieb nur mein Instinkt, und der sagte: *Lebe. Lebe.*

Und das tat ich. Ich absolvierte mit voller Absicht eine Vielzahl möglichst publikumswirksamer Auftritte, bei denen ich fotografiert und über

meine Anwesenheit in der Presse berichtet wurde. Und es funktionierte. Die Leute gewöhnten sich an den Gedanken, dass es mich gab, dass ich mein Leben lebte und niemandem irgendwelche Probleme bereitete. Ich errang meine Freiheit dadurch, dass ich wie ein freier Mensch lebte. Ich wurde akzeptabel.

Ich habe nicht nur instinktiv so gehandelt, sondern mich in der Agentur Wylie auch mit Beamten des New Yorker Police Department getroffen, und die versicherten mir, in der Stadt sei von Drohungen gegen mich nichts bekannt. »Der Artikel in der *Post* hat sogar geholfen«, meinte einer der Beamten. »Denn wenn diese Art von Publicity nicht für Ärger sorgt, dann ist das eine durchaus nützliche Information. Und nach Erscheinen ist nichts passiert. Auf allen Kanälen, die wir beobachten, gab es null Interesse.« Das zu hören, war beruhigend.

Meine Rückkehrstrategie hatte einen so unerwarteten wie unschönen Nebeneffekt. Vielleicht, weil die Medien mein Wiederauftauchen nach einem Jahrzehnt nahezu völliger Unsichtbarkeit schockierend fanden oder vielleicht auch, weil es für die Regenbogenpresse – und nicht bloß für die – längst gängige Praxis geworden war, alles, was ich sagte oder tat, in negativem Licht darzustellen, wurde ich von nun an und fast über Nacht gern als frivoler, oberflächlicher, unseriöser und promigeiler »Partylöwe« dargestellt. Nahezu niemand unternahm auch nur den Versuch, verstehen zu wollen, wie es sein mochte, ich zu sein, und niemand schien sich darüber zu freuen, dass ich endlich den Security-Kokon verlassen konnte. Dieses Klischee eines »Partylöwen« erwies sich als deprimierend langlebig. Nach den Ereignissen vom 12. August erlag ihm selbst einer meiner engsten Freunde, der in einem Fernsehinterview sagte, jetzt, da ich eine Weile nicht mehr auf Cocktailpartys gehen könne, würde ich mich vielleicht endlich aufs Schreiben konzentrieren. Irgendwas in dieser Art. Als ich mich bei ihm beschwerte, meinte er, er habe nur einen Scherz machen wollen, gab aber zu, dass der wohl, wie er sich ausdrückte, »nicht besonders gut angekommen« sei.

*

Es stellt sich die Frage (und sie wurde mir seit dem Attentat schon öfter gestellt): War es falsch gewesen, mir dieses neue, sorgenfreie Leben aufzubauen? Hätte ich, rückblickend gesehen, nicht vorsichtiger, weniger

unbedacht und mir der im Schatten lauernden Gefahr nicht stärker bewusst sein müssen? Hatte ich mir ein Wolkenkuckucksheim geschaffen, nur um zwei Jahrzehnte später herauszufinden, was für ein Traumtänzer ich gewesen war? Hatte ich mich dem Messer gleichsam dargeboten?

Mit anderen Worten, war ich – wie so viele Leute es schon immer behauptet hatten – selbst schuld?

Ganz ehrlich, in jenen ersten, körperlich geschwächten, oft trübsinnigen Tagen auf der Intensivstation in Erie habe ich mir diese Frage oft gestellt. Doch sobald Körper und Geist kräftiger wurden, wies ich diese Analyse vehement zurück. Das eigene Leben zu bedauern, ist schiere Narretei, sagte ich mir, denn der Mensch, der bedauert, wurde von dem geformt, was er im Nachhinein bedauert. Vermutlich gibt es Ausnahmen von diesem Prinzip, aber nur sehr wenige Menschen, die ihr Leben wirklich bedauern sollten – Donald Trump, Boris Johnson, Adolf Eichmann oder Harvey Weinstein –, tun dies auch. Wie auch immer, ob dieses Prinzip nun ausnahmslos gilt oder nicht, in der Lage, in der ich mich befand, hatte es für mich Bestand. Fast dreiundzwanzig Jahre lang hatte ich ein erfülltes, wunderbares Leben. Ich habe in dieser Zeit Fehler gemacht, jede Menge, und es gab Dinge, die ich hätte besser machen können, was ich bedaure, aber mein Leben im Allgemeinen? Ich bin froh, es gelebt zu haben, und ich habe mich bemüht, es so gut wie möglich zu leben.

*

Posttraumatische Belastungsstörungen können die verschiedensten Formen annehmen: Das traumatische Ereignis spult sich endlos im Kopf ab, man bekommt plötzliche Panikattacken, Depressionen. Bei mir zeigte sich keines dieser Symptome, dafür hatte ich – und habe sie, auch während ich dies schreibe, noch mehrmals die Woche – heftige Albträume.

Wenn ich im Hamot wach lag, hörte ich das Stöhnen und die Schreie meiner Nachbarn. Was ich nicht hörte, waren meine eigenen nächtlichen Aufführungen. Und die Albträume kamen jede Nacht. Ich warf mich herum, schrie und weinte, und es war gut, dass das Bett auf beiden Seiten ein Gitter hatte, weil ich sonst garantiert rausgefallen wäre. Eliza, vom Lärm aufgeschreckt, kam, hielt meine Hand, weckte mich sanft und sagte, alles sei in Ordnung.

War es aber nicht. In meinen wachen Stunden versuchte ich, ruhig zu bleiben, gefasst, optimistisch und entschlossen. Doch wenn ich schlief, vergaß ich sämtliche Abwehrmechanismen, und die Schrecken der Nacht überkamen mich. In gewisser Weise war mein waches Selbst mit seiner bemühten Gelassenheit eine Lüge. Die wilde Nachtsprache meiner Träume verriet die Wahrheit. »Nachtsprache« ist ein Wort von James Joyce, doch will ich hier nicht versuchen, die Sprache von *Finnegans Wake* nachzuahmen, Joyce' gewaltiger Anstrengung, auf dem Papier die Syntax unseres schlafenden Geistes nachzuahmen. Schlichtere Beschreibungen meiner Träume werden genügen müssen.

Die Träume zeigten keine Wiederholung des Attentats, waren aber vorwiegend von Gewalt geprägt. Ein »Ich« wurde von einem Feind verfolgt oder angegriffen, der meist mit einem Speer oder Schwert bewaffnet war, genau wie der Feind, den ich erträumt hatte, bevor ich mein Zuhause verließ, um nach Chautauqua zu fahren. Manchmal war der Schauplatz eine Arena, manchmal ein Käfig, manchmal geschah es auf offenem Feld, manchmal auf einer Straße in der Stadt. Immer aber war ich auf der Flucht, wurde verfolgt und verlor sehr oft den Halt, fiel hin und rollte mich auf dem Boden hin und her, um den Hieben meines Feindes auszuweichen. Dies waren die Momente, in denen ich mich auch im Bett hin und her wälzte.

Nicht in all meinen Träumen stand ich im Mittelpunkt. Ich träume davon, wie in *König Lear* der Graf von Gloucester durch den Herzog von Cornwall geblendet wurde. Genauer gesagt, ich träumte davon, wie ich sechzig Jahre zuvor als fünfzehnjähriger Schuljunge einen Klassenausflug nach Stratford-upon-Avon gemacht hatte, um die berühmte, von Peter Brook inszenierte *Lear*-Aufführung der Royal Shakespeare Company mit Paul Scofield als König zu sehen, Diana Rigg als Cordelia und John Lawrie und Tony Church als tragischem Gloucester respektive verschlagenem Cornwall. »Auf deine Augen setz ich meinen Fuß.« »Steht mir bei! O grausam! O ihr Götter!« »Heraus, du schnöder Gallert! Wo ist dein Glanz nun?« Der Schuljunge fand diese Szene so grauenhaft, dass ich sie nie vergaß, doch wäre mir nicht im Traum eingefallen, ich selbst müsste eine Version von Gloucesters Leid erleben. Jetzt aber träumte ich es.

Es gab da auch einen seltsamen Traum, der an Géricaults großartiges Bild *Das Floß der Medusa* erinnerte, nur waren die Menschen auf dem Floß ausnahmslos Surrealisten – Max Ernst, René Magritte, Salvador Dalí, Luis Buñuel, sogar Leonora Carrington –, und sie alle kämpften wie wild darum,

sich gegenseitig ein Auge auszustechen.

Ich träumte davon, in einer Menge von Menschen gefangen zu sein, alle mit weißem Keramikgesicht.

Ich träumte davon, in einem Flugzeug zu sein, das zu einer Notlandung ansetzte, während die Passagiere schrien: »Wir werden alle sterben.«

Ich träumte von einer befestigten Stadt, die von feindlichen Truppen belagert wurde; ich selbst war der Anführer der Kavallerie und galoppierte zur Rettung herbei, wusste aber, wir würden zu spät kommen und nicht mehr verhindern können, dass die Stadt gebrandschatzt wurde.

Ich träumte davon, in mein geliebtes Bombay zurückzukehren – nicht Mumbai –, und kaum war ich aus dem Flugzeug gestiegen, kniete ich mich hin, um den Asphalt zu küssen, doch eine aufgebrachte Menge schrie: »*Dafa ho.*« Hinfort mit dir.

Ich träumte von wie beiläufig begangenen Morden. Und ich war der Mörder. Und das Töten fühlte sich großartig an. Beim Aufwachen musste ich an Johnny Cash denken, an »Folsom Prison Blues«: »*I shot a man in Reno, just to watch him die.*«

*

Ich sollte mit meiner linken Hand noch nichts tun, sollte sie überhaupt nicht bewegen, ehe nicht mindestens sechs Wochen vergangen waren. Wie ein gefangener Vogel steckte sie in der Schiene. Meine Ergotherapeutin Rose, eine freundliche, resolute Frau, die so hieß wie meine Enkelin, brachte mir bei, wie ich einhändig Zahnpasta auf die Zahnbürste drücken konnte, wie ich mich unter der Dusche einhändig waschen und überhaupt, wie ich, zumindest vorübergehend, in einer einhändigen Welt leben konnte. Auch in einer einäugigen Welt. Kannst du nicht sehen, wer oder was von rechts kommt, musst du dir angewöhnen, den ganzen Kopf zu drehen, um in diese Richtung zu blicken. Und du musst versuchen, dich davon nicht deprimieren zu lassen. Du musst besser darin werden, ein Glas mit Wasser zu füllen, musst darauf vertrauen, dass dein Hirn schon lernen wird, den Verlust auszugleichen.

Dein Atem muss laufend kontrolliert werden – einatmen, ausatmen –, es gibt Maschinen, die messen können, wie kräftig die Lunge ist. Kommst du allein aus dem Bett (nachdem der Alarm abgeschaltet wurde) und kannst gehen? Bis zur Zimmertür und nach draußen? Schaffst du es bis zum Ende

des Flurs und zurück? Kannst du bis zur Physio-Halle laufen, wo deine lächelnde, ein wenig glamouröse Physiotherapeutin Faye von Rose übernimmt? Kannst du mit dem Ergometer fahren? Noch schneller? Schaffst du es auch noch, wenn der Widerstand erhöht wird? Zehn Minuten? Zwanzig Minuten? Kannst du einen Fuß an den anderen setzen und so durch die ganze Halle gehen? Kannst du rückwärtsgehen? Seitwärts? Die Treppe hoch? Die Treppe runter? Findest du einen Weg durch das kleine Labyrinth, das Faye für dich aufgebaut hat? Ist dir schwindlig? Ist alles in Ordnung? Siehst du die in der Halle verteilten Dinge? Manche unten, manche oben, manche auf Augenhöhe? Bestehst du den Test, der verrät, ob es sicher ist, dich in die Welt zu entlassen? – Oh, du bist immer noch nicht kräftig genug, nicht wahr? Und auch noch nicht ganz sicher auf den Beinen. – Siehst du, geht doch. Schon viel besser. – So ist es gut. Und jetzt noch mal von vorn.

»Sie sind willensstark«, bestätigten mir Rose und Faye. Das ist gut. Das wird helfen.

Vier Stunden am Tag sorgten Rose und Faye dafür, dass es mir besser ging. Und ich wurde kräftiger und kam allmählich auch gut mit den neuen Problemen des Alltags zurecht. Sobald das Schurkenmyzin abgesetzt worden war, das für die Probleme beim Wasserlassen gesorgt hatte, fühlte ich mich geradezu optimistisch: Der normale Betrieb wird gewiss bald wieder aufgenommen werden. Und man schickte mir ein gebundenes Exemplar von *Victory City*. Für mich ist dies der schönste Moment im gesamten Prozess der Buchpublikation, jener Augenblick, in dem ich zum ersten Mal ein gedrucktes Buch in Händen halte und spüre, dass es real ist, dass es lebt. Wegen der Ereignisse am 12. August wurde bereits überall von der letzten Seite des Buches zitiert, auf der Pampa Kampana, die Heldin von *Victory City*, die die Macht der Imperien überdauernden Worte feiert und mit dem Satz schließt: »Worte sind die einzigen Sieger.« Eliza fragte, ob ich diese Seite vor der Kamera lesen würde. Als ich ihr den Gefallen tat, hatte ich einen Kloß im Hals und Mühe, die Tränen zurückzuhalten.

Immerhin war ich noch ein Schriftsteller, der ein neues Buch geschrieben hatte, oder ich würde es zumindest bald wieder sein.

*

Eliza bat mich auch, vor laufender Kamera über *Die satanischen Verse* zu

sprechen.

Als ich anfing, dieses Buch zu schreiben, wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass ich es nicht schreiben darf. Ich hatte diese Geschichten im Kopf, die ich erzählen wollte, und versuchte herauszufinden, wie ich sie erzählen konnte. Das war alles.

(Manchmal frage ich mich, ob ich nicht einer anderen Zeit angehöre. Ich kann mich daran erinnern, in den 1950er-Jahren als Kind im Garten unseres Hauses meinen Eltern und deren Freunden zugehört zu haben, wie sie lachen und scherzen und sich über alles Mögliche und Unmögliche unterhalten, ob über Politik oder die Existenz Gottes, ohne dass sie je auch nur den geringsten Druck verspürt hätten, ihre Worte abwägen oder zensieren zu müssen. Ich kann mich auch an die Wohnung von Hameed Butt erinnern, meinem Lieblingsonkel, der gelegentlich Drehbücher schrieb, und meiner Tante Uzra, einer Tänzerin und Schauspielerin, die manchmal in seinen Filmen auftrat. Ich sah sie Karten spielen mit ihren Schickimicki-Bollywood-Gästen, hörte sie in noch haarsträubenderer Sprache als jene der Freunde meiner Eltern über jeden und alles reden und noch brüllender lachen. Das war die Kulisse, vor der ich meine erste Lektion in Sachen Meinungsfreiheit lernte – man muss sie für gegeben nehmen. Hat man Angst, was man sagt, könnte unangenehme Folgen haben, ist man nicht frei. Und als ich *Die satanischen Verse* schrieb, wäre mir nicht im Traum eingefallen, Angst zu haben.)

Eigentlich habe ich eine ganze Weile geglaubt, ich sitze nicht an einem, sondern an drei Büchern. Eines über ein Dorf, dessen Bewohner ins Meer wandern, ein zweites über all das Geschehen rund um die Geburt einer Religion und ein drittes, längeres Buch über südasiatische Immigranten im modernen London. Dann bestieg ich ein Flugzeug, um, wenn ich mich nicht irre, zu einem Literaturfestival in Australien zu fliegen, und mir wurde klar, dass all diese Geschichten Episoden aus dem Leben des Erzengels Gabriel waren und dass es sich nur um ein einziges Buch

handelte. Der Held des Romans würde Gibril Farishta heißen. »Gibril« für »Gabriel«, »Farishta« heißt »Engel«. Und das war's. Ich hatte nicht vor, irgendwen zu verletzen oder zu beleidigen. Ich habe mich nur bemüht, einen Roman zu schreiben.

Ehrlich gesagt, ich wäre froh, wenn ich nie wieder über *Die satanischen Verse* reden müsste. Mein armes, viel geschmähtes Buch. Vielleicht wird es – und sein viel geschmähter Autor – eines Tages tatsächlich frei sein.

An mein neues Buch zu denken, machte mich viel glücklicher. Mein lieber Freund Martin Amis pflegte zu sagen: »Veröffentlichst du ein neues Buch, kommst du entweder damit durch, oder du kommst damit nicht durch.«

Ich hoffte, diesmal damit durchzukommen.

*

Laut unbestätigten Gerüchten hatte man mich auf unbekanntem Weg aus Erie nach Manhattan verlegt, wo ich jetzt Patient im Rusk war. Mehrere Tage nach meiner Ankunft drängten sich die Medien auf der Straße vor dem Krankenhaus. Als Milan nach seinem dritten Besuch das Rusk verließ, kroch ein Wagen im Schritttempo neben ihm her, und ein Mann rief seinen Namen. »Milan!« Er ging weiter, das Auto wich nicht von seiner Seite, und der Mann rief erneut: »Milan!« Milan war zum Glück geistesgegenwärtig genug, sich einfach umzudrehen und gegen den Verkehrsstrom zurückzulaufen, sodass der Wagen ihn nicht länger verfolgen konnte. Der Mann wurde nie wieder gesehen, doch Milan hatte Angst bekommen. Trotzdem blieb er ruhig. Er war in New York, um sich um seinen Dad zu kümmern, das allein zählte.

Am Tag des Attentats hatten sich extrem aggressive Fotografen auf dem Bürgersteig vor unserem Haus versammelt. Sie hielten Eliza fest, als sie zum bestellten Taxi wollte, schubsten und bedrängten sie, die sowieso schon verzweifelt war, weil sie auf schnellstem Weg zu ihrem vermeintlich sterbenden Mann wollte. Nach dieser Erfahrung fand sie es unmöglich, das zu tun, was ich ihr riet, nämlich die Paparazzi einfach zu ignorieren. Ihrer Ansicht nach lauerten ihr unbekannte Fremde auf. Woher sollte sie wissen, dass die nur Kameras in den Händen hielten?

Sie schlief zu Hause, denn spätabends waren keine Pressefritzen mehr da.

Und wenn sie das Haus frühmorgens verließ, konnte sie ihnen aus dem Weg gehen, aber sie hatte Arbeit zu erledigen, sie saß an den letzten Änderungen ihres Romans *Was ihr uns versprochen habt*. Angesichts dessen, was gerade in unserem Leben geschah, fiel ihr das nicht leicht, doch Eliza ist willensstark, und sie hat es geschafft. Musste sie ihren Hund ausführen, einen ältlichen Border Terrier namens Hero, lauerten ihr auf der Straße die Fotografen auf. Manchmal blieben sie in ihren Autos (die sie inzwischen kannte); manchmal kurbelten sie die Scheibe herunter und richteten die Schnauzen ihrer langen Objektive auf sie. Manchmal stiegen sie auch aus und machten Fotos. Keine dieser Aufnahmen ist je veröffentlicht worden. Sie war es nicht, deren Bild sie wollten, trotzdem wurde Eliza wochenlang belästigt. Es gibt Aspekte der Pressefreiheit, die man nicht so gern verteidigt.

*

Milan wollte über Trump reden. Ich eigentlich nicht. »Falls er wieder gewählt wird, könnte es unmöglich werden, in diesem Land zu leben.«

Ich sah, wie seine Augen aufleuchteten. »Heißt das, du kämest dann zurück nach England?« Nicht zum ersten Mal wurde mir klar, wie sehr er sich das wünschte; und nach dem Attentat sowie in Anbetracht seiner sehr realen Flugangst wünschte er es sich mehr als je zuvor.

»Ich weiß nicht«, antwortete ich. »Brexit-England ist auch ziemlich fürchterlich.« Aber, fügte ich hinzu, vor dem Attentat hätten Eliza und ich darüber geredet, mehr Zeit in London verbringen zu wollen, schließlich lebte fast meine gesamte engste Familie dort. Jetzt jedoch, fuhr ich fort, sei nicht der richtige Zeitpunkt, darüber zu reden. Erst mal müsse ich wieder auf die Beine kommen. »Lass uns dieses Gespräch vertagen.«

Ich fühle mich zwischen London und New York hin- und hergerissen. Tatsache ist, dass ich es vorzog, in New York zu leben, aber die Anziehungskraft meiner Familie und vieler meiner ältesten Freunde ist ziemlich stark. Milans Frage kann ich noch immer nicht beantworten. Vertagen wir dieses Gespräch.

*

Aus Tagen wurden Wochen, und ich erholte mich. Noch aber war es nicht

vorbei. So blieb unter anderem das Problem mit dem anderen, meinem einen verbliebenen Auge.

In George Orwells *1984* sahen sich jene, die im Keller des Ministeriums der Liebe ins Zimmer 101 gebracht wurden, diese furchtbare Folterkammer, dem »Schlimmsten auf der Welt« ausgesetzt, so der boshafte O'Brien, Agent der Gedankenpolizei. Das Schlimmste auf der Welt ist ganz individuell. Für Winston Smith, den Helden des Romans, waren Ratten das Schlimmste auf der Welt.

Für mich ist es Blindheit, war es und ist es immer noch.

Viele Leserinnen und Leser von *Victory City* haben sich gefragt, ob die Szene, in der die Heldin geblendet wird, nach dem Attentat vom 12. August geschrieben oder umgeschrieben wurde. Dass dies nicht der Fall sein sollte, fällt manch einem schwer zu glauben. Und doch stimmt es. Als ich an der Szene arbeitete, beschrieb ich meine lebenslange Angst: »das Schlimmste auf der Welt«. Jetzt habe ich mein rechtes Auge verloren und leide auf dem linken an Makuladegeneration, einer Veränderung der Netzhaut, die zu fast vollständigem Sehverlust führen kann. Und das ist das einzige Auge, das mir geblieben ist.

Zur schon seit Jahren andauernden Behandlung gehört eine etwa einmal im Monat verabreichte Injektion direkt in die weiße Augenhaut. Während meiner Zeit im Rusk erhielt ich eine dieser Injektionen, nach meiner Entlassung würde ich wieder zu meinem gewohnten Spezialisten gehen, der mir gesagt hatte, ich spräche außergewöhnlich gut auf die Behandlung an und mein Zustand sei stabil.

Ich kann nur hoffen, dass es so bleibt. Falls nicht, werde ich für den Rest meines Lebens in Zimmer 101 eingesperrt.

*

Auch mein Blutdruck gab Anlass zur Sorge. Er war zu niedrig, und wenn ich aufstand, fiel er noch weiter ab, weshalb mir oft schwindlig wurde und ich mich wieder setzen musste. Ich sagte einer der Krankenschwestern, die meine Vitalwerte prüfte, dass es mich überrasche, da ich zuvor noch nie Probleme mit dem Blutdruck gehabt hätte. Sie erwiderte freundlich: »Wissen Sie, Sie haben viel Blut verloren.«

Ich wurde gebeten, ein von Klettverschlüssen eng zusammengehaltenes

Korsett zu tragen, das ein plötzliches Absinken des Blutdrucks verhindern sollte. Und es half. Außerdem wurden mir zwei Bluttransfusionen verabreicht. Auch die halfen. Darüber hinaus gab man mir Medikamente, die den Blutdruck erhöhen sollten, und sie begannen allmählich zu wirken. Meine Messergebnisse waren noch niedrig, befanden sich aber am unteren Ende dessen, was akzeptabel war. Und das hörte sich doch gar nicht schlecht an.

*

Während die Wochen im Rusk dahinkrochen, verlor ich ein wenig an Energie. Ich begann, mich über nichtige Dinge aufzuregen – zum Beispiel darüber, wie lange eine Krankenschwester brauchte, um zu mir zu kommen, nachdem ich die Klingel gedrückt hatte, was zu einem ziemlichen Problem werden konnte, wenn ich ins Bad wollte, aber nicht aus dem Bett kam, weil das dann zu jaulen beginnen würde. (Inzwischen konnte ich ganz gut laufen und war durchaus fähig, allein auf die Toilette zu gehen, nur blieb ich ein Gefangener meines Bettes.) Bis dahin war ich, glaube ich, ein geduldiger Patient gewesen, aber allmählich wurde ich unruhig. Ich sagte zu Eliza: »Es wird langsam Zeit, über meine Entlassung zu reden.«

Man nannte uns ein ungefähres Entlassungsdatum, Freitag, den 23. September, also genau drei Wochen nach meiner Einlieferung ins Rusk und exakt sechs Wochen nach dem Attentat. Doch als der Tag näher rückte, hieß es, man würde mich lieber noch einige Zeit dabehalten.

Der Oberboss – ich will ihn Dr. O. nennen – offenbarte mir dies während der Visite. Das Ärzteteam hätte über mein Befinden diskutiert, und man sei einhellig der Meinung, dass die Entlassung noch verschoben werden sollte. Aber ich hatte mich so auf diesen Tag gefreut, jede Verzögerung schien mir unerträglich. Ich hielt es nicht länger aus und explodierte. Ich müsse nach Hause, sagte ich. Das Rusk tue mir nicht mehr gut. Alles sei doch so weit ganz in Ordnung. Faye, meine Physiotherapeutin, hatte gesagt, ich hätte alle Tests bestanden und sie könne meine Entlassung empfehlen. Rose, meine Ergotherapeutin, sagte, sie sei mit meinen Fortschritten zufrieden. Die Wunden schienen gut zu verheilen. Der Blutdruck war unter Kontrolle. Lassen Sie mich gehen.

»Falls Sie gehen«, erwiderte Dr. O. sanft, »dann gegen unseren ärztlichen

Rat.«

»Okay«, sagte ich mit ziemlich belegter Stimme, »das nehme ich in Kauf.«

Das war, wenn meine Erinnerung mich nicht trügt, am Mittwoch. Am Donnerstag stieg ich aus dem Bett (man hatte es stummgeschaltet), und mir wurde schlagartig sehr schwindlig. Rasch setzte ich mich wieder hin. Die Ärzte behielten recht, und ich hatte mich geirrt. Ich musste bleiben, bis der Blutdruck wirklich unter Kontrolle war.

Unterdessen hatten sich Eliza und Sameen beratschlagt. Sie machten sich Sorgen um meine Rückkehr. Wenn die Paparazzi unser Haus beobachteten, taten dies vielleicht auch andere Leute, und die hielten vielleicht keine Kameras mit riesigen Objektiven in der Hand. Sameen war es, die mir erzählte, Eliza habe einen Plan. Gute Freunde hatten uns ihr Loft in SoHo angeboten. Sie hielten sich in Los Angeles auf und würden erst an Thanksgiving nach New York zurückkehren; wenn sie uns eine Hilfe sein könnten, wäre ihnen das eine Freude. Sie wollten den Portier über unsere Ankunft informieren und ihm ein Pseudonym nennen, das wir noch mit ihnen abstimmen würden. Ihre Wohnung sei völlig privat, was mir gewiss eine bessere, sicherere Rückkehr in die Welt ermöglichte. Als Sameen davon erzählte, war ich dagegen. Ich wollte einfach nur nach Hause. Ich brauchte nicht noch eine Station auf meinem Weg. Ich wollte in meinem eigenen Bett schlafen und meine Bücher wieder um mich haben. Aber als ich merkte, dass beide, Eliza und Sameen, die Option SoHo vorzogen, gab ich nach. »Okay«, sagte ich, »so machen wir's.«

Eliza hatte sich mit diversen Sicherheitsdiensten in Verbindung gesetzt. Sie sagte mir, welchen sie vorziehe, und wir begannen zu verhandeln. Es würde nicht gerade billig werden, schien uns für die nächste Zukunft aber unabdingbar zu sein. Ein Sicherheitsteam würde mich, wenn der Tag gekommen war, aus dem Rusk abholen; man wollte sich auch mit der New Yorker Polizei absprechen. Ein wenig fühlte ich mich wie ein Paket, für das die Lieferung geplant wurde, akzeptierte aber die Regeln.

Am Montag, dem 26. September, gab mir das Ärzteteam des Rusk das Okay. Die Reha war vorbei. Nach mehr als sechs Wochen in zwei Krankenhäusern kehrte ich in die Welt zurück.

3 Robert M. Pirsig: Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten. Dt. von Rudolf Hermstein. Frankfurt a. M. 1976.

TEIL ZWEI
DER ENGEL DES LEBENS

5
DIE RÜCKKEHR

Geplant war, das Rusk um drei Uhr früh so unauffällig wie möglich zu verlassen, wachsame Blicke zu vermeiden und durch die leere Nachtstadt zur Mercer Street zu fahren. Um ein Uhr hatte ich gepackt und war abfahrbereit, Eliza kam eine Stunde später, zur moralischen Unterstützung begleitet von unserer Freundin Suphala, einer außergewöhnlichen Tabla-Spielerin. Glücklich umarmten wir uns. Eliza war ziemlich gestresst, versuchte aber, es sich nicht anmerken zu lassen (ich habe ihre Anspannung trotzdem gespürt). Man gab uns einen Umschlag mit den Entlassungspapieren, einen Einnahmeplan für meine Medikamente, einige Fläschchen mit Tabletten (Schmerzmittel, falls nötig, Lipitor und etwas, um meinen Blutdruck zu steigern), einen Asthma-Inhalator sowie antibiotische Augensalbe. Ich legte mein Klettkorsett an, damit ich ohne Schwindelgefühle laufen konnte. Dann kamen einer aus unserem Securityteam sowie ein Polizist der New Yorker Polizei an die Tür, und wir verließen mein Zimmer. Tags zuvor war ich die Treppe hinunter zum Nebeneingang geführt worden, den ich jetzt benutzen würde, um mich mit dem Weg vertraut zu machen und sicherzustellen, dass ich die wenigen Stufen hinab zur Straße schaffte. *Ich kam auf einer Trage und gehe auf eigenen Füßen,* beglückwünschte ich mich und gestattete mir einen Moment lang, stolz auf mich zu sein. Ein großer schwarzer Escalade SUV wartete mit laufendem Motor. Da ich nur eine Hand benutzen konnte, war das Einsteigen nicht ganz einfach, aber es gelang ohne fremde Hilfe. Eliza und Suphala setzten sich zu mir in den Wagen, und wir fuhren los.

Noch nie bin ich mit einem derartigen Hochgefühl durch Manhattan gefahren. Die einzige Situation, die dieser nahekam, war am 29. Juni 2016 gewesen, dem Tag, an dem ich als amerikanischer Staatsbürger vereidigt worden war und mit einem gelben Taxi nach Hause fuhr. An jenem Nachmittag hatte sich die Stadt anders angefühlt, fast, als würde sie nun mir gehören – oder ich ihr, ein mächtiges Gefühl. Dies aber war noch stärker, und während wir durch das nächtliche New York rauschten, gab ich mir ein Versprechen: *Ich werde mir von meinem Leben so viel wie nur möglich zurückholen, und das so rasch wie möglich*.

Wir betraten das Gebäude in der Mercer Street, und der Nachtportier

begrüßte uns mit einem Kopfnicken, ohne sich das Geringste anmerken zu lassen. Wir fuhren nach oben, und als wir die schöne Wohnung unserer Freunde betraten, dachte ich: *Ich bin frei. Ich lebe, und ich bin frei*. Es war frühmorgens, halb vier; ich ging zu dem großen, bequemen, definitiv nicht jaulenden Bett, legte mich hin, und kaum hatte sich Eliza zu mir gelegt, begann sie hemmungslos zu schluchzen. All die Anspannung fiel von ihr ab.

»Mein Mann ist zu Hause«, schluchzte sie. »Mein Mann ist zu Hause.«

*

Momente wie diesen festzuhalten, tut weh.

*

Auszuschlafen war eine Wohltat, keine Blutabnahme um vier, keine Schwestern um fünf, keine Ärzte um sechs Uhr früh. Im Krankenhaus ist das Dunkel während der Nächte nur eine sporadische Gnade und das Bett nicht dein Freund; das luxuriöse Bett in der Mercer Street dagegen sowie die von den Vorhängen geschaffene Dunkelheit waren erholsame Neuheiten. Wir wollten den Tag nicht beginnen. Als wir uns schließlich dazu aufrafften und die Vorhänge zurückzogen, breitete sich die Stadt wie ein Geschenk vor uns aus. Das Loft hatte Fenster nach drei Seiten, und so konnten wir in Richtung Downtown auf das One World Trade Center blicken, nach Westen über das Village zum Hudson River oder nach Norden, an den Campus-Wohntürmen der New York University entlang der Bleeker Street vorbei bis hin zum Empire State Building. Zur Wohnung gehörte eine Dachterrasse, auf der unsere Gastgeber einen herrlichen Himmelsgarten angelegt hatten. Dies war zwar nicht mein Zuhause, aber nichts kam ihm näher. Hier zu wohnen, fühlte sich wie Urlaub an.

Während dieser ersten Tage blieben wir nicht allein. Für den Fall, dass es Probleme geben sollte, hatte Eliza professionelle Hilfe gewollt und deshalb einen Pflegedienst bestellt, der sich rund um die Uhr um mich kümmern würde, eine Nachtschwester und eine Tagschwester. Zum Glück konnten wir uns schon bald darauf einigen, dass dies unnötig war. Nicht länger im Krankenhaus zu sein, war für mich wie eine Kur. Ich fühlte mich mit jedem Tag kräftiger.

Ruhe und Frieden sowie die Illusion einer Rückkehr ins private Leben währten zwei Tage. Dann holte mich die medizinische Welt wieder ein, packte mich und meinte, ich hätte noch einen weiten Weg vor mir. Genauer gesagt: Monica, meine Handtherapeutin, besuchte mich zum ersten Mal. Sie war klein, chinesisch-amerikanisch, lächelte freundlich, liebte Bücher, las viel und erwies sich als absolut unerbittlich, wenn es darum ging, meine Hand wieder beweglich zu machen.

»Das wird wehtun.«

»Autsch!«

»Das noch mehr.«

Sie kam dreimal die Woche. Bei unserem ersten Termin nahm sie die Schiene ab. »Die brauchen Sie nicht mehr.« Meine linke Hand fühlte sich gleich befreit an, obwohl, wie Milan mir hinterher sagte, »du deine Finger überhaupt nicht bewegen konntest, Dad«. Monica sagte, die Sehnen seien verheilt. Die Sechs-Wochen-Frist sei vorbei, und jetzt sei es Zeit für Übungen und dafür, die Hand so viel wie möglich zu benutzen, was leicht gesagt, aber mit einer gänzlich unbeweglichen Hand nicht so leicht getan war.

In der Hand verlaufen die Sehnen durch Gleitkanäle, und jetzt, da sie wieder zusammengewachsen waren, mussten sie aufs Neue lernen, sich in diesen Kanälen auf und ab zu bewegen. Ich hatte naiverweise angenommen, die Physiotherapie würde das in wenigen Monaten schon wieder richten, musste jetzt aber erfahren, dass es nicht unbedingt so ablaufen würde. Es bestand die durchaus reale Gefahr, dass die Sehnen, statt sich geschmeidig durch die Kanäle zu bewegen und meiner Hand somit zu gestatten, den Betrieb wie gewohnt aufzunehmen, also sich zu ballen, zu öffnen et cetera, an den Kanalwänden verklebten und in einer Position verharrten, aus der sie nur mittels einer größeren Operation befreit werden konnten. Als ich das hörte, rutschte mir das Herz in die Hose, zugleich aber stärkte es meine Motivation, mich mit ganzer Kraft der Heilung zu widmen. Und wenn das wehtun sollte, dann ließ es sich nicht ändern. Ich wollte meine Hand zurück.

Monica kümmerte sich als Erstes um das getrocknete Blut, das meine Handinnenfläche entstellte und es mir schwer machte, mit den Übungen anzufangen. Jedes Mal wenn sie kam, laborierte sie daran herum. Zu unseren Terminen brachte sie diverse Werkzeuge mit, die so seltsam wie Meeresungeheuer aussahen, blaugrün, aber durchsichtig, und die sie wie Folterinstrumente einsetzte. Sie gab mir auch Übungen auf, die ich in ihrer Abwesenheit machen sollte, und ein surrendes Gerät, mit dem ich das

Narbengewebe zu bearbeiten hatte.

»Ich kann das aber nicht so fest wie Sie«, sagte ich.

»Ich weiß«, sagte sie. »Es fällt schwer, sich selbst Schmerz zuzufügen.«

Die Sache mit meiner Hand sollte sich über die nächsten sechs Monate hinziehen. Außer Monicas Behandlungen gab es, etwa alle sechs Wochen, auch einen Termin bei Dr. Y., einem Handchirurgen am NYU Langone. Während unserer ersten Begegnung fand er nicht gerade aufmunternde Worte für mich, sondern erklärte rundheraus: »Wenn die Verletzungen so schlimm sind wie bei Ihnen, fällt die Prognose meist nicht sehr optimistisch aus.«

Da war das Problem der Bewegungsfähigkeit, und da war das Problem der Empfindungsfähigkeit. Was die Bewegung anging, so gab es davon zu Beginn nur wenig. Und was die Empfindung betraf, so konnte ich zwischen Daumen und Zeigefinger ein bisschen spüren, hatte kein Gefühl im Mittel- und im Ringfinger und nur sehr wenig im kleinen Finger. In der Handinnenfläche zwischen Narbe und Handgelenk spürte ich was, oberhalb der Narbe aber nichts. Dr. Y. konnte nicht sagen, wo, in welchem Maße – und ob überhaupt – Gefühl zurückkehren würde. Er hoffte, ich würde durch Monicas Bemühungen zumindest ein Minimum an Bewegung zurückgewinnen. »Und was den Rest angeht, so können wir nur hoffen.«

Ich verließ Dr. Y.s Sprechzimmer mit dem festen Vorsatz, ihn zu widerlegen. »Legen Sie los, Monica, und nehmen Sie keine Rücksicht«, sagte ich ihr bei unserem nächsten Termin.

»Das wird wehtun«, antwortete sie.

»Aua!«

Lassen Sie mich ein wenig vorspulen. Dank vieler Übungen konnte ich meine Fingergelenke bald ein wenig beugen. Wir hatten uns das Ziel gesetzt, dass ich wieder eine Faust machen konnte. Der erste Schritt bestand darin, mit den Fingerspitzen die Handinnenfläche zu berühren. An dem Tag, an dem mir das gelang, hätte ich am liebsten laut gejubelt. Dann lernte ich langsam, die Finger zu krümmen. Die Faust rückte definitiv in greifbare Nähe.

Ich sollte außerdem den Daumen über meine Hand strecken und die Kuppe meines kleinen Fingers berühren. Lange kam mir das so weit wie eine Reise durchs Weltall vor. Und dann – siehe da! – eines Tages nicht mehr. Daumen! Kleiner Finger! Darf ich vorstellen? Ich bin mir sicher, ihr kennt euch bereits.

Einmal im Monat fasste Monica meine Fortschritte zusammen. Am 8. März 2023, knapp sieben Monate nachdem das Messer auf meine Hand

eingestochen hatte, konnten sich die Ergebnisse sehen lassen. An der Wunde war kein Blut mehr, die lange Narbe war geschmeidig geworden und behinderte die Bewegung des Daumens nicht länger, »Daumen hoch« klappte mit der linken so gut wie mit der rechten Hand, die linke Faust sah so gut aus wie die rechte, die Finger ließen sich unabhängig voneinander bewegen und dank jeder Menge Übungen mit Knetmasse wurde die Linke auch wieder kräftiger. Nicht gut genug, aber besser. Nur um die Empfindungsfähigkeit war es weniger gut bestellt. Daumen und Zeigefinger waren okay; dem kleinen Finger ging es ein bisschen besser, den anderen beiden jedoch kaum. Selbst diese Finger aber hatten ihre »protektive Sensorik« zurückerlangt. Ich konnte Hitze spüren, würde mich also nicht verbrennen, und ich konnte Schärfe spüren, würde mich also nicht schneiden. Diese Gefühle, wurde mir gesagt, kehrten stets als erste zurück. Wie clever ist doch der menschliche Körper, dachte ich voller Staunen. Was für ein Wunderwerk dieses Etwas ist, in dem wir alle hausen. *Welch ein Meisterwerk ist der Mensch!* **4**

In der darauffolgenden Woche ging ich zurück zu Dr. Y. und zeigte ihm meine wiedererlangten Fähigkeiten. Er sagte, was sich jeder Patient zu hören wünscht: »Es ist ein Wunder, wie sich Ihre Hand erholt hat.« Ein Wunder! Ja! Ja, das ist es! Nerven sind langsam, aber das wusste ich! Das war okay! »Ehrlich gesagt, es kann bis zu einem Jahr dauern, ehe Sie wissen, wo Sie was und wie viel Sie wieder spüren. Können Sie tippen?« Ja, ich kann tippen. Ich kann mir die Schnürsenkel binden, eine Flasche Wein entkorken, Türknäufe drehen und ein volles Glas Wasser halten. Ich war schon fast wieder ein Mensch.

»Sie brauchen nicht mehr zu mir in die Praxis zu kommen«, sagte Dr. Y. »Und zu Monica müssen Sie auch nicht mehr.« Das machte mich ein wenig traurig. Monica und ich verstanden uns gut. Außerdem hatte sie vor, meine Bücher in chronologischer Reihenfolge zu lesen. *Grimus* hatte sie durch und *Mitternachtskinder* zur Hälfte geschafft. »Sie haben noch einen weiten Weg vor sich«, sagte ich. »Ich schaffe das schon«, sagte sie. »Dass Sie gut schreiben, weiß ich bereits.« Eine Umarmung, dann war sie fort, und ich konnte meine Hand wieder bewegen.

*

Zurückgespult.

Ich mochte das Krankenhaus Ende September 2022 verlassen haben, die Krankenhäuser aber hatten mich keineswegs verlassen. Auf die Woche, in der Monica ihre Arbeit an meiner Hand begann, folgten drei Monate ambulanter Behandlung diverser Regionen meines Körpers bei Spezialisten, von denen ich oft bis aufs Intimste untersucht wurde. Am Ende dieser langen Abfolge von Begegnungen kannte ich das Gewirr des NYU Langone Krankenhauses besser, als ich je erwartet hätte. Und dort wusste man seinerseits fast alles über mich und mein Inneres, was es zu wissen gab.

(Wir machten uns Sorgen um meine Sicherheit, weshalb ich zu allen Terminen von Mitgliedern des angeheuerten Sicherheitsdienstes begleitet wurde. Dass wir anonym im Loft in SoHo wohnen konnten, war eine enorme Hilfe, da ich so von der Öffentlichkeit unerkannt kommen und gehen konnte.)

Der erste Termin war bei einem Urologen. Dr. U. wollte sich vergewissern, dass es mit dem Wasserlassen, unter dem ich im Rusk so gelitten hatte, wirklich kein Problem mehr gab. Ich versicherte ihm, alles sei in Ordnung. Er wollte eine Blutprobe. Er wollte eine Urinprobe. Folgsam lieferte ich beides. Dann fragte er, wann meine Prostata zuletzt untersucht worden sei. Das ist eine Weile her, gestand ich. »Nun, dann wollen wir mal einen Blick riskieren«, sagte er.

Oh, na ja, okay, wenn das so ist, warum nicht. Ich bin hier, weil mit dem Messer auf mich eingestochen wurde, aber klar, untersuchen wir doch auch meine Prostata. Vornüberbeugen, Beine auseinander, Gleitmittel, Gummihandschuhe, ächz. Das ist unangenehm. Jetzt noch unangenehmer. Nein, nur keine Eile, lassen Sie sich Zeit. Und … geschafft.

Nach der Untersuchung eine unangenehme Überraschung. »Ich konnte was ertasten«, sagte Dr. U. »Es ist klein. Ein kleiner Knoten auf der Prostata, aber wir sollten ihn lieber überprüfen. Ich veranlasse rasch ein MRT.« Mir verschlug es die Sprache. Echt jetzt? Nachdem ich ein Attentat nur knapp überlebt hatte, sollte ich mich nun damit auseinandersetzen, dass ich möglicherweise Krebs hatte? Das war unerträglich. Das war *unfair*.

»Ist wahrscheinlich nichts«, sagte Dr. U.

Wieder vorgespult. Eine Woche nach meinem Termin bei Dr. U. stand die MRT-Untersuchung an sowie eine Ultraschallaufnahme von meinem rechten Bein, da es ein wenig dicker als das linke zu sein schien und man prüfen wollte, ob sich Blutklümpchen angesammelt hatten. Auf dem Heimweg öffnete ich Langones *Meine-Ergebnisse-App*; die Resultate hatte man zügig online gestellt. Sie waren gut, und sie waren schlecht. Die gute

Nachricht: keine Blutklümpchen, mit dem Bein war alles in Ordnung. Die schlechte Nachricht kam überwiegend in unverständlichem Fachchinesisch daher, das aber, wie mit Neonbuchstaben geschrieben, die eindeutigen, ganz gewöhnlichen englischen Worte enthielt: *Vermutlich Krebs*. Auf einer Wahrscheinlichkeitsskala von eins bis fünf hatte ich eine elende Vier geschafft.

Vermutlich Krebs.

Ein Anruf bei Dr. U. Er habe den Bericht gesehen, aber irgendwas mache ihn stutzig. Bei Verdacht auf Prostatakrebs kommt normalerweise der PSA-Test zur Anwendung, ein Bluttest, der die Menge der prostataspezifischen Antigene im Blut misst. Ein hoher PSA-Wert gilt als gefährlich, ein niedriger als eher unbedenklich. Der PSA-Wert meiner Blutuntersuchung belief sich auf 2,1. Normalerweise hieße das: »Kein Prostataproblem«. Im MRT-Bericht aber stand: *Vermutlich Krebs*. Das Ergebnis war widersprüchlich. Dr. U. wollte vom Chefarzt der Urologie eine zweite Meinung einholen. Er würde sich mit mir in Verbindung setzen. Bei unserer Videokonferenz erwies sich dieser Gentleman – Dr. U-2 – als ein Indoamerikaner, der sich zudem als Fan von mir outete. Außerdem war er sehr klug. »Als Sie im Rusk waren«, sagte er, »hatten Sie Probleme beim Wasserlassen infolge einer Harnwegsinfektion?« »Ja«, erwiderte ich, »eine ziemlich schlimme Harnwegsinfektion; ich habe gerade erst mit den Antibiotika aufgehört.«

Er sagte, seiner Meinung nach könnte die Harnwegsinfektion für den Knoten auf der Prostata verantwortlich sein. »Die kann solche Entzündungen auslösen«, sagte er. »Ich nehme an, das MRT wurde zu früh gemacht. Wir sollten einige Wochen warten und die Untersuchung dann wiederholen.« Also hatte ich vermutlich keinen Krebs? Er wollte sich nicht festlegen: Wir sollten die Resultate abwarten, sagte er. Später sprach ich mit meinem Therapeuten, der mir mehr Mut machte. »Wenn der PSA-Wert so niedrig ist, hat der Chefurologe vermutlich recht; es dürfte sich um eine von der Harnwegsinfektion verursachte Entzündung handeln.« Und selbst wenn es Krebs wäre, beruhigte er mich, ist er behandelbar; vor der zweiten MRT-Untersuchung solle ich mir keine Sorgen machen. »Prostata-Krebs breitet sich nur langsam aus.« Und so blieb ich im Ungewissen.

Die Dinge bewegten sich im Schneckentempo. Drei Wochen später hatte ich einen persönlichen Termin bei Dr. U-2; und schon geht es wieder von vorn los, dachte ich, vornübergebeugt, Beine gespreizt, Gleitmittel, Gummihandschuhe, ächz! Doppel-ächz! Noch mehr ächz! Und dann … es ist

vollbracht.

»Ich kann nichts fühlen«, sagte Dr. U-2.

»Wie jetzt? Kein Knoten? Gar nichts?«

»Nichts.«

»Das sind doch gute Neuigkeiten, oder? Kein Knoten heißt kein Krebs.«

»Das sind gute Neuigkeiten.«

»Also war es eine von der Harnwegsinfektion verursachte Entzündung?«

»Ich denke schon.«

»Und jetzt können wir das Ganze vergessen?«

»Tja«, sagte Dr. U-2 und durchkreuzte meine Hoffnungen, »jedenfalls sollten wir bis zum nächsten MRT ein paar Wochen warten. Wenn das dann eindeutig ist, brauchen wir vielleicht keine Nadelbiopsie zu machen.«

Zu einer Nadelbiopsie gehört, dass man die Füße auf Stützen festschnallt, die Beine weit gespreizt. Die Nadel dringt durchs Perineum ein. Das Prozedere dauert gut zehn Minuten. Und es ist äußerst schmerzhaft.

»Ich hoffe, so weit kommt es nicht«, sagte ich mit matter Stimme.

Ich hatte kaum jemandem vom Krebsverdacht erzählt. Noch war nichts bestätigt, und das K-Wort würde in der Familie nur für Panik sorgen. Kein Grund, sie in Aufruhr zu versetzen, solange es noch nichts Konkretes gab, was die Aufregung rechtfertigte. Eliza wusste Bescheid, ansonsten aber hatte ich es für mich behalten.

Das zweite MRT fand im Dezember statt, fünf Wochen nach Dr. U-2s Untersuchung und zwei Monate nachdem ich gelesen hatte: *Vermutlich Krebs*. Diesmal war das Ergebnis eindeutig. Auf einer Skala von eins bis fünf war ich nun eine stolze Eins. Es gab keinen Knoten. Ich hatte keinen Prostatakrebs. So grausam war das Universum nun doch nicht, auch wenn es sich zwei Monate Zeit gelassen hatte, mir das mitzuteilen. Jetzt weihte ich auch Sameen ein. Sie war stinksauer, weil ich ihr nicht früher davon erzählt hatte.

*

Zurück zum Oktober. Eine Woche nach unserem Umzug nach SoHo wurden Milan und Eliza positiv auf Corona getestet. Beide konnten sich also eine Weile nicht um mich kümmern, auch wenn der Test bei mir negativ ausgefallen war. Eine Woche lang war ich nun darauf angewiesen, dass

Freunde mir Lebensmittel und Vorräte brachten. Und das Wechselspiel gute Nachrichten / schlechte Nachrichten dauerte an. Einen Tag nachdem Milan und Eliza positiv getestet worden waren, hatte ich einen Termin bei einem Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten, der sich ansehen wollte, wie die tiefen Wunden an meinem Hals verheilten. (Nach den englischen Worten für Ohr, Nase und Hals – »ear«, »nose«, »throat« – nannte ich ihn Dr. ENT, als wäre er einer der uralten Baumwesen aus dem *Herrn der Ringe*.) »Gute Neuigkeiten«, sagte Dr. ENT. »Alles sieht bestens aus und verheilt erstaunlich gut.« Nach siebeneinhalb Wochen hatte ich mich an jenem Tag zum ersten Mal wieder (sehr behutsam) rasiert. Ein wunderbares Gefühl, ein wirklich positiver Schritt. Am Nachmittag musste ich dann zum Kardiologen. Dr. Herz wollte ein weiteres Mal meine rechte Lunge röntgen. Wie die Aufnahme zeigte, war die Flüssigkeit zurück, die man mir in Erie abgesaugt hatte. Mit einem chirurgischen Eingriff am nächsten Morgen um acht Uhr wurde die Flüssigkeit erneut entfernt. Diesmal war es noch mehr als beim ersten Mal: über ein Liter. Mein Eiweißlevel war zu niedrig, Resultat des beträchtlichen Blutverlustes, und vermutlich auch, wie mir gesagt wurde, der Grund dafür, dass sich wieder Flüssigkeit angesammelt hatte. Man verschrieb mir eine eiweißreiche Diät und sagte, in zwei Monaten solle ich mich erneut röntgen lassen. »Kommt die Flüssigkeit zurück«, sagte Dr. Herz, »werden wir noch mal nachdenken müssen.« Das klang übel.

Nach fünf Tagen fiel Elizas Test negativ aus, und ich war ungeheuer erleichtert, als sie in die Mercer Street zurückkehrte. Milans Tests blieben weitere fünf Tage positiv, aber als er dann zu mir kam, hatte ich einige sehr gute Neuigkeiten.

*

Bei dem Termin, vor dem ich am meisten Angst hatte, ging es um mein Auge. Er war für den 10. Oktober angesetzt, jenen Tag, an dem ich mein erstes MRT hatte, dem zufolge es hieß, dass ich vermutlich Krebs hätte, weshalb ich nicht in der allerbesten Verfassung war. Die bekannte Augenspezialistin Dr. Irina Belinsky hatte schon im Rusk nach mir gesehen, als mein rechtes Auge selbst unter dem vernähten Lid noch sehr geschwollen war. (Ich nenne sie mit ihrem richtigen Namen, weil sie für mich bei alledem, beim Umgang mit meiner schlimmsten Wunde, emotional so überaus wichtig

war. Für sie also kein Dr. Auge.) »Wir müssen warten, bis die Schwellung abgeklungen ist«, hatte sie damals gesagt, »ehe wir entscheiden können, wie wir weiter vorgehen wollen.« Ich hatte schreckliche Angst davor, wie diese Entscheidungen aussehen mochten. Ich bat Eliza, mich zu dem Termin zu begleiten. Ich brauchte jemanden, der meine Hand hielt.

Dr. Belinsky untersuchte das Auge. »Die Schwellung ist verschwunden«, sagte sie. »Das Lid kann von allein schließen. Wenn Sie wollen, können wir die Fäden ziehen.«

»Tut das weh?«, fragte ich wie ein Baby. »Und Sie müssen das Lid später auch wirklich nicht wieder vernähen? Das war nämlich ziemlich schmerzhaft.«

»Keine Sorge«, erwiderte sie. »Die Nähte brauchen Sie nicht mehr.«

Die Fäden waren schnell gezogen, und das Auge fühlte sich sofort besser an, irgendwie natürlich.

»Für Sie gibt es jetzt drei Möglichkeiten«, sagte Dr. Belinsky, »drei Wege, zwischen denen Sie sich entscheiden müssen.

Option eins: Wir machen gar nichts. Das Auge stört Sie nicht, ist nicht gereizt, Sie haben keine Beschwerden, also lassen wir es, wie es ist.

Option zwei: Wir können für Sie ein Keramikauge einsetzen. Das wird in hoher Qualität eigens angefertigt, farblich exakt dem verbliebenen Auge angeglichen und über dem beschädigten Auge eingepasst. Manche Menschen mögen das sehr, andere finden es unbequem.

Option drei: Wir entfernen das Auge. Die Augenhöhle braucht danach etwa sechs Wochen, um zu verheilen. Anschließend können wir eine Prothese einsetzen, ein falsches Auge. Das ist natürlich die radikalste Entscheidung.«

Ich war ihr dankbar für die klaren Worte und wusste sofort, welche Möglichkeit ich vorzog. »Mit Kontaktlinsen konnte ich noch nie umgehen«, sagte ich. »Ich bin ein bisschen überempfindlich, wenn es darum geht, was ins Auge zu tun und wieder rauszunehmen, und das auch noch jeden Tag. Ein Keramikauge wäre also nichts für mich. Und Option drei … Ehrlich gesagt, nach all den OPs, die ich hinter mir habe, kann ich der Aussicht auf eine weitere nicht viel abgewinnen. Wenn es also eine Möglichkeit gibt, einen weiteren Eingriff zu vermeiden, bin ich ganz dafür. Ich wähle Option eins. Wir machen gar nichts.«

»Ich will nur sichergehen, dass Ihnen das Auge keine Beschwerden macht«, sagte Dr. Belinsky. »Sie werden weiterhin jeden Tag die

Erythromycin-Salbe auftragen müssen.«
»Es macht keine Beschwerden«, antwortete ich. »Und das mit der Salbe geht in Ordnung.«
»Gut«, erwiderte sie. »Und nicht vergessen: Dies ist keine Entscheidung für die Ewigkeit. Falls Ihnen das Auge in ein, zwei oder fünf Jahren Probleme macht, kommen Sie zurück, und dann, sollte es je dazu kommen, können Sie eine andere Wahl treffen.«
Mich überkam eine enorme Erleichterung. Ich hatte Albträume gehabt, in denen mir das Auge aus dem Kopf gezogen wurde, Träume, die an *Ein andalusischer Hund* erinnerten, den surrealistischen Film von Luis Buñuel und Salvador Dalí, in dem eine Wolke, die über den Vollmond zieht, zu einer Rasierklinge wird, die ein Auge durchschneidet. *Nichts tun* hörte sich wunderbar an. Eliza sah, wie die Anspannung von meiner Stirn wich, und drückte meine Hand. »Okay, mein Lieber«, sagte sie. »So machen wir es.«
Zwei Tage später bekam ich meine nächste Spritze gegen die Makuladegeneration ins linke Auge. »Behandeln Sie dieses Auge gut, Doc«, sagte ich. »Es ist mein letztes.«
Und das ist (zumindest für den Moment) alles, was es über mein/e Auge/n zu erzählen gibt.

*

Unsere Welt begann sich nicht mehr gar so isoliert anzufühlen. Milan konnte dem Corona-Gefängnis entfliehen, und wir verbrachten wieder viel Zeit miteinander. Eliza fühlte sich in der Lage, uns allein Baz Luhrmanns *Elvis* ansehen zu lassen und zur Geburtstagsparty einer Freundin zu gehen. Kathy Hochul, die Gouverneurin des Bundesstaates New York, rief an, um ihr Mitleid und ihre Solidarität zu bekunden, was nett von ihr war. Einige meiner ältesten und engsten Freunde kamen mich besuchen, darunter manche, die extra den weiten Weg aus London gekommen waren. Sie alle erstaunte, wie gut es mir ging. Ich verschwieg ihnen, welche Knoten ich dafür hatte lösen müssen (auch den auf meiner Prostata).
Wir sahen uns den Livestream einer Veranstaltung zu meiner Unterstützung in der British Library in London an. Nach der ersten Zusammenkunft dieser Art vor der New York Library hatte es ähnliche Veranstaltungen in Toronto und Dänemark gegeben. Im Scherz sagte ich zu

Milan, sie würden mich ein bisschen an Trauerfeiern erinnern. »Wenn ich irgendwann wirklich sterbe, passiert gar nichts mehr, weil alles längst stattgefunden hat.« Milan fand das überhaupt nicht witzig, weshalb ich ihm nicht erzählte, dass es mich zudem an eine Anekdote aus Bertrand Russells Autobiografie erinnerte. Auf einer Reise nach China musste Russell ins Krankenhaus, bis die Nachricht England erreichte, war sie jedoch ziemlich aufgebauscht worden, und man berichtete von seinem Tod, woraufhin die Zeitungen ihre Nachrufe veröffentlichten, die ihm an sein Krankenbett in China gebracht wurden, damit er sie lesen konnte.

Natürlich war ich auch tief bewegt, und all die Liebe, die Solidarität stimmten mich froh. Froh machte mich auch, dass einige medizinische Tests gut verlaufen waren. So erklärten etwa die Chirurgen, sämtliche Stichwunden in Brust und Unterleib seien verheilt. Das tat gut zu hören, dennoch blieben einige Hindernisse zu überwinden.

Wir kommen zur Geschichte von meinem Mund.

*

Einer der Stiche in meinen Hals hat einen Nerv durchtrennt und eine teilweise Lähmung der rechten Seite meiner Unterlippe verursacht. Dies sei, wurde mir gesagt, irreversibel und hatte zur Folge, dass mein Mund sich beim Sprechen sichtbar nach links verzog. Außerdem bewirkte die Lähmung, dass ich mir beim Essen auf die Lippe biss, was nicht das einzige Problem blieb. Ich konnte meinen Mund auch nicht mehr richtig öffnen, nur noch etwa halb so weit wie vor dem Attentat. Was bedeutete, dass mir das Essen schwerer fiel. Zum Glück konnte ich problemlos schlucken, nur musste ich das Essen in kleine Stücke schneiden. Herzhaft in ein Sandwich beißen konnte ich jedenfalls nicht mehr. Die Mundwinkel fühlten sich steif und starr an, zudem gab es seltsame Nebeneffekte. Steckte ich was Kaltes in den Mund, spürte ich, wie sich eine Kältelinie vom linken Mundwinkel zum Kiefer zog, so als würde mir etwas aus dem Mund laufen. Was nicht stimmte. Das war einfach mein neuer Mund, mit dem ich zu leben lernen musste. Eine Heilung gab es nicht.

Man schickte mich zu einer Frau, die mit Krebspatienten arbeitet und von der es hieß, sie kenne jede Menge Mundübungen. Ich ging hin. Es gab Übungen. Ich lernte sie. Ich mache sie noch heute. Sie bringen eigentlich

nichts. Die Frau empfahl mir, einen angesehenen Zahnarzt aufzusuchen, der mir vielleicht etwas anfertigen könne, das ich mir in den Mund steckte, um die Unterlippe ein wenig vorzuschieben, damit ich nicht länger draufbiss. Ende Oktober hatte ich einen Termin bei diesem angesehenen Zahnarzt. Er fertigte mir etwas an, was man wohl eine Prothese nennt, so ein Ding, das ich mir rechts über einen Zahn stülpe und das die Unterlippe tatsächlich ein bisschen vorschiebt. Wenn ich dieses Ding trage, sieht der Mund ein bisschen normaler aus und zu essen fällt mir leichter.

All das dauerte mehrere Wochen. Nachdem die Prothese angefertigt und angepasst worden war – gegen Ende November –, brauchte ich eine Weile, um mich daran zu gewöhnen, doch fühlte sie sich bald ganz normal an, und ich spürte nicht einmal mehr, dass ich sie trug. Alles war gut. Die böse Überraschung war die Rechnung. Wie sich herausstellte, waren weder die Kosten für die Behandlung durch den angesehenen Zahnarzt noch für die Prothese durch meine Versicherung gedeckt. Das hatte mir niemand gesagt, was, wie seine Assistentin hinterher gestand, nicht richtig gewesen sei. Hätte man es mir gesagt, hätte ich vielleicht auf die Prothese verzichtet.

Ohne die Behandlungskosten des Zahnarztes belief sich die Rechnung auf achtzehntausend Dollar.

*

Acht Wochen nach seiner Ankunft in New York fuhr Milan am 25. Oktober mit dem Schiff zurück. Ich hatte es genossen, ihn so lange um mich zu haben. Und seine Liebe hatte mir geholfen, mein Gleichgewicht wiederzufinden. Als er fort war, begann ich, in unserem schönen temporären Domizil unruhig zu werden. Ich sehnte mich nach meinem eigenen Schlafzimmer, der mir vertrauten Umgebung. Der Medienrummel hatte sich gelegt, die Paparazzi waren gelangweilt und auf unserer Straße nicht mehr oft zu sehen. Zeit, nach Hause zurückzukehren.

Am 1. November ging Milan in Southampton von Bord und fuhr mit dem Zug nach London. Drei Tage später brach auch ich zu einer Reise auf – eine kürzere Strecke, doch eine mit enormer emotionaler Bedeutung. Ich fuhr nach Hause.

Maulwurf, der in Kenneth Grahames Kinderbuchklassiker *Der Wind in den Weiden* sein kleines Haus verlässt, um sich mit seinem Freund, der

Wasserratte, ein wenig auf dem Fluss »in Booten herumzutreiben«, und der die stets zu Streichen aufgelegte und nicht unterzukriegende Kröte aus Krötinhall fürchtet, streift eines Tages mit Ratte durch das, was er für ein »seltsames Land« hält, als ihn ganz plötzlich ein Geruch anweht:

Es war einer dieser geheimnisvollen Feenrufe aus der Leere, der Maulwurf plötzlich in der Dunkelheit erreichte und ihn durch und durch mit seinem sehr vertrauten Reiz kribbeln ließ, obwohl er sich noch nicht klar erinnern konnte, was es war.

Zuhause! Das war es, was sie meinten, diese zärtlichen Rufe, diese sanften Berührungen, die durch die Luft wehten, diese unsichtbaren kleinen Hände, die zogen und zerrten, alle in eine Richtung!

Und nachdem er diesem Geruch gefolgt war, sein altes Zuhause wiederfand und sich nach einem köstlichen Abendessen für eine Nacht in seinem eigenen Bett zurechtmacht, sinniert er:

Er sah klar und deutlich, wie schlicht und einfach – wie eng sogar – das alles war; aber er sah auch klar und deutlich, wie viel ihm das alles bedeutete und welchen besonderen Wert eine solche Verankerung in seiner Existenz hatte.

Aber es war gut zu denken, dass er dies hatte, um zurückzukommen, diesen Ort, der ganz sein eigener war, diese Dinge, die so froh waren, ihn wiederzusehen, und auf die er immer mit demselben einfachen Willkommen rechnen konnte. **5**

Zuhause. *Dulce Domum* nennt es Kenneth Grahame, *sweetly at home*. Auf den Tag genau war es zwölf Wochen her, dass das Attentat eine Rückkehr an diesen Ort unmöglich gemacht hatte. Und jetzt, als sich die Tür hinter mir schloss, war ich der schlichte Maulwurf, erkannte die Gerüche des Ortes, und mein Herz hüpfte vor Freude, als ich über dem Kamin die Aufnahme von

meiner Schwester und mir sah, wie wir *Peter Pan* lasen, spürte das Willkommen der Bücherregale, die Vertrautheit meines Arbeitsplatzes und schließlich die bemutternde Freundlichkeit meines eigenen Bettes, das mich aufnahm, die Arme um mich legte und mich in einen tiefen, sorgenfreien Schlaf wiegte. Ich fühlte mich auf Anhieb um hundert Prozent besser und gesünder. Ich war zu Hause.

*

Mit kleinen Schritten näherten wir uns unserem gewohnten Leben wieder an. An einigen Abenden besuchten wir Freunde. Zu den ersten gehörten Alba und Francesco Clemente, bei denen wir Fran Lebowitz trafen, die nie um den heißen Brei herumredet und einige Fragen an mich hatte. »Du bist Rechtshänder, stimmt's?«, fragte sie. »Warum hast du dann die Linke gehoben, um ihn abzuwehren?«

»Ich weiß nicht, Fran«, erwiderte ich. »Darüber habe ich nicht nachgedacht.« Jetzt aber dachte ich darüber nach. »Kommt vielleicht vom Boxen«, brachte ich vor. »Als rechtshändiger Boxer verteidigt man sich mit der Linken und schlägt mit der Rechten zu, oder?«

Fran wirkte nicht sonderlich überzeugt. »Zwei Dinge, Salman«, sagte sie. »Zum einen bist du kein Boxer, zum anderen warst du nicht gerade derjenige, der ausgeteilt hat.«

»Stimmt, Fran«, gab ich zu. »Zum einen wie zum anderen. Ich war nicht der Schläger, ich war der Geschlagene.«

Später erzählte mir Francesco, Fran habe sich nach dem Attentat große Sorgen um mich gemacht. »Ich denke jeden Tag an ihn«, hatte sie gesagt, was mir ein Lächeln ins Gesicht zauberte. »Das würde ich mir gern auf ein T-Shirt drucken«, sagte ich. *»Fran Lebowitz denkt jeden Tag an mich.«*

Es war aufregend, etwas so »Normales« wie Besuche bei Freunden zu unternehmen – was manchmal aber auch ziemlich emotional sein konnte. Wir fuhren nach Brooklyn zum Haus des Grove-Atlantic-Verlegers Morgan Entrekin und seiner Frau, der Fotografin Rachel Cobb. Der Abend blieb unvergesslich, denn die anderen Gäste am Tisch waren Martin Amis und seine Frau Isabel Fonseca. Seit zwei Jahren kämpfte Martin gegen Speiseröhrenkrebs – gegen denselben Krebs, der Christopher Hitchens, seinen engsten Freund, umgebracht hatte. Martin bekam Chemotherapie. Er

sprach darauf an. Dann kehrte der Tumor zurück, also noch mehr Chemotherapie. Diesmal half sie nicht, und er wurde operiert, erfolgreich, wie es hieß. Dann trafen wir ihn bei Rachel und Morgan, er war erschreckend mager, die Stimme schwach, der Verstand jedoch ungetrübt, und mir gegenüber war Martin sehr herzlich und liebevoll. Wir seien beide fast gestorben, sagte er, folglich seien wir Waffenbrüder im Kampf gegen den Tod.

Kurz darauf wurden wir zu Isabel und Martin in ihre Wohnung im Brooklyn Tower eingeladen. James Fenton und Darryl Pinckney würden ebenfalls da sein. An diesem Abend habe ich Martin zum letzten Mal gesehen. Danach war der Krebs nicht mehr aufzuhalten, und Martin ging uns allen verloren.

An diesem zweiten Abend wirkte er noch gebrechlicher, noch hagerer, die Stimme noch matter. Zu dem Zeitpunkt hatte sich der Krebs noch nicht zurückgemeldet, oder er hat es uns nicht gesagt. Einige Wochen später war er jedenfalls wieder da, und Isabel sagte: »Es besteht keine Hoffnung auf Genesung.« Sie meinte, er sehe dem Ende gefasst entgegen und sage: »Ich hatte ein sehr gutes Leben.« Sie klang verzweifelt. Sie waren seit dreißig Jahren zusammen.

Nach dem Attentat musste ich oft daran denken, dass der Tod über den falschen Menschen schwebt. War ich vom Sensenmann nicht für die Ernte gebrandmarkt, war ich nicht derjenige, bei dem sich alle einig waren, dass ich kaum eine Chance auf Überleben hatte? Und doch war ich hier, stand aufrecht im Erholungsraum, kehrte zurück ins Leben, während um mich herum einige meiner engsten Freunde mit dem Tod rangen. Bill Buford – ehemals Herausgeber der Zeitschrift *Granta*, ehemals Feuilletonchef von *The New Yorker*, Autor eines Buches über englische Fußballhooligans *(Geil auf Gewalt)* und je eines Buches über die italienische und die französische Küche *(Hitze, Dreck)*, ein Mann, der in seinem Leben zu reichhaltig gegessen und langfristige Herzprobleme hatte – verlor mitten auf dem Gehweg das Bewusstsein und war tatsächlich kurz tot, wurde dann aber von einem Mann gerettet, der, als er Bill zusammensacken sah, in sein Haus rannte und mit einem Defibrillator zurückkehrte. Wie wahrscheinlich ist das denn? Und einen Tag nach Weihnachten verlor mein jüngerer Literaturbruder Hanif Kureishi in Rom das Bewusstsein. Als er wieder aufwachte, konnte er weder Arme noch Beine bewegen. Auf Substack hat er einen schönen, tapferen, ehrlichen und lustigen Blog über seine Gebrechen – nein, nicht geschrieben,

sondern diktiert. Mit Hanifs Beweglichkeit ist es etwas besser geworden, nur ist zurzeit immer noch nicht klar, wann er (und ob überhaupt) seine rechte Hand wieder bewegen kann, seine Schreibhand. Vier Tage nach dem Vorfall mit Hanif erfuhr ich, dass Paul Auster Lungenkrebs hat. Paul und Siri Hustvedt, seine Frau, hatten beide an der Veranstaltung auf den Stufen vor der Public Library teilgenommen; jetzt durchlitten sie ihre eigene Krise. Paul sagte am Telefon, es gebe Chancen, den Krebs zu besiegen. Ein Tumor in einem Lungenflügel, keine Metastasen, weder in den Lymphknoten noch sonst irgendwo im Körper. Er hoffte, Chemotherapie und Immuntherapie würden die Tumorgröße drastisch reduzieren, sodass man danach die infizierte Lungenhälfte chirurgisch entfernen könne. Also: Daumen drücken.

Und Martin lag im Sterben. Er wolle keine Freunde sehen, sagte Isabel. Einmal habe er James Fenton getroffen, aber das war's. Er zog mit Isabel in ihr Haus in Palm Beach, damit er es warm hatte und im Garten sitzen und lesen konnte. Er sagte, er arbeite an einer Geschichte. Vielleicht schreibe er sie zu Ende, vielleicht auch nicht. Seine Kinder kamen ihn besuchen. Er aß kaum noch. Der Engel war sehr nah.

Isabel sagte, wegen des Tumors falle ihm das Telefonieren schwer, aber er bekomme gern E-Mails. Also schrieb ich ihm, schickte ihm »ein freundliches Winken in deine Richtung.« Martin ist nie ein eifriger Mail-Schreiber gewesen, weshalb mich seine längere Antwort überraschte. Sie war so voller Lob, dass ich sie hier nicht in Gänze wiedergeben mag, aber er schrieb unter anderem Folgendes:

> Ich gebe zu, als wir uns letztens zum ersten Mal nach der Schreckenstat wiedersahen, hatte ich erwartet, Dich verändert anzutreffen, irgendwie reduziert. Weit gefehlt: Du warst und bist intakt und ganz. Und ich habe erstaunt gedacht: Er ist dem GEWACHSEN.

Was stimmen mag oder auch nicht, jedenfalls war es sehr lieb. Ich antwortete ausführlich, eine Mail, die ich hier in voller Länge wiedergebe, da sie mir damals wie ein Abschied vorkam und sie sich auch heute noch so anfühlt.

> Mein lieber Martin,

in dem Bemühen, es Dir gleichzutun, will ich mich auch an eine längere Mail wagen und versuchen, die von Twitter zugestandene Buchstabenmenge zu übertreffen.
Zuerst einmal muss ich Dir gestehen, wie sehr mich die Großmut und Freundlichkeit Deiner Worte gerührt haben. Kein Schriftsteller kann sich eine schönere verbale Umarmung wünschen.
Zum zweiten möchte ich Dir über Dein Schreiben sagen, dass es sich ebenso durch Brillanz wie durch Furchtlosigkeit auszeichnet – mit »Brillanz« meine ich nicht nur linguistische Brillanz, an der hat es Dir nie gemangelt, sondern Deinen formalen Erfindungsreichtum, Deine komische Pyrotechnik und hohe Intelligenz; und zur »Furchtlosigkeit« gehört für mich Deine Bereitschaft (nein, Deine unabdingbare Lust), die zentralen Themen unserer Zeit aufzugreifen, seien sie politischer, moralischer, sexueller oder welcher Natur auch immer.
Dein Werk hat die englische Literatur verändert und bereichert, hat sie inspiriert und wird auch jene inspirieren, die nach uns kommen. Du hast den Staffelstab von Bellow, Nabokov und Deinem Vater aufgenommen und wirst ihn weitergeben … ich weiß nicht, an wen … an irgendwen, der talentiert und klug genug ist, ihn sich zu schnappen und damit davonzurennen.
Deshalb: Bravo, mein lieber Freund. Bravo!
Was Du geschaffen hast, wird lange währen.

In Bewunderung und Liebe
Salman

In diesen traurigen letzten Tagen musste ich oft an jene Zeit vor mittlerweile

über dreißig Jahren zurückdenken, als Martin gern Pokerabende organisierte. Typisch für diese Abende war, dass man nie etwas über das Leben der Mitspieler erfuhr. Sollte die Unterhaltung tatsächlich mal zum Persönlichen oder Politischen abdriften, rief irgendwer sofort: »Spiel Poker!« – woraufhin wir pflichtbewusst unsere Aufmerksamkeit wieder auf die wichtigen Dinge lenkten.

Ich erinnerte mich auch daran, dass wir in der Zeit, ehe ich nach New York kam, ehe Ian McEwan und seine Frau Annalena McAfee ihr Anwesen in den Cotswolds kauften, ehe Martin und Isabel nach Brooklyn zogen, dass wir drei – Martin, Ian und ich – uns ziemlich regelmäßig zum Essen trafen, meist im Elena's L'Étoile in der Charlotte Street in London, um die Welt wieder ins Lot zu rücken. Eine Sonntagszeitung brachte eine Montage von uns dreien unter dem Titel: »Die Paten«, weshalb wir beschlossen, als Oberhäupter der Verbrecherfamilien, die über das literarische London regierten, sollten wir uns regelmäßig treffen, um sicherzustellen, dass alles seinen Gang ging und unnötige Schießereien vermieden wurden.

Verabschiedet man sich von einem Freund, trauert man um das Triviale der Vergangenheit ebenso wie um die größeren Dinge (den Verlust eines literarischen Talents).

*

Alfred Hitchcocks Film *Psycho* ist nicht zuletzt so gruselig, weil die falschen Leute sterben. Janet Leigh, der größte Star des Films, ist schon nach knapp einer halben Stunde tot. Der zuverlässige, onkelhafte, Überlasst-das-nur-mir-Detektiv Martin Balsam taucht auf, und ehe man sichs versieht, ist auch er tot. Es ist grauenhaft. Und so begann ich mich zu fühlen. Der Tod klopfte an die falschen Türen.

Wir werden alle älter. *Und es wird nicht weniger werden, oder?*, dachte ich. Angela Carter, Bruce Chatwin, Raymond Carver, Christopher Hitchens – sie waren alle früh von uns gegangen. Jetzt näherte sich eine ganze Generation dem Ausgang.

Am 19. Mai 2023 starb Martin im Schlaf, friedlich und ohne Schmerzen.

*

In der Rushdie-Griffiths-Residenz aber schlug das Stimmungsbarometer seit Dezember immer öfter nach oben aus. Im Fernsehen lief die Fußballweltmeisterschaft, und ich sah mir fast jedes Spiel an. Lionel Messis Argentinien wurde Weltmeister, und ich jubelte. Auch im engeren Umfeld wurden die Nachrichten in vielerlei Hinsicht besser. (Nicht die politischen Nachrichten, die waren weiterhin voll von irrer Waffengewalt und dem nicht minder irren Trump mit seinen Trumpublicans.) Elizas *Was ihr uns versprochen habt* fand einen guten britischen Verlag, und man wollte das Buch Anfang Juli herausbringen, also fast zeitgleich mit den Vereinigten Staaten. Und was mich selbst betraf, so wurde ich von Tag zu Tag kräftiger. Am 2. und am 5. Dezember galt es die letzten medizinischen Tests zu bestehen, und ich nahm beide Hürden. Die Röntgenaufnahme meiner Lunge zeigte keinen Befund. Die Proteindiät hatte funktioniert! Die Flüssigkeit war nicht zurückgekommen! *Abgehakt!* Und drei Tage später: Das zweite MRT gab mir das Okay in Sachen Prostata! Ich musste weder Nadelbiopsie noch Krebs fürchten (ich war mir nicht sicher, wovor ich mehr Angst gehabt hatte). *Großer Haken!* Ich hatte keine medizinischen Probleme mehr, die behandelt werden mussten. Ich tauchte aus dem langen Tunnel meiner Krankenhausbesuche auf und wurde wieder unters Volk gemischt.

Am 6. Dezember hatte Eliza Geburtstag. Suphala und Kiran Desai kamen vorbei, und wir bestellten ein Festessen aus einem nahe gelegenen Restaurant. Es gab viel zu feiern.

Zum Beispiel: Ich brauchte mir keine Sorgen mehr wegen meines Übergewichtes zu machen. Das jaulende Bett (das mich auch wiegen konnte) hatte einen Gewichtsverlust von über fünfundzwanzig Kilo aufgezeichnet. Monatelang trug ich erst Krankenhauskluft, dann Jogginghose und T-Shirt, und jetzt, da ich daheim meine Kleider anprobieren konnte, stellte sich heraus, dass meine Hosen buchstäblich zu Boden fielen. Weniger zu wiegen, fand ich angenehm (auch wenn ich wusste, dass meine Diät nicht gerade weiterzuempfehlen war), und auch einige Nebeneffekte gefielen mir (mein Asthma hatte deutlich nachgelassen, und zur großen Erleichterung meiner Mitschläferin schnarchte ich nicht mehr), trotzdem blieb das mit den Kleidern ein Problem, auch wenn sich die Natur meiner Probleme wesentlich verbessert hatte. Sackende Hosen sind lustig, Messerattacken sind es nicht.

Mich überkam eine große Euphorie, ich erklärte mich für gesund, die Schwierigkeiten für überwunden und verkündete, unsere glückliche Zukunft könne auf der Stelle beginnen. Einer der Gründe für diesen Übermut war die

Tatsache, dass ich wieder an meinem Tisch sitzen und spüren konnte, wie die Säfte aufs Neue flossen. Drei Monate lang war ich unfähig gewesen, ans Schreiben zu denken. Als es dann endlich so weit war, blätterte ich meine Notizen für den Roman durch, der auf *Victory City* folgen sollte, und fand sie geradezu absurd. *Das kann ich nicht schreiben*, sagte ich mir. Ich hätte mich liebend gern aufs Fiktive konzentriert, doch war mir etwas Ungeheures, etwas Nichtfiktives widerfahren, und ich begriff, dass Andrew Wylie recht gehabt hatte. Erst wenn ich mich mit dem Attentat auseinandergesetzt hatte, würde ich mich wieder mit anderem befassen können. Ich würde das Buch schreiben müssen, das Sie jetzt lesen, denn das Schreiben war mein Weg, das Vorgefallene anzuerkennen, die Kontrolle zurückgewinnen, mir das Geschehene anzueignen und nicht ein bloßes Opfer zu sein. Auf Gewalt wollte ich mit Kunst antworten.

Schreiben als Therapie, der Gedanke behagt mir nicht – Schreiben ist Schreiben und Therapie ist Therapie –; allerdings standen die Chancen nicht schlecht, dass es mir guttun würde, die Geschichte aus meiner Perspektive zu erzählen.

Vorher aber musste ich mich doch noch um einige langwierige Gesundheitsprobleme kümmern. Mein Energielevel war zu niedrig. Am frühen Abend war der Tag für mich meist gelaufen. Und es traten Schwindelanfälle auf, die mir Sorgen bereiteten. Außerdem war das Problem mit meinem Blutdruck nicht behoben, auch wenn es sich merkwürdigerweise ins Gegenteil verkehrt hatte. Im Krankenhaus war er zu niedrig gewesen und, wenn ich aufstand, sogar noch weiter abgesackt, daher das Klettkorsett. Wenn ich jetzt meinen Blutdruck maß, war er besorgniserregend hoch. Ich legte das Korsett nicht mehr an, aber der Blutdruck blieb zu hoch, gefährlich hoch. Laut dem systolischen Messwert drohte die Möglichkeit eines Herzinfarkts.

Dann der Augenblick der Erleuchtung. Ich weiß nicht mehr, ob die Glühbirne über meinem oder Elizas Kopf aufging, bestimmt über ihrem. Jedenfalls fiel uns ein, dass eines der Medikamente, das man mir im Rusk verschrieben hatte, den Blutdruck heben sollte. Ich hatte es weiter eingenommen, da mir bei der Entlassung nicht gesagt worden war, ob oder wann ich damit aufhören sollte. Ich rief meinen Hausarzt an: »Setzen Sie sofort die Tabletten ab«, sagte er. Ich tat wie geheißen, und kaum eine Woche später war der systolische wie der diastolische Wert im normalen Bereich.

Noch eine iatrogene Widrigkeit. Erneut hatten mich Medikamente krank

gemacht.

*

Eliza hatte fleißig gearbeitet, hatte alles Material heruntergeladen, das wir aufgenommen hatten, hatte es geordnet und eine Auswahl von Clips zusammengestellt. Schließlich fragte sie mich, ob ich bereit sei, einen Blick zu riskieren.

»Ja«, sagte ich.

Sie baute Leinwand und Projektor im Wohnzimmer auf und wies mich eindringlich darauf hin, dass ich die Bilder verstörend finden könnte. Selbst ihr sei es schwergefallen, sie anzusehen. »Das Auge, der Hals«, warnte sie. »Das ist echt Hardcore.«

Es stimmte. Ich hatte keine Ahnung, wie schrecklich ich ausgesehen habe, wie matt meine Stimme in diesen Tagen klang. Mich in diesem Zustand zu erleben, muss für Eliza, Sameen und Zafar entsetzlich gewesen sein, und es ist ihnen sicher unerträglich schwergefallen, mir ihre optimistischen Lügen aufzutischen: »Du machst das hervorragend«, »Schon viel besser als gestern« und so weiter. Nichts war hervorragend, mir ging es auch nicht von Tag zu Tag sichtlich besser. Ich war vom Tode gezeichnet, war jemand, der irgendwie am Leben geblieben war. Dass ich lebte, war alles, woran sich die Menschen, die ich liebte, klammern konnten – und dass ich, nachdem das Beatmungsgerät entfernt worden war, vermutlich auch weiterleben würde –, dies allein machte es ihnen möglich, mir ihr liebevolles, falsches Lächeln zu schenken. Nur gut, dass Eliza mich nicht in einen Spiegel hat blicken lassen. Hätte ich gewusst, wie schlimm ich aussah, wie ernst meine Verletzungen waren, ich hätte vielleicht nicht mehr die Kraft aufgebracht weiterzumachen.

Bild folgte auf Bild. Mein vorgequollenes Gekochtes-Ei-Auge hing mir aus dem Gesicht, die Iris an unwahrscheinlicher Stelle und in unmöglichem Winkel auf dem geschwollenen Weiß. Der lange horizontale Schnitt über den dunkel verfärbten, aufgetriebenen Hals, die Stichwunde daneben, die klaffenden Wunden im Gesicht. Es war schwer zu verkraften. Mein Hirn weigerte sich zu verstehen, aber es war da, auf der Leinwand, bestand darauf, gesehen zu werden.

Dann merkte ich, wie ich auf unvermutete Weise auf das Gesehene reagierte. Ja, ich war schockiert, wurde zu meiner eigenen Überraschung

beim Zusehen aber immer ruhiger und konnte das Gezeigte schließlich fast leidenschaftslos betrachten. Zu Eliza meinte ich: »Ich glaube, weil ich heute nicht mehr so aussehe, kann ich das ziemlich objektiv hinnehmen. Und ehrlich gesagt, beeindruckt es mich jetzt nur noch umso mehr, dass ich mich derart gut erholt habe. Damals war ich jedenfalls in einer ziemlich üblen Verfassung und habe wirklich beschissen ausgesehen, fast wie jemand anderes.«

Das war der Tag, an dem wir entschieden, einen Dokumentarfilm zu drehen. Jetzt, da ich das bereits vorhandene Material gesehen hatte, zweifelte ich nicht länger an seiner Besonderheit und Wucht. Dass wir anfangs glaubten, den Film selbst machen zu können, vielleicht noch mit der zusätzlichen Hilfe eines Rechercheurs und Cutters, war gewiss naiv, doch wurden wir bald eines Besseren belehrt. Wir waren zu nahe dran, und auch wenn wir das beispiellose, Einzige-Kamera-im-Raum-Material liefern konnten, brauchte es doch einen professionellen Filmemacher, der den Film um seine eigene Vision ergänzte, sich aber auch um zusätzlich Notwendiges und die entsprechende Anordnung kümmern konnte. Also machten wir uns auf die Suche. Elizas Aufnahmen würden allerdings das Rückgrat des Films sein – oder das Herz.

*

Eliza filmte mich zu Hause, redete darüber, wie es für mich gewesen war, die Aufnahmen meiner schlimmsten Tage zu sehen, meiner allmählichen Erholung. »Ich habe wie jemand anderes ausgesehen«, sagte ich zu ihr. »Fang damit an.«

Eine der ärgerlichsten Folgen des Attentats ist die, dass es mich wieder zu jemandem macht, der nicht zu sein ich mir allergrößte Mühe gegeben habe. Seit mehr als dreißig Jahren kämpfe ich dagegen an, von der Fatwa definiert zu werden, und bestehe darauf, dass man mich als den Autor meiner Bücher sieht – fünf vor der Fatwa, sechzehn danach. Ich hatte es fast geschafft. Nach der Veröffentlichung meiner letzten Bücher hörte man endlich auf, nach *Die satanischen Verse* und dessen Autor zu fragen. Und

jetzt das, erneut zurückgezerrt aufs ungewollte Terrain. Ich fürchte, noch einmal werde ich dem nicht entkommen. Egal, was ich geschrieben habe oder noch schreiben werde, von nun an werde ich immer der sein, der mit dem Messer angegriffen wurde. Das Messer definiert mich. Ich kann mich dagegen wehren, fürchte aber, ich werde den Kampf verlieren.

Leben war mein Sieg. Doch die Bedeutung, die das Messer meinem Leben gab, war meine Niederlage. Pampa Kampana, die Heldin in *Victory City*, schreibt auf Sanskrit ein gewaltiges narratives Gedicht, das sie *Jayaparajaya* nennt, *Sieg und Niederlage*. Das könnte auch der Titel für die Geschichte meines Lebens sein.

*

Und plötzlich war es 2023, ein neues Jahr, nicht mehr lang hin bis Februar, und der Februar hatte für mich viele Bedeutungen. Im Februar erschien *Victory City* weltweit auf Englisch, kurz darauf würden viele Übersetzungen folgen. Die Tage nach einer Buchveröffentlichung habe ich nur selten wirklich genossen. Für mich sind sie wie ein Entkleiden in aller Öffentlichkeit, was den Leuten gestattet, auf mich zu zeigen und über mich zu lachen. In einer idealen Welt würde ich mich, wenn ein Buch herauskommt, für einige Wochen hinter Möbeln verstecken. In der realen Welt aber ist das nicht möglich. Außerdem hatte ich mich bereits sechs Monate lang hinter Möbeln versteckt. In diesem Februar wurde es Zeit, hervorzukommen und mein Gesicht zu zeigen.

Ich hatte David Remnick für *The New Yorker* ein langes Interview gegeben, mein einziger Beitrag zur Veröffentlichung des Romans, da eine Lesereise außer Frage stand. Zusammen mit dem Interview erschien ein von Richard Burbridge aufgenommenes Foto. Als Interview und Bild herauskamen, war das für mich ein Wiedereintritt in die Welt nach einem halben Jahr in der Vorhölle. All das jedenfalls bedeutete der Februar für mich. Am 14. Februar war zudem der vierunddreißigste Jahrestag der Fatwa. Ich hatte aufgehört, mich an Jahrestage der Fatwa zu erinnern, aber jetzt war es an der Zeit, wieder damit anzufangen.

Am 14. Februar ist aber auch Valentinstag, und Eliza und ich beschlossen, nach sechs Monaten zum ersten Mal wieder auszugehen und in einem Restaurant zu essen. Security würde uns begleiten, trotzdem, wir würden ausgehen. Es war so ein wichtiger Moment. Hallo Welt, würden wir sagen, wir sind zurück. Nach unserer Begegnung mit dem Hass feiern wir das Überleben der Liebe. Nach dem Engel des Todes der Engel des Lebens.

4 William Shakespeare: Hamlet, 2. Akt, 2. Szene. Übersetzung A. W. Schlegel.
5 Kenneth Grahame: Der Wind in den Weiden. Dt. v. André Hoffmann. Dinslaken 2022.

6
A.

Am 14. Oktober 1994, sechs Jahre nachdem er den Nobelpreis erhalten hatte, verließ der zweiundachtzigjährige ägyptische Schriftsteller Mahfouz sein Haus, um sich in seinem Lieblingscafé mit befreundeten Autoren und Denkern zu treffen. Unterwegs näherte sich ein Wagen und fuhr langsam neben ihm her. Später sagte Mahfouz, er habe geglaubt, es sei vielleicht ein Fan. War es nicht. Ein Mann sprang aus dem Wagen und stach Mahfouz wiederholt in den Hals. Der Attentäter entkam, sein Opfer stürzte zu Boden. Zum Glück hat der große Schriftsteller überlebt, doch war dies ein Fall von jenem »kulturellen Terrorismus«, den er zuvor den ägyptisch-islamischen Fundamentalisten wiederholt vorgeworfen hatte.

Mit der Möglichkeit eines solchen Angriffs hatte Mahfouz seit vielen Jahren gelebt. Sein Roman *Die Kinder unseres Viertels*, eine in einer armen Gasse in Kairo spielende Allegorie, die von der Geburt der drei großen monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam erzählt, war wegen »Beleidigung des Islams« verboten worden. Irgendein hitzköpfiger fanatischer Mullah hatte daraufhin verkündet, Mahfouz habe den Tod verdient. Eine islamistische Todesliste wurde entdeckt, sein Name stand ganz oben. Mahfouz’ Tochter sagte der *New York Times* jedoch, ihr Vater glaube nicht an Bodyguards. Und 1988, in seinem Nobel-Jahr, wurde er mit den Worten zitiert: »Wenn ich ins Café gehe, schaue ich nicht nach links und nicht nach rechts. Was macht es schon, wenn sie mich kriegen? Ich habe mein Leben gelebt und getan, was ich tun wollte.«

Er hat weitere zwölf Jahre gelebt, wenn auch unter dem ständigen Schutz von Bodyguards, den er zuvor abgelehnt hatte. Seine Verletzungen waren so schwer, dass er nur wenige Minuten am Tag schreiben konnte.

Ich habe gelesen, dass die von ihm kritisierte Fatwa gegen *Die satanischen Verse* der Auslöser für dieses Attentat gewesen sei. In *For Rushdie*, einem Sammelband, in dem sich hundert muslimische Schriftsteller und Intellektuelle für mich ausgesprochen haben, schrieb Mahfouz Folgendes zur Verteidigung meines Buches: »Der pure Terrorismus, der ihn zum Ziel hat, ist nicht zu rechtfertigen und unverzeihlich. Einer Idee kann nur mit Ideen widersprochen werden. Doch selbst wenn die Strafe ausgeführt würde,

überdauern die Ideen ebenso wie das Buch.« Es betrübt mich bis heute, dass meine Worte ein Messer in seinen Hals getrieben haben könnten, lange bevor ein Messer in meinen drang. Mahfouz hatte allerdings recht. Seine Ideen und seine Bücher leben weiter.

Ich kann nur hoffen, dass es meinen auch so ergeht.

*

Ich habe oft an das gedacht, was Mahfouz passiert ist, ohne je ernsthaft zu glauben, mir könnte Ähnliches widerfahren. Ich habe mich gefragt, was im Kopf eines solchen Menschen vorging, der bereit war, einem alten Mann, einem bedeutenden alten Mann, dessen Werk von vielen Menschen geliebt wurde, eine Klinge in den Hals zu stechen. Ich versuche nicht, mich mit Naguib Mahfouz auf eine Stufe zu stellen, wenn ich mich jetzt gedrängt fühle, mir die Geistesverfassung jenes Mannes vorzustellen, der bereit war, mich zu ermorden. Dazu will ich in diesem Kapitel ein Gespräch aufzeichnen, das es nie gegeben hat, ein Gespräch zwischen mir und jenem Menschen, mit dem ich nur für siebenundzwanzig Sekunden Kontakt hatte. Auf den Fotos, die ich von ihm kenne, trägt er schwarz-weiße Gefängniskluft und Handschellen. Er ist ein ernst dreinblickender junger Mann, aber vermutlich blicken die meisten Menschen ernst drein, die gerade verhaftet wurden. Mag sein, dass er privat jemand ist, den man gern um sich hat, der Witze erzählt. In meiner Vorstellung aber ist er eine einsame Gestalt, jemand, der meist für sich bleibt. Seine Ohren stehen ab. Er hat ein schmales Gesicht, Haare und Bart sind kurz rasiert. Es besteht eine vage Ähnlichkeit mit dem Tennisspieler Novak Đoković. Mein Attentäter wuchs in New Jersey auf, spricht also vermutlich mit dem unverkennbaren Akzent eines Jungen aus Jersey, doch will ich hier gar nicht erst versuchen, sein mögliches Sprechmuster zu imitieren. In den folgenden fiktiven Szenen fuhr ich zum Gefängnis von Chautauqua und saß auf einem Metallstuhl an einem Metalltisch, beide am Boden festgeschraubt, genau wie der Stuhl, auf dem er selbst sitzt, gefesselt mit Hand- und Fußschellen. Er will sich eigentlich nicht mit mir unterhalten, aber da das hier meine Fantasie ist, bleibt ihm keine Wahl. Er gibt sich mürrisch, nicht gerade redselig. Ist sein unerforschtes Leben es wert, gelebt zu werden? Das will ich ihn fragen.

Wir werden von Gefängnisbeamten beobachtet, vielleicht auch von

Bundesbeamten, die uns durch Einwegspiegel zusehen. Das Prozedere erinnert an eine Verhörszene aus der Fernsehserie *Law & Order*. (Fußnote: Bei uns zu Hause gibt es hinsichtlich dieser Sendung ein ernsthaftes Suchtproblem; ich bin also, zumindest was das Unterhaltungsgewerbe betrifft, bestens mit den Grundlagen der amerikanischen Strafverfolgung vertraut. In Wahrheit geht es natürlich ganz anders zu, doch ist dieser fiktive Verhörraum wohl kaum der richtige Ort für eine solche Diskussion.)

Wie also nähere ich mich dem Messerstecher? In Gedanken umkreise ich ihn, frage mich, wie ich das Gespräch beginnen kann. Soll ich ihn nach Jago fragen, der nicht bloß sein eigenes, sondern auch das Leben von Desdemona und Othello zerstört hat, nur weil er bei der Beförderung übergangen wurde? Ich möchte A. fragen, wie es sich anfühlt, das eigene Leben ruiniert zu haben, vermute aber, dass Shakespeare womöglich nicht den besten Zugang bietet. Ich denke zudem über noch geheimnisvollere Moment in der Literatur nach. An jene Szene in André Gides *Die Verliese des Vatikans*, in der eine Figur namens Lafcadio einen Mann, den er gerade erst kennengelernt hat, grundlos aus einem fahrenden Zug wirft und tötet. Oder an Friedrich Dürrenmatts *Justiz*, worin ein Mann vor vielen Zeugen einen Mord begeht und dann beharrlich behauptet, unschuldig zu sein, nur um zu sehen, »wie die Wirklichkeit denn aussähe, wenn nicht ich, sondern ein anderer der Mörder wäre«. **6** Allerdings gab ich solche Gedanken rasch wieder auf, auch wenn sie durchaus eine gewisse Bedeutung zu haben schienen. Wir würden kein literarisches Gespräch führen.

Ich möchte nicht allzu freundlich sein. Nach Freundlichkeit ist mir nicht. Ich will aber auch nicht allzu unfreundlich sein. Wenn irgend möglich soll er sich mir öffnen. Da eine leibhaftige Begegnung unwahrscheinlich – nein, unmöglich – ist, bleibt mir nur die Fantasie, um einen Weg in seinen Kopf aufzuspüren. Ich muss diesen Mann für mich erfinden, muss ihn für mich real werden lassen. Ich weiß nicht, ob mir das gelingt.

Etwas in mir möchte zu ihm rennen und ihm einen heftigen Schlag in den Nacken verpassen.

Er hat kein Bedauern geäußert. Ich erwarte keine Entschuldigung. Ich frage mich, wie er sich fühlt, nun, da er Zeit hatte, die Dinge zu überdenken. Sind ihm Zweifel gekommen? Oder ist er stolz auf sich? Würde er es wieder tun? Von einer Organisation im Iran wurde ihm eine Belohnung angeboten. Hofft er, seine Zeit abzusitzen, um dann in den Iran zu reisen und seinen Preis in Empfang nehmen zu können? Auf den sozialen Medien hat er

Bewunderung für diverse islamistische Radikale geäußert. Ist er in seinen eigenen Augen ein Held? Oder nur ein junger Mann aus New Jersey, der getan hat, was er glaubte tun zu müssen?

Sieht er sich als Amerikaner?

Ich räuspere mich und fange an.

*

Erste Sitzung.

Können wir mit dem Wort »unredlich« anfangen?

Warum?

So haben Sie mich in dem Interview mit der *New York Post* genannt. Sie sagten, Sie hielten mich für einen unredlichen Menschen.

Okay. Und? Sind Sie ja auch.

Haben Sie den Film *Die Braut des Prinzen* gesehen?

Nein. Ja. Weiß nicht. Ist doch egal, oder? Warum fragen Sie?

Es gibt da jemanden namens Vizzini, der liebt das Wort »unvorstellbar«. Er benutzt es mehrmals im Film. Fünfmal, glaube ich. Irgendwann sagt ihm Inigo Montoya, eine andere Figur aus diesem Film: »Das sagst du aber oft. Ich glaube nicht, dass wir dasselbe darunter verstehen.« Und deshalb: Darf ich Sie fragen, was Sie mit dem Wort »unredlich« meinen?

Verstehe. Sie machen einen auf herablassend.

Ich bitte Sie nur, mir zu sagen, was dieses Wort für Sie bedeutet.

Es bedeutet, dass Sie so tun, als würden Sie die Wahrheit sagen, aber das stimmt nicht.

Richtig, das bedeutet es.

Sag ich doch – Sie können mich mal, Sie Klugscheißer.

Ich habe eine zweite Frage. Sagen wir, Sie hätten recht. Sagen wir, ich gäbe wirklich vor, die Wahrheit zu sagen, während ich die Menschen in Wahrheit belüge.

Das tun Sie. Das wissen doch alle.

Und ist das Ihrer Meinung nach Grund genug, jemanden zu töten? Wie viele Menschen haben Sie in Ihrem Leben getroffen, die Ihrer Meinung nach unredlich waren?

In Amerika tun die Leute ständig so, als wären sie ehrlich, dabei tragen

sie Masken, und sie lügen.

Und wäre das Grund genug, sie alle zu töten?

Schweigen.

Haben Sie jemals daran gedacht, einen anderen Menschen umzubringen?

Nein.

Obwohl Sie finden, dass viele Menschen in Amerika unredlich sind, haben Sie wirklich noch nie daran gedacht, jemanden umzubringen?

Warum sollte ich Ihnen das sagen?

Ihre Mutter zum Beispiel. Sie haben gesagt, Ihre Mutter habe Sie in Sachen Religion nicht anständig unterrichtet. Jetzt hat sie sich von Ihnen losgesagt. Ist Ihre Mutter unredlich? Sie gab vor, ehrlich zu sein, hat Ihnen tatsächlich aber die Wahrheit verschwiegen.

Schweigen.

Okay, lassen wir das mit dem Wort »unredlich« und wenden uns einem anderen zu, dem Wort »alle«.

Das ist doch blöd. »Alle« ist ein ganz gewöhnliches Wort.

Ja, ist es. Ein ganz gewöhnliches Wort, das Sie benutzt haben, um eine Anschuldigung gegen mich vorzubringen. Ich sei unredlich, haben Sie gesagt, und »Das wissen doch alle«.

Stimmt. Das wissen alle.

Können Sie mir sagen, wer »alle« ist?

Sie stellen Fragen, deren Antwort Sie kennen.

Tun Sie mir den Gefallen.

Mit »alle« sind alle guten Menschen gemeint. Menschen, die den Teufel erkennen, wenn er sie hereinzulegen versucht. Menschen, die Gut von Böse unterscheiden können.

Ihrer Meinung nach bin ich also nicht nur unredlich; ich bin auch der Teufel. Ist es deshalb in Ordnung, mich umzubringen?

Bilden Sie sich bloß nichts ein; Sie sind nur ein kleiner Teufel, aber auch ein kleiner Teufel ist ein Teufel.

Und Teufel müssen vernichtet werden?

Ja.

Sind dies Überzeugungen, die Sie schon lange haben? Oder sind sie noch neu?

Wir haben in unserer Familie auf falsche Weise gelebt. Meine Mutter, meine Schwestern. Ich auch. Ich war unwissend. Ich habe geschlafen. Jetzt bin ich wach.

Was hat Sie geweckt?

Gott hat mich geweckt.

Wie hat er das getan? Hatten Sie eine Offenbarung?

Ich bin kein Prophet. Die Zeit der Propheten ist vorbei. Was Gott dem Menschen zu sagen hatte, hat er gesagt, seine Offenbarung ist vollständig. Ich habe auch keine Engel gesehen. Ich habe studiert. Ich habe gelernt.

Aus Büchern? Von Menschen?

Von Imam Yutubi.

Wer ist das?

Man findet ihn auf seinem Youtube-Kanal. Er hat viele Gesichter, viele Stimmen, aber sie alle verkünden die Wahrheit.

Erzählen Sie mir die Wahrheit.

Die Wahrheit ist, dass die Wahrheit viele Feinde hat. Jene, die die Wahrheit kennen, wissen, dass sie kostbar ist; so viele Menschen wollen sie verramschen, wollen jene verfolgen, die im Besitz der Wahrheit sind. Also ist es notwendig, die Wahrheit zu verteidigen.

Mit allen Mitteln, falls nötig?

Ja, so hat es uns el-Hajj Malik el-Shabazz beigebracht.

Malcolm X? Sind Sie ein Anhänger von Malcolm X?

Ich bin ein Anhänger Gottes.

Wissen Sie, dass Malcolm diese Aussage von Frantz Fanon übernommen hat?

Ich kenne keinen Fanon.

Ein schwarzer Intellektueller aus Martinique. Später hat er in Algerien gelebt.

Er ist nicht wichtig.

Wissen Sie, während meines Studiums habe ich mich auch mit den Ursprüngen Ihres Glaubens befasst. An einer englischen Universität.

Aber gelernt haben Sie nichts.

Warum sagen Sie das?

Ihre Lehrer, waren sie Gläubige? Waren sie in Recht und Gesetz erfahrene Imame?

Einer war französischer Marxist, der andere ein Engländer, beide nicht religiös.

Sehen Sie? Sie hatten Ihnen nichts beizubringen, und deshalb haben Sie nichts gelernt.

Können wir das Thema wechseln? Können wir über Ihre Mitgliedschaft im Fitnessklub reden?

Sie haben einen erbärmlichen Verstand. Den Verstand eines Schmetterlings. Sie können nicht beim Thema bleiben. Typisch amerikanischer Verstand.

Ursprünglich stamme ich aber aus Indien. Aus einer säkularen indisch-muslimischen Familie. Ich habe also einen indischen Verstand, bekam später einen britischen Verstand und inzwischen, ja, vielleicht habe ich inzwischen auch einen amerikanischen Verstand.

»Säkular« ist nur ein anderes Wort für »verlogen«. Das ist eine Krankheit.

Sind Sie sich da sicher? Denn meine Mutter zum Beispiel, die war ein sehr wahrheitsgetreuer Mensch.

Sie hat sich bestimmt geschämt, Sie ihren Sohn zu nennen. Sie haben einen muslimischen Namen. Warum behalten Sie den? Ihn zu behalten, ist eine Lüge. Ihre Mutter hat sich bestimmt dafür geschämt, dass sie Sie unter ihrem Herzen getragen hat. Und Ihre Familie muss sich geschämt haben, Sie als einen vom selben Blut anzuerkennen.

Als meine Mutter in Pakistan starb, schrieb eine Zeitung, wer zu ihrer Beerdigung gehe, sollte sich schämen.

Sehen Sie? Sag ich doch.

Können wir jetzt über Ihre Mitgliedschaft im Fitnessklub reden?

Warum ist die Ihnen denn so wichtig?

Ein Boxklub, richtig? The State of Fitness? In North Bergen, New Jersey? Sie haben sich fürs Premium-Package entschieden und sich für siebenundzwanzig Boxstunden angemeldet. Da ist sie wieder, die Zahl siebenundzwanzig. Siebenundzwanzig Boxstunden, siebenundzwanzig Sekunden dauerte das Attentat. Noch besser wäre es, Sie wären siebenundzwanzig Jahre alt. Aber egal. Sie sind eher einer von der stillen Sorte. Im Fitnessklub haben Sie nie viel geredet. Und auch Ihre Mutter sagt, Sie seien ein stiller Junge. Aber an dem Abend, ehe Sie mit dem Bus nach Chautauqua gefahren sind, haben Sie sich zu Wort gemeldet. Sie haben dem Klub eine Mail geschrieben und Ihre Mitgliedschaft gekündigt.

Und?

Ich will auf Folgendes hinaus. Sie haben ganz offensichtlich gewusst, dass Sie nicht in Ihr altes Leben zurückkehren würden. Keine Boxstunden mehr im Klub, keine Imam-Yutubi-Videos mehr in Ihrer Kellerwohnung. Sie seien eine Nachteule, hat Ihre Mutter gesagt, haben sich in Ihre Kellerwohnung eingesperrt und Ihre eigenen Mahlzeiten gekocht. Aber als Sie Ihre Mitgliedschaft im Klub gekündigt haben, da wussten Sie, dass dieses Leben vorbei ist. Sie wussten, Sie würden nicht nur mein Leben zerstören, sondern auch Ihr eigenes. Vermutlich haben Sie damit gerechnet, eingesperrt zu leben, wenn auch nicht länger allein in Ihrer Kellerwohnung, sondern irgendwo anders.

Okay, ja.

Oder haben Sie geglaubt, Sie könnten davonkommen und fliehen? Dass man Sie jagen würde, aber Sie würden aller Welt ein Schnippchen schlagen und über die kanadische Grenze fliehen, bis zu der es von Chautauqua aus ja nicht weit ist. Sie hatten gefälschten Papiere dabei, keine Kreditkarten, aber genügend Bargeld. Haben Sie geglaubt, Sie könnten ein Boot auftreiben und damit über den Eriesee dorthin fahren, wo die Grenze durchlässig ist, kaum mehr als eine mitten über den See gezogene Linie? Wollten Sie ein neues Leben beginnen? Zum Beispiel in Vancouver?

Ich wusste nicht, was passieren würde.

Aber Sie haben gewusst, dass Sie nicht wieder nach Hause zurückkehren werden. Ein Abschied von Ihrem alten Leben. Früher wollten Sie mal das College beenden und was weiß ich. Schluss damit.

Denke schon.

Ich versuche, Sie zu verstehen. Sie sind gerade mal vierundzwanzig Jahre alt. Das ganze Leben liegt noch vor Ihnen. Warum waren Sie bereit, das alles zu zerstören? *Ihr* Leben. Nicht meines. Ihres.

Versuchen Sie nicht, mich zu verstehen. Dazu sind Sie nicht fähig.

Aber ich muss es versuchen, denn siebenundzwanzig Sekunden lang waren wir auf überaus intime Weise miteinander verbunden. Sie haben den Mantel des Todes angelegt, und ich war das Leben. Das ist eine sehr innige Verbindung.

Ich war zur Tat bereit, denn damit habe ich Gott gedient.

Sind Sie sich sicher? Wollte Ihr Gott wirklich, dass Sie das tun?

Daran hat Imam Yutubi keinen Zweifel gelassen. Die, die gegen Gott sind, haben ihr Recht auf Leben verwirkt. Und wir haben das Recht, sie zu

töten.

Aber die meisten Menschen auf Erden glauben nicht an Ihren Gott. Falls sie an einen anderen Gott oder an gar keinen glauben, haben Sie dann auch das Recht, deren Leben zu beenden? Zwei Milliarden Menschen glauben an Ihren Gott. Sechs Milliarden nicht. Was denken Sie über die?

Kommt darauf an.

Auf was?

Wie sie sich benehmen.

Und wer sich unredlich benimmt, verdient den Tod?

Könnte man so sagen, ja.

Darf ich Sie zu Ihrem Glauben befragen? Denken Sie, dass alles, was von Gott kommt, über jede Kritik erhaben ist? Oder heilig, um es mit einem anderen Wort zu sagen?

Ja, natürlich. Das Wort Gottes ist heilig und alles, was er tut.

Die Gabe des Lebens ist das Werk Gottes, stimmen Sie dem zu?

Ja.

Wie kann es dann für einen Menschen recht sei, das zu nehmen, was Gott gegeben hat? Kann das nicht nur Gott allein entscheiden?

Ich verstehe, Sie wollen mich verwirren. Sie versuchen es mit teuflischen Tricks, dabei glauben Sie nicht mal an Gott. Ein Atheist gehört zum niedrigsten Abschaum. Sie verdienen es doch gar nicht, mit mir zu reden. Wir stehen nicht auf einer Stufe.

Ich versuche, Sie zu verstehen. Und mein Problem ist Folgendes: Die Gründe, die Sie mir nennen, scheinen mir nicht stark genug zu sein, um einen jungen Mann, einen jungen Mann, der nie zuvor gewalttätig gewesen ist, einen jungen Mann, der nicht mal im Boxen besonders gut war, ein Amateur … um solch einen jungen Mann dazu zu bringen, den Rest seines Lebens für die Ermordung eines Fremden zu opfern. Die Entscheidung, jemanden zu ermorden – ein *Mörder* zu werden –, ist keine unbedeutende Entscheidung. Und doch haben Sie Ihren Entschluss umgesetzt, sorgsam, auf engagierte Weise. Sie haben einen detaillierten Plan ausgearbeitet, dabei haben Sie nie zuvor etwas Vergleichbares getan. Was hat Sie so verändert?

Würden Sie an den Himmel glauben, würden Sie es verstehen.

Klären Sie mich auf.

Sie würden verstehen, dass das Leben hier auf dieser Welt unwichtig ist. Es ist nichts weiter als ein Warteraum, in dem wir nichts Besseres tun können, als Gott zu folgen, denn nach diesem Leben folgt das ewige Leben.

Warum also sollte es von Bedeutung sein, wo ich diese Jahre verbringe? Wenn Sie im Höllenfeuer schmoren, werde ich im duftenden Paradies weilen. Dienstbare Geister werden mich umgeben und meine schönen Huris, unberührt von Mann oder Dschinn. Es steht geschrieben: »Welche der Wohltaten eures Herrn wollt ihr leugnen?«

Wo steht das geschrieben?

Im Buch der Bücher.

Ich würde gern mit Ihnen über Bücher reden.

Es gibt nur ein Buch, über das es sich zu reden lohnt.

Lassen Sie mich Ihnen von einem Buch erzählen. Es wurde vom türkischen Autor Pamuk geschrieben und heißt *Das neue Leben*. In diesem Buch kommt ein Buch vor, das keinen Titel hat, und wir wissen auch nicht, was auf seinen Seiten geschrieben steht. Wer aber dieses Buch aufschlägt und liest, dessen Leben verändert sich. Nach der Lektüre ist man nicht mehr der, der man vorher war. Kennen Sie ein solches Buch?

Natürlich. Es ist das Buch, das die Worte Gottes enthält, wie sie dem Propheten vom Erzengel verkündet wurden.

Hat der Prophet sie sofort niedergeschrieben?

Er kam vom Berg und verkündete die Worte Gottes, und wer gerade in der Nähe war, hat sie auf dem nächstbesten Blatt Papier notiert.

Und er hat die Worte stets vollständig verkündet? Genau, was der Engel gesagt hatte, Wort für Wort? Und es wurde auch vollständig korrekt niedergeschrieben? Wort für Wort?

Das ist doch selbstverständlich.

Und was geschah mit diesen Blättern?

Nach dem Tod des Propheten haben seine Gefährten sie geordnet und zum Buch der Bücher zusammengefügt.

Und sie haben sie in der korrekten Reihenfolge angeordnet?

Ja, wie es jeder wahre Gläubige weiß. Nur die Gottlosen können daran zweifeln, und die sind nicht weiter wichtig.

Darf ich Ihnen eine Frage nach dem Wesen Gottes stellen?

Er ist allumfassend. Er ist allwissend. Er ist alles.

Soweit ich weiß, gibt es Ihrem Glauben zufolge doch einen Unterschied zwischen Ihrem Gott und dem Gott anderer Buchreligionen, etwa dem der Juden und der Christen. Sie glauben, so steht es in deren Büchern, dass Gott den Menschen nach seinem Bild geschaffen hat.

Sie irren.

Denn wenn nicht, hätte Gott doch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Menschen, oder? Würde er dann nicht wie ein Mensch aussehen? Hätte er dann nicht einen Mund und eine Stimme und könnte mit uns sprechen?

Aber so ist es nicht.

Ihrem Glauben zufolge besagt die Idee Gottes, dass er dem Menschen so unendlich überlegen, so erhaben ist, dass er nichts typisch Menschliches an sich hat.

Ganz genau. Endlich reden Sie mal keinen Mist.

Was ist Ihrer Meinung nach typisch menschlich?

Unsere Körper. Wie wir aussehen, wie wir sind.

Ist Liebe etwas Menschliches? Das Verlangen nach Gerechtigkeit? Gnade? Ist Gott derlei fremd?

Ich bin kein Gelehrter. Imam Yutubi ist ein Gelehrter. Er hat viele Köpfe, viele Stimmen. Ihm folge ich. Von ihm habe ich alles gelernt.

Ich will nicht Ihre Gelehrsamkeit auf den Prüfstand stellen. Sie erklären, Ihrem Glauben zufolge habe Gott nichts Menschliches. Dann lassen Sie mich nur noch fragen: Ist die menschliche Sprache nicht etwas typisch Menschliches? Um sprechen zu können, bräuchte Gott einen Mund, eine Zunge, einen Kehlkopf, eine Stimme. Er würde aussehen wie ein Mensch. *Geschaffen nach seinem Bild*. Sie aber erklären, dass Gott so nicht ist.

Na und?

Wenn Gott über Sprache erhaben ist – so hoch darüber erhaben wie über alles bloß Menschliche –, wie konnte er dann die Worte äußern, die in Ihrem Buch stehen?

Der Engel verstand Gott und überbrachte seine Botschaft auf eine Weise, die der Gesandte Gottes verstehen konnte, und der Gesandte empfing die Botschaft.

War die Botschaft auf Arabisch?

So hat der Gesandte sie empfangen, und so wurde sie von seinen Gefährten niedergeschrieben.

Darf ich Sie etwas zum Problem der Übersetzung fragen?

Sie machen das zu oft. Wir bewegen uns in eine Richtung, dann ziehen Sie quer über die Straße und fahren in eine ganz andere Richtung weiter. Nicht bloß ein Schmetterling, sondern auch noch ein schlechter Fahrer.

Ich wollte nur auf Folgendes hinaus: Der Erzengel verstand das Wort Gottes, doch um es dem Gesandten auf eine Weise übermitteln zu können, die auch der Gesandte verstehen konnte, musste er es übersetzen. Gott

kommunizierte auf jene Weise, wie Götter nun mal eben kommunizieren, eine Weise, die so erhaben ist und das menschliche Fassungsvermögen derart übersteigt, dass wir sie nicht einmal ansatzweise verstehen können; der Engel nun machte dem Gesandten die Botschaft verständlich, indem er sie in menschlicher Rede wiedergab, die aber nicht die Rede Gottes ist.

Das Buch ist das unerschaffene Wort Gottes.

Nun, wir waren uns einig, dass Gott keine Worte spricht, was bedeutet, dass wir eine Interpretation des von Gott Überlieferten lesen. Das heißt, es könnte auch andere Interpretationen geben. Vielleicht ist Ihre Interpretation, die Ihres Yutubi, nicht die einzig mögliche? Vielleicht gibt es die eine einzige korrekte Interpretation gar nicht?

Sie sind eine Schlange.

Darf ich Sie fragen, in welcher Sprache Sie das Buch lesen? In der ersten? Oder in einer anderen?

Ich lese es in der minderwertigen Sprache, in der wir uns auch unterhalten.

Eine weitere Übersetzung.

Ich verstehe das Buch dank der vielen von Imam Yutubi gegebenen Unterrichtsstunden.

Ein Unterricht, den Sie während Ihres nächtlichen Lebens in Ihrer Kellerwohnung am Bildschirm erhalten haben. Zwischen Videospielen und Netflix-Filmen.

Natürlich.

Von Ihrem vielköpfigen Imam aber haben Sie nur weitere Interpretationen erhalten. Das waren weitere Übersetzungsversuche, könnte man sagen.

Was Sie sagen, ergibt keinen Sinn. Ihre Worte haben für alles Wichtige keinerlei Bedeutung.

Ich versuche nur nahezulegen, dass es selbst Ihrem eigenen Glauben zufolge Ungewissheit gibt. Manche unserer frühen Philosophen haben Entsprechendes angedeutet. Yutubis, die Jahrhunderte älter als YouTube sind. Sie behaupten, dass alles gedeutet werden kann, sogar das Buch der Bücher. Es kann entsprechend jener Zeit gedeutet werden, in der die Lesenden leben. Ein buchstäbliches Verstehen wäre falsch.

Dem ist nicht so. Das Wort ist das Wort. Daran zu zweifeln, hieße, an der Bedeutung des Lebens zu zweifeln. An der Stabilität des Universums.

Lassen Sie mich Ihnen eine letzte Frage stellen, dann können wir bis

morgen eine Pause einlegen. Sind Sie je in Jerusalem gewesen?

Nein.

Wie Ihnen sicher bekannt ist, steht in Jerusalem der Felsendom.

Haram al-Sharif. Al-Aqsa.

Wissen Sie, ich bin auch noch nie in Jerusalem gewesen, doch wurde mir gesagt, dass man an den Wänden dieser Moschee gewisse Inschriften findet, Suren aus Ihrem Buch.

Ja, stimmt.

Und mir wurde gesagt, dass sich einige dieser Verse seltsamerweise leicht von denen unterscheiden, die in Ihrem Buch stehen.

Das ist unmöglich.

Unmöglich, ja? Die Moschee ist sehr alt. Was also könnte das bedeuten, wenn diese alten Worte an den Wänden nicht exakt mit denen auf den Seiten in Ihrem Buch übereinstimmen?

Es bedeutet, dass Sie die Unwahrheit sagen. Dass Sie lügen. Wie immer.

Da ich es mit eigenen Augen nicht gesehen habe, will ich mich auch nicht darüber streiten.

Sie sagen, was Sie schreiben, sei »Fiktion«. Was nur ein anderes Wort für »Lügen« ist.

Genau wie »säkular«.

Richtig. Sie verdienen Ihren Lebensunterhalt als Lügner.

Machen wir an dieser Stelle für heute Schluss. Vielleicht verstehen wir uns morgen besser.

*

Zweite Sitzung.

Können wir heute über Reisen ins Ausland reden? Unternehmen Sie gern weite Reisen? Glauben Sie, dass Reisen bildet?

Noch mehr blöde Fragen. Tourismus interessiert mich nicht. Die Welt ist überall gleich. Die Frage lautet doch: Kann man sie sehen, wie sie wirklich ist? Das können nicht viele.

2018 aber haben Sie die Vereinigten Staaten verlassen. Sie sind in den Libanon geflogen.

Ich war dort, um meinen Vater zu besuchen. Das ist das Gegenteil von

Tourismus.

Es heißt, Beirut sei sehr schön gewesen vor der Explosion im Jahr 2020. Sie können von Glück reden, die Stadt damals gesehen zu haben, eine Stadt von großem kulturellem Wert, Teil einer großen Zivilisation, eine liberale, offene Stadt, bekannt als das Paris des Ostens.

Ich habe kaum Zeit dort verbracht. Und Sie romantisieren die Stadt. Vermutlich, weil Sie keine Ahnung von den Konflikten in diesem Teil der Welt haben, vom Bürgerkrieg, den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Syrien und Israel. Und mein Vater wohnt nicht in Beirut, sondern in einem Dorf nahe der Grenze.

Ihre Mutter erzählt, erst habe es Ihnen dort gar nicht gefallen, Sie hätten sofort wieder zurückgewollt. Dann aber sind Sie einen Monat geblieben, und die Zeit hat Sie verändert. Das Reisen scheint sich also doch auf das Denken auszuwirken.

Meine Mutter kann erzählen, was sie will.

Ihr ehemaliger Stiefvater war sehr überrascht, als ihm erzählt wurde, was Sie getan haben. Er hat geweint und gesagt, Sie seien klug, Sie hätten ein gutes Herz und täten niemandem etwas zuleide. Also haben Sie sich doch verändert. Irgendetwas ist im Libanon geschehen, was Ihre gesamte Persönlichkeit verändert hat.

Schweigen.

Ihre Nachbarn in Fairview, New Jersey, beschreiben Sie als Einzelgänger, der kaum unter Menschen ging. Ich vermute, das war im Libanon anders. Ich vermute, da haben Sie Menschen kennengelernt.

Ja, natürlich.

Was können Sie über die Menschen sagen, die Sie dort getroffen haben?

Sie waren stark. Mächtig. Sie verstanden die Welt, haben sie gesehen, wie sie wirklich ist.

Waren diese Menschen gläubig? Gläubiger als Ihre Mutter und Ihre Schwestern?

Sie waren Männer. Sie verstanden den Glauben, wie ihn echte Männer verstehen. Und sie haben sich von niemandem etwas gefallen lassen. Sie dienten Gott, und sie haben für ihn gekämpft.

Sie haben Ihnen die Augen geöffnet.

Sie haben mir das Herz geöffnet.

Dann sind Sie nach Hause zurückgekehrt in die Kellerwohnung Ihrer Mutter und haben aufgehört, mit Ihrer Mutter oder Ihren Schwestern zu sprechen. Was haben Sie da unten getrieben?

Wie Sie schon gesagt haben: Videospiele und Netflix. Und ich habe Imam Yutubi zugehört.

Und so haben Sie vier Jahre lang gelebt.

Ich musste nachdenken.

Worüber?

Darüber, dass wir so viele Feinde haben. Es ist ja, wie Sie gesagt haben. Zusammen sind wir ein Viertel der menschlichen Rasse – zwei Milliarden –, die anderen drei Viertel gehören nicht dazu, und es gibt Hass gegen uns. Den erlebt man überall in Amerika. Ich habe ihn auch im Libanon erlebt. Wir sind vom Feind umgeben, und wir müssen lernen, ihn zu bekämpfen. Zwei Milliarden gegen sechs Milliarden. Wir müssen lernen, mit solchen Widrigkeiten fertigzuwerden.

Ich möchte dem gern weiter nachgehen, dieser Sache mit dem Feind.

Klar, weil Sie dazugehören.

Und dem, dass die Überzeugung, jemand sei ein Feind, Gewalt gegen diesen Menschen rechtfertigt.

Der Feind ist Gewalt in menschlicher Gestalt. Wandelnde, handelnde, sprechende Gewalt. In gewisser Hinsicht ist der Feind kein Mensch. Er ist der Teufel. Wie soll man gegen solche Wesen vorgehen? Sie kennen die Antwort, denn Sie sind so ein Wesen.

Sie glauben, ich bin Gewalt in menschlicher Form. Und Sie haben vier Jahre gebraucht, um das zu lernen.

Sie sind unwichtig. Ich habe viele Dinge gelernt. Zu guter Letzt aber habe ich mich gefragt, was bin ich selbst bereit gegen den Feind zu unternehmen? Erst da begann ich, über Menschen wie Sie nachzudenken.

Was sind denn Menschen wie ich?

Sie werden von zwei Milliarden Menschen gehasst. Mehr brauchen Sie nicht zu wissen. Wie ist das, wenn man so sehr gehasst wird? Sie müssen sich wie ein Wurm fühlen. Trotz all Ihrem klugen Gewäsch wissen Sie, dass Sie sogar weniger sind als ein Wurm. Wir werden Sie unter unserem Absatz zermalmen. Sie reden davon, in fremde Länder zu reisen, dabei können Sie in die Hälfte der Länder dieser Welt keinen Fuß setzen, weil Sie dort so gehasst werden. Was sagen Sie jetzt? Dazu fällt Ihnen nichts mehr ein, oder?

Es stimmt, ich habe eine Menge über Verteufelung gelernt. Ich weiß, dass es möglich ist, ein Bild von einem Menschen zu erschaffen, ein zweites Ich, das zum ersten zwar nur wenig Ähnlichkeit aufweist, aber doch an Glaubwürdigkeit gewinnt, da es wieder und immer wieder heraufbeschworen wird und so beginnt, sich real anzufühlen, realer als das erste Ich. Ich fürchte, Sie haben dieses zweite Ich kennengelernt, und dagegen richtet sich Ihr Feindgefühl. Um Ihre Frage zu beantworten: Ich weiß, dass ich nicht mein zweites Ich bin. Ich bin ich selbst, und ich habe mich vom Hass ab- und der Liebe zugewandt.

Unsinn, das ist Augenwischerei. Was ich über Sie weiß, ist real. Und was ich weiß, weiß jeder.

Es gibt eine Geschichte von Hans Christian Andersen über den Schatten eines Mannes, der sich von diesem Mann löst und realer wird als der Mann selbst. Am Ende heiratet der Schatten eine Prinzessin, und der wahre Mann wird hingerichtet.

Ich habe Ihnen schon mal gesagt, dass mich Ihre Geschichten nicht interessieren.

Was, wenn ich Ihnen sagen würde, dass sich mein Buch, das Sie hassen, obwohl Sie nur zwei Seiten daraus gelesen haben, vor allem um eine mit viel Liebe dargestellte muslimische Familie dreht, die im Osten Londons ein Restaurant führt? Was, wenn ich Ihnen sagte, dass ich zuvor ein Buch geschrieben habe, das sich vor allem um eine mit großem Mitgefühl dargestellte muslimische Familie dreht, deren Geschichte in jenen Tagen spielt, in denen Indien und Pakistan ihre Unabhängigkeit erlangten? Was, wenn ich Ihnen sagte, dass ich mich, als sich einige New Yorker gegen eine Moschee auf dem Gelände des Ground Zero aussprachen, stets für diese Pläne eingesetzt habe? Was, wenn ich Ihnen sagte, dass ich mich konsequent gegen die sektiererische Ideologie der gegenwärtigen indischen Regierung gewandt habe, deren Opfer vor allem Muslime sind? Und was, wenn ich Ihnen sagte, dass ich ein Buch schrieb, in dem ich voller Mitgefühl die Befindlichkeit der Muslime in Kaschmir und die eines jungen Kaschmiri beschrieb, der sich dem Dschihad zuwendet? In gewisser Weise habe ich dieses Buch – *Shalimar der Narr* – über Sie geschrieben, auch wenn ich Sie damals noch gar nicht gekannt habe; und ich schrieb dieses Buch in dem Wissen, dass der Charakter das Schicksal prägt – weshalb ich in Ihrem Fall nun etwas zu finden hoffe, etwas jenseits von all dem Yutubi-Lärm, das es Ihnen möglich gemacht hat, zum Messer zu greifen.

Es ist völlig egal, was Sie sagen. Wir wissen, wer Sie sind. Wenn Sie glauben, uns auf Ihre Seite ziehen zu können, sind Sie ein Idiot.

Nun gut, wenn das so ist, dann bin ich wohl ein Idiot.

Schweigen.

Was, wenn ich Ihnen sagte, dass ich und viele Gleichgesinnte gegen die Todesstrafe sind, weil es so viele Fehlurteile gab, und dass, wenn die fälschlich verurteilte Person hingerichtet wurde, sich nichts wiedergutmachen lässt?

Lügen Sie mich nicht an. Sie sind gegen die Todesstrafe, weil Sie rechtens zum Tode verurteilt wurden und Angst vor dem Sterben haben.

Was, wenn ich Ihnen sagte, dass es muslimische Schriftstellerinnen und Schriftsteller gibt, die mein Buch, jenes, das Sie schon nach zwei Seiten hassen, schön finden und wahrhaftig? Was, wenn ich Ihnen sagte, dass diese Schriftsteller mein Buch als ein umfassendes Werk der Kunst verstanden wissen wollen? Besteht irgendeine Hoffnung, dass Sie die Möglichkeit erwägen, das, was ich tue, was ich getan habe, mit anderen Augen zu sehen? Sie wollen ein Scharfrichter sein. Was aber, wenn Sie später diese Schriftsteller lesen und begreifen, dass Sie sich geirrt haben könnten?

Das ist unwichtig. Ich bin eigentlich kein Leser, aber ich weiß, was ich weiß.

Sie werden bald jede Menge Zeit zum Lesen haben. Ich glaube nicht, dass es dort, wo Sie jetzt hinkommen, Netflix oder Videospiele gibt.

Mir doch egal.

Ich vermute, Ihr Lieblingsspiel ist *Call of Duty*?

Vermuten können Sie, was Sie wollen.

Was, wenn ich Ihnen sagte, dass mein jüngerer Sohn – mein Sohn, der kaum zwei Jahre älter ist als Sie – ein ausgezeichneter *Call-of-Duty*-Spieler ist? Vielleicht haben Sie irgendwo da draußen im Gamer-Universum schon einmal gegeneinander gespielt. Wie fühlen Sie sich bei diesem Gedanken? Dass Sie, von Pseudonymen getarnt, vielleicht einmal Freunde waren? Freundliche Gegner? Oder gar Partner im selben Team?

Dabei fühle ich gar nichts.

Die Schriftstellerin Jodi Picoult schrieb in ihrem Roman *Beim Leben meiner Schwester*: »Kein Mensch wird zum Einzelgänger, weil er die

Einsamkeit genießt, auch wenn er so tut. Er wird es, weil er vergeblich versucht hat, mit der Welt klarzukommen, und immer wieder von den Menschen enttäuscht wurde.« 7 Ich finde das hilfreich. Ich sehe Sie jetzt vor mir, mit vierundzwanzig, bereits vom Leben enttäuscht, von Ihrer Mutter, Ihren Schwestern, Ihren Vätern, Ihrem mangelnden Talent fürs Boxen, überhaupt Ihrem Mangel an Talent; enttäuscht von der trostlosen Zukunft, die Sie vor sich sahen und für die Sie sich selbst keine Schuld geben mochten. Aber Sie wollten jemanden oder etwas beschuldigen, wollten das unbedingt, und dieses Schuldgefühl hat Sie erfüllt, hat Sie durchströmt. Und dann gab es da irgendwas, einen Tweet, ein Video, das sämtliche Schuldgefühle in meine Richtung gelenkt, mich zu Ihrem Ziel gemacht hat, also fingen Sie an, Ihren Plan zu schmieden.

Schweigen.

Ich versuche nur, es mir vorzustellen. Einen Großteil Ihres Nachtlebens haben Sie in imaginären Welten verbracht. Und in diesen Welten, in der Welt von *Call of Duty*, ist der Tod allgegenwärtig, aber nicht real. Sie töten viele, viele Menschen und töten doch niemanden. Für den Spieler heißt es: Rennen, töten, sich schützen. Rennen, töten, sich verstecken. War es ein Zug im Spiel, als Sie nach Chautauqua fuhren? Sollte das ein Mord werden, bei dem niemand stirbt? Aber vielleicht haben Sie auch gar nicht gewusst, ob es wirklich so weit kommt, denn dazu würden Sie die Grenze zwischen der Gamer-Welt und dieser hier überqueren müssen, und vielleicht war das zu viel? Sie könnten das Gamer-Messer mitbringen, in dieser Welt aber würde es scharf sein, Wunden schlagen und wirklich töten. Ich glaube, bis ich auf die Bühne kam, bis Sie sich von Ihrem Platz erhoben und anfingen zu rennen, waren Sie sich gar nicht sicher, ob Sie es wirklich tun würden. Und dann haben die rennenden Füße Sie über jenen Punkt hinausgetragen, an dem es noch ein Zurück gegeben hätte; Sie konnten nicht mehr abbrechen. Gleich darauf standen Sie unmittelbar vor mir, und da war ich: Realität. Reale, echte, durch und durch wirkliche Realität, die auf eigenen Füßen stand, Sie ansah, Ihnen in die Augen blickte. Da war ich, und da waren auch all Ihre übrigen Realitäten, Ihre Einsamkeit, Ihr Versagen, Ihre Enttäuschungen, Ihr Drang, jemandem die Schuld zu geben, die vier Jahre Indoktrination, Ihr Feindbild. Ich war all das, und Sie fingen an, auf mich einzustechen, und Sie fanden es

schrecklich; es fühlte sich gut an, aber auch schrecklich. Ich bin mir sicher, Sie hatten Angst, Todesangst. Denn der, der in einer Welt der Fiktionen hauste, das waren Sie, und jetzt erlebten Sie, was es bedeutete, von der Fiktion in die reale Welt geführt zu werden, also hin zu Mord und zur Zerstörung Ihres eigenen Lebens.

Schweigen.

*

Dritte Sitzung.

Darf ich Sie fragen, ob Sie eine Freundin haben?

Was ist denn das für eine Frage?

Eine gewöhnliche Frage an einen gewöhnlichen Kerl. Waren Sie jemals verliebt?

Ich liebe Gott.

Mag sein, aber auch Menschen? Ich weiß, Sie haben mir von den Huris im Himmel erzählt, aber bis dahin dauert es noch eine Weile. Keine Huris für Sie in absehbarer Zeit. Gibt es jemanden hier unten auf Erden?

Das geht Sie nichts an.

Ich deute das als ein »Nein«. Wie ist es mit einem Freund? Ich habe gehört, wie sehr Sie die echten Männer im Libanon bewunderten. Wie steht es mit echten Männern in Jersey?

Werden Sie nicht eklig.

Also auch ein »Nein«. Nur aus Neugier: *Noch nie?* Noch nie in Ihrem ganzen Leben? Das weckt in mir ein unerwartetes Gefühl.

Was für ein Gefühl?

Mitleid.

Sie bemitleiden *mich*? Nein, nein. Ich. *Ich* bemitleide *Sie*. Außerdem sind Sie zudringlich und unverschämt.

Ich sage Ihnen, was ich zudringlich und unverschämt finde: eine siebenundzwanzig Sekunden lange Messerattacke. Mehr als das, ich finde, die gibt mir das Recht, Ihnen einige persönliche Fragen zu stellen. Was ist der Unterschied zwischen einem Incel, einem unfreiwillig zölibatär lebenden Mann, und einer Jungfrau?

Leck mich.

Ein Incel hasst es, noch Jungfrau zu sein. Und Sie stecken voller Hass. Sechs Milliarden Feinde, null Freunde und null Geliebte. Sie stecken voller Wut. Und Verbitterung. Ich frage mich bloß, wen Sie wirklich ermorden wollten. Irgendeine Kleine, die Sie abblitzen ließ? Irgendeinen Typen im Boxklub? Oder an der israelischen Grenze? Vielleicht Ihre Mutter? Das glaubt eine meiner Freundinnen, und die ist viel klüger als ich. War ich ein Ersatzopfer? Welches Gesicht haben Sie vor sich gesehen, als Sie auf mich eingestochen haben?

Diese Unterhaltung ist zu Ende.

Ach was, nein. Entscheidend ist nämlich, dass unsere Unterhaltung in meinem Kopf stattfindet, deshalb ist sie erst zu Ende, wenn ich es will. Sie müssen nicht mal darüber nachdenken, was Sie sagen sollen. Ich lege Ihnen die Worte in den Mund.

Dann sind sie wertlos.

Ich denke an andere Mörder, die von religiösen Überzeugungen motiviert wurden: An jene Männer, die am 11. September 2001 Flugzeuge entführten; oder an jene, die in Mumbai am 26. November 2008 in mörderischer Absicht die Hotels Taj Mahal Palace und Trident Oberoi, das jüdische Chabad-House und das populäre Leopold Café angegriffen haben. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass in diesem Zusammenhang auch nur von einer einzigen Frau oder einem Geliebten dieser Attentäter die Rede gewesen wäre, einem entsetzten Lebenspartner, der die Tat verurteilt oder um die Täter getrauert hätte. Vielleicht fällt es verliebten Menschen schwerer, solch kaltblütige Überfälle zu verüben. Vielleicht ist Einsamkeit eine notwendige Voraussetzung für die Bereitschaft zu derartigen Taten. Und vielleicht sind Sie, lieber A., ein Mitglied dieser Gruppe einsamer Killer.

Wenn Sie das glauben wollen, soll es mir recht sein. Mein emotionales Leben hat jedoch nichts mit meinen Entscheidungen zu tun.

Dann lassen Sie uns jetzt über Amerika reden.

Warum?

Ich will nur sehen, ob ich hinter dem islamistischen Radikalen den Jungen aus Jersey finden kann. Mögen Sie Springsteen? Schauen Sie Football? Sind Sie für die Jets oder für die Giants? Basketball? Haben Sie auch die Nets aufgegeben, als die nach Brooklyn zogen? Was ist mit Bon Jovi? Queen Latifah? Meryl Streep? – Na gut, okay, Meryl Streep ziehe ich zurück. Ich denke, sie ist nicht Ihr Typ.

Darauf gebe ich keine Antwort.

Dann erweitern wir den Spielraum hin zum Nationalen. Americana. Finden Sie nicht auch, Mord ist der amerikanische Sport schlechthin? Amerikaner ermorden einander Tag für Tag in rauen Mengen. Und wir ermorden alle – Kinder, Erwachsene, Juden, ganz egal wen. Wir morden in Einkaufszentren, in Krankenhäusern und an Gebets- oder Gedenkstätten. Ich sage »wir«, weil ich ein Bürger dieses Landes bin. Sie wurden hier geboren, ich nicht, also könnten Sie behaupten, ich sei nicht ganz so amerikanisch wie Sie. Ich habe auch noch nie daran gedacht, jemanden zu ermorden, und habe schon gar keinen Plan für ein Attentat ausgeheckt. Sie aber haben das getan. Nur sind Sie damit gescheitert. Ist übrigens nicht besonders amerikanisch, fällt mir gerade auf. Vielleicht kommt da Ihre libanesische Seite durch? Was denken Sie?

Ich denke, Sie reden einen ganz schönen Scheiß.

Lassen Sie mich Ihnen eine ernst gemeinte Frage stellen. Wie viel ist Ihrer Meinung nach ein menschliches Leben wert?

Wert? In welcher Hinsicht?

Ich rede hier nicht von Geld. Ich will nicht wissen, wie viel Sie pro Attentat verlangen. Die Frage ist eher moralisch gemeint. Ist ein Leben Ihrer Ansicht nach wertvoll oder billig?

Hängt davon ab, um wessen Leben es geht.

Und wer bestimmt dann diesen Wert?

Wer immer die Macht über jemand anderen hat. Hat man keine Macht, ist das eigene Leben einen Dreck wert.

Mit dem Messer hatten Sie die Macht und haben damit folglich den Wert meines Lebens bestimmt.

Könnte man so sagen.

Jetzt aber sitzen Sie im Gefängnis, und ich stelle die Fragen. Eine überraschende Wendung, oder?

Jap, ich bin überrascht.

Ich frage mich, welchen Wert Sie Ihrem eigenen Leben beimessen. Außerdem wollte ich Sie nach Sokrates fragen, der sagte, das unerforschte Leben sei es nicht wert, gelebt zu werden. Woraus folgt, dass nur das erforschte Leben lebenswert ist. Meine Frage: Erforschen Sie Ihr Leben? Gehen Sie jeden Tag in sich und versuchen herauszufinden, was Sie über Ihr Tun und Handeln denken?

Klingt für mich nach purer Eitelkeit. Nach verschissenem Narzissmus.

Oh, lass mich kurz in mich gehen, denn alles, das ganze Leben, dreht sich nur um mich. Ich bin hier derjenige, auf den es ankommt.

Sind Sie das nicht?

Das will ich Ihnen doch die ganze Zeit erklären. Ich bin nicht wichtig. Sie schon gar nicht. Wichtig ist es allein, Gott zu dienen. Sind Sie sein Diener, dann ist das wichtig. Hören Sie: In der Schule gab es so ein Experiment mit Eisenspänen und einem Magneten. Richtet man den Magnet auf die Späne, ordnen sie sich in Reih und Glied. Sie zeigen in dieselbe Richtung. Und genau das versuche ich Ihnen klarzumachen. Der Magnet ist Gott. Sind Sie aus Eisen, zeigen Sie in die richtige Richtung, denn das Eisen, das ist der Glaube.

Ich beginne zu verstehen. Sie wollen dienen. Sie haben nach einem Herrn gesucht oder nach einer Idee, die größer ist als Sie, sodass Sie sich vor ihr verbeugen konnten. Sie wollten nicht frei sein; Sie wollten sich unterwerfen.

Sie kapieren es immer noch nicht. Allein Unterwerfung führt zur Freiheit. Genau das ist doch der verdammte Punkt.

Danke. Ich möchte da noch ein wenig nachhaken, aber das kann warten.

Lassen Sie mich gehen. Lassen Sie mich hier raus. Ist das Ihre Rache? Mich in Ihrem Kopf gefangen zu halten?

Dies ist kein Gefängnis. Eher eine Schule.

Aber Sie haben nichts, was Sie mir beibringen könnten.

Genau da sind wir. An einem Ort, an dem der Lehrer nicht lehren und der Schüler nicht lernen kann. Es ist nicht mal klar, wer der Schüler und wer der Unterrichtende ist.

Bis in alle Ewigkeit.

Ewigkeit ist eine lange Zeit. Sagen wir, das Urteil lautet lebenslang.

*

Vierte und letzte Sitzung.

In *The Faith of a Rationalist* hat Bertrand Russell Folgendes zu sagen: »Menschen neigen dazu, einen Glauben zu haben, der zu ihren Vorlieben passt. Grausame Menschen glauben an einen grausamen Gott und nutzen ihren Glauben als Vorwand für ihre Grausamkeit. Nur freundliche Menschen glauben an einen freundlichen Gott, und sie wären ohnehin freundlich.« [8]

Das klingt überzeugend, passt in Ihrem Fall, werter A., aber offenbar nicht ganz. Wie alt waren Sie, als Sie zu Ihrem Vater in den Libanon flogen? Neunzehn? Ein einsamer Junge, der den Großteil seines Lebens ohne Vater verbrachte, ein Junge mit einer inneren Leere, der leicht zu führen, leicht zu formen war und der geführt und geformt werden wollte, ein keineswegs grausamer Junge. Ein »kluger Junge mit einem guten Herzen, der niemanden etwas zuleide tut«. Also stellt sich die Frage: Kann so einem jungen Mann, kaum erwachsen, Grausamkeit beigebracht werden? Hat die Grausamkeit schon immer in ihm gesteckt, in irgendeiner inneren Höhle? Eine Grausamkeit, die nur darauf wartete, mit den richtigen Worten freigelassen zu werden? Oder konnte sie tatsächlich in den jungfräulichen Boden Ihres halbgeformten Charakters eingepflanzt werden, Wurzeln bilden und wachsen? Wer Sie kennt, war überrascht von dem, was Sie getan haben. Der Mörder in Ihnen hatte sich vorher noch nie gezeigt. Dieses jungfräuliche Selbst brauchte vier Jahre Imam Yutubi, um zu dem zu werden, was es heute ist, was Sie heute sind.

Sie kennen mich nicht. Sie werden mich niemals kennen.

Es gibt da etwas, das ich damals, in jenen Tagen, als die Katastrophe über den Roman *Die satanischen Verse* und dessen Autor hereinbrach, oft gesagt habe: dass nämlich eine Möglichkeit, den Streit um dieses Buch zu begreifen, darin bestünde, ihn als eine Auseinandersetzung zwischen Menschen mit Humor und Menschen ohne Humor zu sehen. Ich erkenne Sie jetzt, mein gescheiterter Mörder, *mein scheinheiliger Attentäter, mon semblable, mon frère*. Sie konnten es mit dem Morden versuchen, weil Sie nicht zu lachen wussten.

*

Unser erdachtes Gespräch ist vorbei. Ich habe nicht länger die Energie, ihn mir vorzustellen, so wie er nie in der Lage war, sich mich vorzustellen. Dennoch gibt es einige Dinge, die ich ihm gern sagen würde, auch wenn ich kaum glaube, dass er fähig ist, sie zu hören.

Das Wichtigste ist, dass Kunst jegliche Orthodoxie herausfordert. Kunst deswegen zu verschmähen oder zu verteufeln, hieße, ihr Wesen misszuverstehen. Kunst richtet die leidenschaftliche, persönliche Vision des Künstlers gegen die überkommenen Ideen seiner Zeit. Kunst weiß, dass

überkommene Ideen die Feinde der Kunst sind, wie es uns Flaubert in *Bouvard und Pécuchet* bereits gesagt hat. Klischees sind solch überkommene Ideen ebenso wie jede Ideologie, ob sie sich nun auf die Sanktionen unsichtbarer Himmelsgötter verlässt oder nicht. Ohne Kunst würde unsere Fähigkeit zu denken, die Welt mit frischem Blick zu betrachten und zu erneuern, verkümmern und vergehen.

Kunst ist kein Luxus. Sie ist die Essenz unserer Menschlichkeit, und außer dem Recht, sein zu dürfen, verlangt sie keinen besonderen Schutz.

Sie akzeptiert Streit, Kritik, sogar Ablehnung – aber keine Gewalt.

Und am Ende überdauert sie jene, die sie unterdrücken. Der Dichter Ovid wurde von Augustus ins Exil geschickt, seine Gedichte aber haben das Römische Reich überdauert. Das Leben des Dichters Mandelstam wurde von Josef Stalin vernichtet, sein Werk aber hat die Sowjetunion überdauert. Der Dichter Lorca wurde von General Francos Schlägern ermordet, seine Kunst aber hat den Faschismus der Falange überdauert.

*

Manchmal stolpert man über die Worte, die man gerade zu brauchen glaubt, Worte, die genau richtig klingen, auch wenn sie von einem Schriftsteller stammen, an den man nicht oft denkt und der wiederum über einen Philosophen spricht, den man nicht liest. Die folgenden Worte stammen von Joseph Campbell, und er schreibt über Nietzsche:

> Ihm (Nietzsche) kam der Gedanke dessen, was er *Amor fati* nennt, die Liebe zum Schicksal. Welches Schicksal man auch immer hat, was zur Hölle auch immer geschieht, du sagst: »Das ist, was ich brauche« […] Jede Katastrophe, die du überlebst, bessert deinen Charakter, dein Format, dein Leben.

Nach einer Weile begreift man, was hier gesagt wurde, ist ein Klischee und vermutlich nicht wahr. Mit gewöhnlichen Worten gesagt: Was dich nicht umbringt, macht dich stärker.

Aber tut es das? Tut es das wirklich?

6 Friedrich Dürrenmatt: Justiz. Zürich 1985.
7 Jodi Picoult: Beim Leben meiner Schwester. Dt. v. Ulrike Wasel und Klaus Timmermann. München 2005.
8 Bertrand Russell: The Faith of a Rationalist. Dt. von Bernhard Robben.

7
ZWEITE CHANCE

Milan Kundera, der während meiner Arbeit an diesem Buch starb, glaubte, das Leben biete uns stets nur eine einzige Chance. Was geschieht, lässt sich nicht revidieren. Es gibt kein Überarbeiten, keine zweite Version. Genau das hat er mit der »unerträglichen Leichtigkeit des Seins« gemeint, was er so befreiend wie unerträglich fand und was, wie er einmal sagte, der Titel all seiner Bücher hätte sein können. Ich habe ihm darin zugestimmt, doch das Attentat vom 12. August sollte meine Meinung ändern. Während ich mich von meinen Verletzungen erholte, den physischen wie den psychischen, war ich mir keineswegs sicher, dass ich aus dieser Erfahrung »stärker« hervorgehen würde. Ich war einfach nur froh, noch zu leben. Und ob ich stärker oder schwächer daraus hervorging, um das zu sagen, war es noch zu früh. Ich wusste nur, dank einer Kombination aus Glück, liebevoller Fürsorge und dem Geschick der Ärzte war mir eine zweite Chance gewährt worden. Gegen alle Wahrscheinlichkeit hatte ich es geschafft. Folglich stellte sich jetzt die Frage: Was fängt man mit so einer zweiten Chance an? Wie nutzt man sie? Was sollte bleiben wie zuvor, was sollte anders werden? Mir fiel Raymond Carvers Gedicht »Ein Glücksfall« ein, in dem es darum geht, dass ihm mitgeteilt wird, er habe noch sechs Monate zu leben, woraus dann aber zehn Jahre werden. Er schrieb das Gedicht, als er wusste, dass seine Zeit nun wirklich abgelaufen war. Der Lungenkrebs hatte ihn fest im Griff und würde diesmal nicht wieder lockerlassen.

> *»Weint nicht um mich«,*
> *sagte er zu seinen Freunden. »Ich bin ein glücklicher Mensch.*
> *Ich habe zehn Jahre mehr gehabt, als ich oder irgendwer sonst*
> *erwartet hätte. Ein reiner Glücksfall. Vergesst das nicht.«* [9]

Eine gute Art, es zu sehen. Von jetzt an war jeder Tag ein Glücksfall. Danke, Ray. Und wie du kann ich mich »geliebt« nennen, habe ich mich »geliebt auf Erden« gefühlt. Gehasst auch, ja, aber »geliebt« triumphiert über allen Hass.

Eliza und ich beschlossen, nicht langfristig zu denken. Wir würden jeden Tag dankbar als Glücksfall sehen und aus dem Vollen leben. Tag für Tag

wollten wir uns fragen: Wie geht es uns heute? Wie ist der aktuelle Stand der Dinge? Wozu haben wir heute Lust? Was wäre okay, es wieder zu tun? Und wie wollen wir es angehen? Mit wem? Womit sollten wir so lange warten, bis unser Instinkt uns dazu rät? Kurzfristigkeit wurde unsere Philosophie. Der Horizont war zu weit entfernt. Bis dahin konnten wir nicht sehen.

In der Woche vor unserer Feier zum Valentinstag wurde *Victory City* veröffentlicht, und wie es aufgenommen wurde, freute mich sehr. Für mich hat es gute und weniger gute Veröffentlichungen gegeben, diese aber war für mich von ganz besonderer Bedeutung, teils aus offensichtlichem Grund – ich durfte die Veröffentlichung noch erleben –, teils aber aus einem Grund, der weniger offensichtlich ist: Die Besprechungen und Kommentare zu diesem Buch waren nicht von Mitgefühl oder Mitleid bestimmt, keine Artikel im Tenor »armer Salman, seien wir nett zu ihm«, nein, sie waren ernsthafte Auseinandersetzungen mit dem Buch als einem Werk der Kunst. Normalerweise vergesse ich gute Besprechungen und erinnere mich an die schlechten, diesmal mied ich eine solch negative Haltung. Auf den Erfolg des Buches in Indien, wo mit Sachverstand, Wissen, Begeisterung und Liebe über *Victory City* gesprochen wurde, war ich ganz besonders stolz. Vielleicht mein am besten besprochenes Buch im Land meiner Geburt seit der lang zurückliegenden Veröffentlichung von *Mitternachtskinder*. Herausragende indische Kritiker, die für westliche Publikationen schrieben, lobten gleichfalls mein Buch. Es war ein Traum von einer Veröffentlichung, und sie gab mir Hoffnung und Kraft.

Ich selbst konnte nicht viel zur Buchpublikation beitragen, fand es aber ganz außergewöhnlich, wie Kolleginnen und Kollegen für mich in die Bresche sprangen. In einem Streaming sah ich Neil Gaiman und Margaret Atwood mit Erica Wagner vor großem Publikum über *Victory City* reden, und Sarita Choudhury las Passagen besser vor, als ich je zu hoffen gewagt hätte, dass jemand je daraus lesen würde. Auch beim Hay-Festival in Großbritannien feierten Elif Shafak, Douglas Stuart und erneut Margaret Atwood den Roman in ihrem Podiumsgespräch. Während ich meine nächsten Schritte zurück in die Welt überdachte, spürte ich, wohin ich auch sah, den stärkenden Zuspruch von Freunden.

*

Ich fuhr nach Brooklyn, um Paul Auster in seinem Haus in Park Slope zu besuchen. Was für ein Jahr lag hinter ihm! Der Tod seiner Enkelin, gefolgt vom Tod seines Sohnes. Und jetzt Krebs. Die Chemotherapie hatte begonnen, und ihm waren die Haare ausgefallen, ihm, der immer so schönes Haar gehabt hatte. Jetzt verbarg er den Kopf unter einem Hut. Er hatte stark abgenommen, war aber guter Dinge. Alle drei Wochen bekam er Immuntherapie sowie vier Dosen Chemo. Man hoffte, das würde den Tumor schrumpfen lassen. Danach dann ein Monat oder sechs Wochen Erholung von den auszehrenden Folgen der Chemotherapie und anschließend, so hoffte Paul, eine OP. Bei dem Eingriff würde man zwei der drei Lappen des einen Lungenflügels entfernen. Ich erinnerte ihn daran, dass der Dramatiker und tschechische Präsident Václav Havel, ebenfalls starker Raucher, nach seiner OP nur noch eine halbe Lunge gehabt habe, damit aber ziemlich gut zurechtgekommen sei. Paul lachte und sagte, er hoffe, es besser zu machen. Ihn zu sehen und sein Lachen zu hören, tat gut. Und ich war froh, dass er es so optimistisch anging. Aber Krebs ist heimtückisch. Man kann nur das Beste hoffen.

*

Die größte Nachricht aber – zumindest für mich – war die, dass nach einem halben Jahr Nichts wieder die Säfte flossen. Damals stellte ich zwar keine Verbindung her, aber wenn ich heute auf die Zeit zurückblicke, glaube ich schon, dass meine behutsame Rückkehr ins normale Leben geholfen hat. Ich schrieb einen Entwurf für das Buch, das Sie jetzt lesen, und meinen Verlegern gefiel mein Vorschlag. Ich war endlich wieder ein Autor, der ein Buch zu schreiben hatte.

Ehrlich gesagt, es ist und bleibt ein Buch, das ich lieber nicht hätte schreiben müssen. Es gab und gibt in meinem Kopf ein anderes Buch, von dem ich annahm, es würde auf *Victory City* folgen, ein Roman über ein rätselhaftes, geheimnisvolles College, und um mich auf dieses Buch vorzubereiten, hatte ich noch einmal Thomas Manns *Der Zauberberg* gelesen und Franz Kafkas *Das Schloss*, beides großartige Bücher über rätselhafte, geheimnisvolle Mikrokosmen jener Art, die ich mir für mein College erhoffte. Ich öffnete am Computer den Ordner, der erste Notizen und Skizzen für dieses Buch enthielt, und mir war gleich klar, dass ich es nicht schreiben

konnte. Ehe ich mich nicht mit dem Ungeheuerlichen befasst hatte, das mir gerade widerfahren war, schien es einfach absurd, ein imaginäres Universum voller Nebel und vielfacher Identitäten betreten zu wollen, das keinerlei Zusammenhang mit irgendwelchen Ereignissen mörderischer Natur aufwies. Ich gebe mir gerade größte Mühe, das Klischee vom Elefanten im Raum zu vermeiden, aber die unabweisbare Wahrheit lautete nun einmal, dass in meinem Arbeitszimmer ein verdammt riesiges Mastodon stand, den Rüssel schwenkte, schnaubte und fürchterlich stank. In meinem Roman *Quichotte* hatte ich über komisch-absurde Mastodonten geschrieben, sogar über Menschen in New Jersey, die sich in Mastodonten verwandelten, und jetzt stand hier mit ganz eigener New-Jersey-Verbindung mein ureigenes Vieh und beharrte darauf, dass mit ihm abgerechnet wurde.

Dieses Buch ist diese Abrechnung. Ich sage mir, es ist meine Art, mir zu eigen zu machen, was geschehen ist, es anzunehmen – es zu *meiner* Arbeit zu machen. Damit kenne ich mich aus. Mit Mordversuchen fertigzuwerden, allerdings weniger. Jenes in dieses zu verwandeln, macht es zu etwas, was ich im Griff habe. So zumindest die Theorie. Ein Buch über einen Mordversuch könnte für den Fast-Ermordeten eine Möglichkeit sein, mit dem Vorgefallenen klarzukommen.

*

Es ist zu jeder gegebenen Zeit nicht einfach, über posttraumatische Belastungsstörungen zu schreiben, weil es, nun ja, weil es nun mal um Traumata geht, um jede Menge Stress und die nachfolgenden Störungen der eigenen Person. Noch schwerer wird es, wenn die eigene Frau und man selbst zugleich, aber auf verschiedene Weise unter diesen Störungen leiden. Und damit fertigzuwerden, fällt erst recht schwer, wenn man nur ein Auge hat und eine halbe Hand, denn der physische Vorgang des Schreibens, die schiere Umständlichkeit, erinnerte mit jedem Tastendruck an die Ursache der Schmerzen. Die Hand fühlte sich an, als steckte sie in einem Handschuh, und bei jeder Bewegung knisterte sie leise. Das Auge … war eine Abwesenheit mit enorm machtvoller Anwesenheit.

Meine Art, mit der posttraumatischen Belastungsstörung umzugehen, bestand darin, die meiste Zeit zu behaupten, dass es mir gut gehe. Zu meinem Therapeuten sagte ich: »Ich weiß nicht, was Jammern bringen soll.« Er

lachte. »Verstehen Sie denn nicht, dass Sie genau deshalb bei mir sind?« Danach habe ich versucht, einiges aus mir herauszulassen, aber es fiel mir nicht leicht, da es meinem Naturell widerspricht. Eliza ist da anders. Ihr konnte ich jeden Tag ansehen, wie zutiefst verstört sie war, wie brutal sie aus ihrer heilen Welt herausgeschleudert worden war und wie schwer es ihr fiel zu lieben, zu funktionieren oder auch nur anwesend zu sein. Das Einzige, was wir füreinander tun konnten, bestand darin, uns eine tröstliche, unterstützende Umgebung zu schaffen und durchzuhalten, bis die Gewitterwolken sich wieder verzogen.

Es gab Momente, in denen der Druck zu groß wurde. »Ich muss hier weg«, sagte Eliza. »Ich brauche einige Zeit für mich allein, um nachzudenken, mich um mich selbst zu kümmern und zu heilen.« Ich gab ihr recht und rief den Manager eines karibischen Resorts an, in dem wir beide glücklichere Tage verbracht hatten. »Natürlich«, sagte er, »wir werden uns gut um sie kümmern.« Sie gehen zu lassen, fiel mir schwer, aber es war zweifelsohne notwendig. Und ihre täglich mehrfachen FaceTime-Anrufe zeigten mir, dass sie nach und nach wieder sie selbst wurde, dass die Anspannung nachließ. Die Karibik wirkte ihren Zauber.

Es wäre natürlich allzu einfach, wollte ich behaupten, ein bloßer Tapetenwechsel hätte genügt, die Dinge wieder ins Lot zu bringen, aber die Reise verhalf ihr doch zu einem überaus nötigen Quäntchen Optimismus.

Was mich anging, gab es Tage, besonders in jener Zeit, in der ich allein war, an denen es mir schwerfiel, aus dem Bett zu kommen, und leicht, mich von negativen Gedanken überwältigen zu lassen: *War es das? Bin ich am Ende? Hat mich das Attentat einfach zu viel gekostet? Bringt es mich immer noch langsam um, obwohl ich äußerlich so gut genesen wirke? Steckt das Messer vielleicht noch in mir, nähert sich meinem Herzen …?* Aber es gelang mir, diese Gedanken abzuwehren, und ich begann selbst, ans Reisen zu denken.

In meinem Leben vor dem Attentat flog ich viele Male im Jahr nach London, um mit meiner Familie zusammen zu sein und alte Freunde zu besuchen, auch für Lesungen. Jetzt wusste ich nicht, ob das noch möglich war. Meine Familie sorgte sich um meine Sicherheit, und ich wusste, ehe ich irgendwohin reisen konnte, mussten alle beruhigt werden. Also tat ich etwas, was ich lange nicht mehr getan hatte. Ich schickte eine E-Mail an meinen Kontaktoffizier beim Special Branch des Scotland Yard.

Früher, in den alten Tagen, war der Special Branch eine Zivilabteilung

der Metropolitan Police, die ernsthaft gefährdeten Politikern oder anderen Personen ihren Schutz anbot. Der Special Branch unterschied sich vom Royal Protection Squad, der ausschließlich für die königliche Familie zuständig war. Zwischen beiden Teams hatte immer eine leicht stichelnde, (fast) gutmütige Rivalität geherrscht, jetzt aber waren sie unter einem Dach vereint als die Royal and Special Protection Unit, die RaSP. Seit nunmehr vielen Jahren war deren Haltung mir gegenüber stets gewesen: Kommen Sie aus privaten Gründen, brauchen wir uns nicht einzumischen. Treten Sie aber öffentlich auf, begleiten wir Sie. Wenn also eines meiner Bücher in England erschien und ich in London oder sonst wo, etwa beim Hay-Festival, einen Auftritt vor Zuschauern hatte, hielten sich die Beamten unauffällig im Hintergrund und sorgten dafür, dass mir nichts passierte. Ansonsten aber gehörte mein Leben mir.

Ich schrieb meinem Kontakt: »Angesichts der jüngsten Ereignisse frage ich mich, wie Sie dazu stehen, wenn ich auf Besuch nach England käme.« Ich erhielt prompt eine Antwort, in der man sich besorgt nach meinem Wohlbefinden erkundigte und mir mitteilte, dass alle beim Yard entsetzt über das Vorgefallene waren. Für meine Anfrage sei allerdings das Home-Office-Komitee zuständig, das entschied, wer – und auf welchem Niveau – Schutz erhielt. Die RaSP wollte dem Komitee meinen Fall so rasch wie möglich vorlegen.

Die Entscheidung fiel zum Glück ziemlich bald. Wie mir gesagt wurde, hatte das Komitee nicht lange dafür gebraucht, und man sei einstimmig der Ansicht, dass ich, sollte ich nach England kommen, wieder rund um die Uhr bewaffneten Schutz erhalten würde. Ein Team würde Eliza und mich vom Flugzeug abholen und an unserer Seite bleiben, bis wir für den Rückflug wieder an Bord gingen. Das hat meine Familie sehr gefreut. Und ich empfand tiefe Dankbarkeit dafür, dass England mich erneut beschützen wollte, auch wenn es sich ein bisschen wie ein Rückfall in eine Vergangenheit anfühlte, der ich vor über zwanzig Jahren entkam, als die Einschätzung der Gefahrenlage auf ein Niveau gesunken war, das Personenschutz nicht länger nötig scheinen ließ. Nun, es blieb mir nichts anderes übrig, als dankbar zu sein. Und das war ich.

»Nur zu Ihrer Beruhigung«, wurde mir mitgeteilt, »laut unserem Kenntnisstand liegt in England gegenwärtig keinerlei Bedrohung gegen Sie vor. Das Problem ist nur, dass es immer irgendwo einen verrückten Einzeltäter geben kann, und es ist nicht einfach, die alle auf dem Schirm zu

haben.« Eine Erklärung, die ich zugleich beruhigend und beunruhigend fand.

Ich hatte auch noch andere Gründe zur Sorge. In der unguten alten Zeit hielten es manche Fluggesellschaften für zu gefährlich, mich an Bord zu nehmen. Außerdem war es schwierig gewesen, eine Unterkunft zu finden. Sollten diese Unannehmlichkeiten tatsächlich wieder aufflackern, könnten sie mir das Reisen erheblich erschweren. Irgendwas aber hatte sich geändert. Fluggesellschaften hatten kein Problem mit mir, Hotels hießen mich willkommen, das Land empfing mich mit offenen Armen. Ich war niemand mehr, dessen Anwesenheit Gefahr bedeutete. Furcht war in der öffentlichen Meinung Zuneigung gewichen. Das bedeutete mir sehr viel.

Am 23. März 2023, einem Donnerstag, landeten wir morgens in London und wurden von Barry, dem Leiter unseres Schutzteams, mit einem Lächeln begrüßt. Vertrautheit und Erleichterung, so meine spontane Reaktion; ich wusste, wie das hier ablief. Meine Familie und meine Freunde erinnerten sich ebenfalls und freuten sich, dass wir beschützt wurden. Für Eliza war es schwieriger. Sie hatte keine Erinnerung an die schlimme alte Zeit, und sie fand es verständlicherweise unangenehm, von bewaffneten Beamten umgeben zu sein, zu gepanzerten Fahrzeugen gebracht zu werden und gesagt zu bekommen: Öffnen Sie bitte nicht die Tür, sie ist zu schwer, wir öffnen sie für Sie. Und die Fenster ließen sich nicht öffnen, da sie kugelsicher und mindestens zwei Zentimeter dick waren.

Ich versuchte so zu tun, als wenn alles ganz harmlos wäre. »Stellen wir uns einfach vor, wir wären so reich, dass wir eigene Chauffeure hätten.«

»Nein«, sagte sie. »So fühlt es sich ganz und gar nicht an.«

»Oder wir denken an all das Geld, das wir nicht für Uber ausgeben müssen.«

Sie warf mir einen Blick zu. Ich kannte diesen Blick. Er hieß, hör auf, den Blödmann zu spielen. Also hörte ich auf, doch die Tage vergingen, und sie gewöhnte sich ein wenig an unsere Situation.

Diesmal war es anders. In der schlimmen alten Zeit wollte man, dass ich »unsichtbar« blieb, und fand es deshalb nicht gut, wenn ich öffentliche Orte betrat (etwa ein Restaurant); und wenn ich Familie oder Freunde besuchte, mussten immer ein, zwei Beamte mit ins Haus kommen. Außerdem hatte es da diese andauernde Unterströmung von Missbilligung gegeben, nicht seitens meines Schutzteams, sondern von deren Chefs: dieser boulevardblatthafte Glaube, ich sei selbst schuld an meinen Problemen und koste jetzt zu viel Geld. Diesmal war es viel freundlicher. Ich konnte gehen, wohin ich wollte,

und man kümmerte sich um alles Nötige. Und wenn wir jemanden besuchten, warteten die Beamten vor dem Haus. Ich fühlte mich mehr als nur beschützt, ich fühlte mich geschätzt.

Jene zehn Tage in London verliefen natürlich sehr emotional. Milan kam zu Besuch und sagte: »Du siehst viel besser aus als bei unserer letzten Begegnung.« Ja aber, protestierte ich, das ist doch fünf Monate her, und du siehst mich ständig auf FaceTime. »Das ist nicht dasselbe«, sagte er. Sameen reagierte genauso. Zuletzt waren wir vor sieben Monaten auf der Intensivstation in Erie zusammen gewesen, als es mir so schlecht ging und ich extrem schwach war. Auch sie sagte, mich persönlich zu treffen, sei auf eine Weise »real«, wie es digitale Begegnungen nie sein könnten. Und dann war da die Freude, Rose zu sehen, meine kleine Enkeltochter. Und alte Freunde. Einfache Dinge, die alles bedeuten. Außerdem tat es gut, dass *Victory City* überall auf prominente Weise ausgestellt wurde und Freunde Gutes über mein Buch zu sagen hatten.

Eliza erhielt die Druckfahnen der englischen Ausgabe ihres Romans. Auf der letzten Seite fand ich unter den Danksagungen folgende Worte:

Salman, lass uns dieser unmöglichen Welt mit unserer Liebe beweisen, dass nichts unmöglich ist. Ich liebe dich von ganzem Herzen, mit jeder Geschichte, die je in mir lebte und mit jeder Geschichte, die noch kommen mag. Salman – meine Freude, mein Zuhause, mein Traum und mein Wunder. *Für immer.*

Das war die schönste Liebeserklärung, die ich je gelesen, geschweige denn erhalten hatte.

Als wir nach New York zurückkehrten, glaubte ich zu wissen, worauf ich mich während des mir gewährten zweiten Lebens konzentrieren wollte: Auf Liebe und Arbeit.

*

Nach langer Unterbrechung reaktivierte ich meinen Twitter-Account, um bei der Veröffentlichung von *Victory City* zu helfen, Rezensionen zu retweeten und Ähnliches mehr. Twitter ist jedoch ein vergifteter Brunnen, und wer

immer seinen Eimer hinablässt, zieht auch einen gewissen Anteil an Dreck mit nach oben. Als Twitter mir die Ansicht eines Professors in Oxford offerierte, der zufolge jene, die mich verteidigten, eine »neoliberale Auffassung von freier Meinungsäußerung« besäßen, konnte ich das mit einem Achselzucken abtun. Aber es gab auch diverse muslimische Stimmen, die bejubelten, was mir angetan worden war, die hofften, ich würde auch noch mein zweites Auge verlieren, und die mich dank meines monokularen Aussehens mit Daddschāl verglichen, jenem einäugigen »falschen Messias« der muslimischen Dämonologie, der erst vorgibt, ein Prophet zu sein, und später behauptet, er sei Gott. Mein wahres Wesen sei »offenbart« worden, und man könne nicht länger übersehen, dass ich wahrhaft Daddschāl sei. Außerdem sähe ich entstellt aus, grässlich, wie ein Monster und so weiter. Es war unnötig, diesen Mist in meinen Kopf zu lassen; mit Liebe oder Arbeit hatte das jedenfalls nichts zu tun. Gut gelaunt und unbekümmert löschte ich Twitter von meinem Handy.

Ich fuhr fort, über jenen Konflikt der Narrative nachzudenken, der mein öffentliches Leben so lang bestimmt hatte – das eine Narrativ, laut dem ich respektiert wurde, das andere, laut dem man mich verabscheute –, und ich begann, diesen Konflikt als einen größeren Kampf der Geschichten zu begreifen, der uns allen zu schaffen macht. Für den 13. Mai 2022 hatte der PEN America eine einzigartige Versammlung internationaler Schriftstellerinnen und Schriftsteller einberufen, um darüber zu debattieren, wie man auf eine Welt in der Krise am besten reagierte – gemeint war damit vor allem, aber nicht nur, der Krieg in der Ukraine. Man hatte mich um einen kurzen Beitrag gebeten, und ich habe Folgendes gesagt:

Wir befinden uns in einem Krieg der Geschichten – einem Krieg zwischen inkompatiblen Versionen der Realität; und wir müssen lernen, wie man diesen Krieg führt.

In Russland ist ein Tyrann an der Macht, der brutal in die Ukraine einmarschiert, dessen Volk, geführt von einem zum Helden gewandelten Satiriker, heroischen Widerstand leistet und bereits eine Legende der Freiheit schafft. Um den Überfall zu rechtfertigen, setzt der Tyrann falsche Narrative in die Welt – die Ukrainer seien Nazis und die Russen von westlichen

Verschwörungen bedroht. Mit solch erlogenen Geschichten will er sein eigenes Volk einer Gehirnwäsche unterziehen.

Unterdessen fällt Amerika zurück ins Mittelalter, und weiße Vormacht unterdrückt nicht nur Schwarze, sondern auch weibliche Körper. Um dies zu rechtfertigen, werden falsche, in antiquierter Religiosität und bigotten, jahrhundertealten Ideen wurzelnde Narrative bemüht, die viele Anhänger und breites Gehör finden.

In Indien gehen religiöses Sektierertum und politischer Autoritarismus Hand in Hand; und die Gewalt wächst, während die Demokratie stirbt. Wieder einmal sind falsche Narrative über indische Geschichte am Werk, Narrative, die Mehrheiten privilegieren und Minderheiten unterdrücken. Diese Narrative sind, das sei hier betont, überaus beliebt, wie auch die Lügen des russischen Tyrannen weithin geglaubt werden.

So sieht heute der hässliche Alltag der Welt aus. Wie sollen wir darauf reagieren? Es wurde gesagt, auch schon von mir, dass den Mächtigen die Gegenwart gehören mag, den Frauen und Männern des Wortes aber gehöre die Zukunft, denn ihre Werke, zumindest ihre besten, jene, die bis in diese Zukunft fortdauern, verurteilen die gegenwärtigen Missetaten der Mächtigen. Wie aber können wir an die Zukunft denken, wenn die Gegenwart so ungestüm um unsere Aufmerksamkeit bettelt? Und wenn wir uns von der Nachwelt abkehren und dieser schrecklichen Zeit zuwenden, wie können wir da nützlich sein? Was können wir effektiv bewirken? Ein Gedicht hält keine Kugel auf. Ein Roman entschärft keine Bombe. Nicht alle unsere Satiriker sind Helden.

Und doch sind wir alles andere als hilflos. Nachdem Orpheus in Stücke gerissen worden war, schwamm sein abgeschlagener Kopf den Fluss Hebros hinab und hörte nicht auf zu singen, was uns daran erinnert, dass der Gesang stärker ist als der Tod. Wir können die Wahrheit singen und die Lügner beim Namen nennen,

wir können uns mit den Kameraden an der Front solidarisch erklären und ihre Stimme verstärken, indem wir unsere erheben.

Vor allem aber müssen wir begreifen, dass Geschichten im Mittelpunkt des Geschehens stehen und dass die unehrlichen Narrative der Unterdrücker großen Anklang finden. Also müssen wir uns bemühen, bessere Geschichten als die falschen Narrative der Tyrannen, Populisten und Narren zu schreiben, Geschichten, in denen die Menschen leben wollen.

Das Schlachtfeld ist nicht der einzige Kriegsschauplatz. Auch die Geschichten, in denen wir leben, sind umkämpftes Terrain. Vielleicht können wir es Joyce’ Dedalus gleichtun, der sich bemühte, in der Werkstatt seiner Seele das ungeschaffene Gewissen seines Volkes zu schmieden. Oder wir halten es mit Orpheus, singen weiter im Angesicht des Grauens und hören nicht damit auf, ehe sich nicht das Blatt wendet und bessere Zeiten anbrechen.

Jetzt, da ich diesen Text nach elf Monaten erneut lese, nach elf Monaten, in denen sich mein eigenes Leben durch von einem falschen Narrativ entfesselte Gewalt verändert hat, begreife ich, dass sich mein zweites Leben nicht allein mit privaten Freuden zufriedengeben kann. Liebe, die vor allem, und Arbeit, ja natürlich, aber es gilt auch, an vielen Fronten einen Krieg zu kämpfen – gegen den bigotten Revisionismus, der, ob in Delhi oder Florida, die Geschichte umschreiben will; gegen alle zynischen Mächte, die die zwei Ursünden der Vereinigten Staaten auslöschen wollen, jene der Sklaverei und jene der Unterdrückung sowie des Genozids an den Indigenen dieses Kontinents; gegen die Fantasien einer idealisierten Vergangenheit (wann genau war Amerika denn so »*great*«, wie es diese republikanischen Rothüte wieder machen wollen?); gegen jene selbstschädigenden Lügen, die England von Europa getrennt haben. Ich würde nicht tatenlos zusehen können, während diese Schlachten tobten. Auch in diese Kämpfe würde ich – musste ich – mich weiterhin einbringen.

Allerdings gab es da einen Streit, den ich nicht länger fortführen wollte: jenen Streit, der mein ganzes Leben verteufelt hat. Der Streit um Gott.

Ich will hier, ein letztes Mal, meine Ansichten über Religion darlegen, über irgendeine Religion, über alle Religionen, und damit soll es dann, soweit es mich betrifft, auch gut sein. Ich glaube nicht an die »Beweiskraft ungesehener Dinge« **10** . Ich bin nicht religiös. Ich stamme aus einer Familie zumeist nichtreligiöser Menschen. (Nabeelah, meine jüngste, früh verstorbene Schwester, bildete eine Ausnahme. Sie war fromm.) Ich habe nie das Bedürfnis verspürt, mir von einem religiösen Glauben dabei helfen zu lassen, mich mit der Welt auseinanderzusetzen oder sie zu begreifen. Ich verstehe allerdings, dass er für viele Menschen essenziell und ein moralischer Anker ist. Was man privat glaubt, hat meiner Meinung nach niemanden außer dem jeweiligen Menschen zu kümmern. Ich habe auch nichts gegen Religion, wenn sie diesen privaten Raum besetzt und nicht versucht, die Wertvorstellungen anderer Menschen zu beeinflussen. Wenn die Religion aber politisch wird, gar zur Waffe, dann geht sie uns alle etwas an, da sie solch enormes Schadenspotenzial hat.

Während der französischen Aufklärung, und das vergesse ich nie, war der Feind im Kampf um die Freiheit nicht so sehr der Staat, sondern vor allem die Kirche. Mit ihrem Arsenal an Waffen – Gotteslästerung, Kirchenbann, Exkommunikation, aber auch ihren ganz realen Waffen wie der von der Inquisition ausgeführten Folter – machte sich die katholische Kirche daran, dem Denken rigide Schranken zu setzen: *Bis hierhin und nicht weiter*. Und die Schriftsteller und Philosophen der Aufklärung machten es sich ihrerseits zur Aufgabe, die Autorität der Kirche herauszufordern und die gesetzten Schranken zu durchbrechen. Aus einem dieser Kämpfe gingen jene Gedanken hervor, die Thomas Paine nach Amerika brachte. Sie formten die Grundlage seiner Essays »Common Sense« und »The American Crisis«, die dann die Unabhängigkeitsbewegung inspirierten, die Gründungsväter und das moderne Konzept der Menschenrechte.

Nach der Teilung Indiens und dem damit einhergehenden Blutbad, das sich zur Zeit der Unabhängigkeit von britischer Herrschaft und der Gründung der Staaten Indien und Pakistan auf dem ganzen Subkontinent ereignete – Hindus von Muslimen massakriert, Muslime von Hindus, ein bis zwei Millionen Tote –, entschied eine andere Gruppe Gründungsväter unter Führung von Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru, dass es Frieden in Indien nur geben könne, wenn Religion aus dem öffentlichen Raum entfernt werde. Indiens neue Verfassung blieb folglich in Sprache und Intention durch und durch säkular, was bis in die Gegenwart so blieb, nur macht sich die

gegenwärtige Regierung nun daran, diese weltliche Grundlage zu untergraben, die Gründer des Staates in Misskredit zu bringen und einen unverhohlen religiösen, mehrheitlich hinduistischen Staat zu formen.

Wenn die Gläubigen glauben, dass das, woran sie glauben, anderen Menschen, die nicht daran glauben, aufgezwungen werden muss, oder wenn sie glauben, dass Nichtgläubige am deftig oder humorvoll vorgebrachten Ausdruck ihres Unglaubens gehindert werden müssen, dann ist das ein Problem. Die Radikalisierung des Christentums in den USA hat dazu geführt, dass die Grundsatzentscheidung *Roe vs Wade* zum Schwangerschaftsabbruch gekippt und der Kampf um Abtreibung sowie das Recht der Frauen zur Selbstbestimmung wieder aufgeflammt ist. Wie oben schon angedeutet, hat die Radikalisierung des Hinduismus durch die gegenwärtige indische Regierung zu sektiererischen Spannungen und sogar zu Gewalt geführt. Und die Radikalisierung des Islams überall auf der Welt ist direkt für die Terrorregime der Taliban und der Ayatollahs verantwortlich, für die geknebelte Gesellschaft Saudi-Arabiens, für den Messerangriff auf Naguib Mahfouz, für die Unterdrückung der freien Meinungsäußerung sowie die der Frauen in vielen islamischen Staaten und, persönlich gesprochen, auch für das Attentat auf mich.

Vielen Menschen, egal ob liberal oder konservativ, fällt es schwer, Religion zu kritisieren, wenn sie darum gebeten werden. Träfen wir jedoch die einfache Unterscheidung zwischen privatem religiösem Glauben und öffentlicher, politisierter Ideologie, wäre es für uns leichter, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und freiheraus und unbesorgt über verletzte Befindlichkeiten zu reden. Im Privaten kann jeder glauben, was er will. In der rauen Welt der Politik und des öffentlichen Lebens darf keine Idee unangreifbar und gegen jede Kritik gefeit bleiben.

Alle Religionen kennen eine Schöpfungsgeschichte, einen Bericht über die Erschaffung der Welt durch einen oder mehrere übernatürliche Wesen. Und dies nun ist meine Schöpfungsgeschichte über die Religion selbst. Ich stelle mir vor, dass unsere Vorfahren vor langer Zeit, vor jedem wissenschaftlichen Verständnis des Universums, daran glaubten, unter einer Schüssel zu leben, durch deren Löcher das Himmelslicht hineinfiel – oder an ähnliche Geschichten –, und sich Antworten auf die großen existenziellen Fragen zusammenfantasierten – Wie sind wir hierhergekommen? Wie kam *hier* hierher? –, woraufhin sie das Konzept eines Himmelsgottes oder vieler Himmelsgötter entwickelten, eines väterlichen Schöpfers oder eines

Pantheons an Göttern. Als diese Vorfahren dann versuchten, ihre Überlegungen zu Recht und Unrecht, über angemessenes und unangemessenes Verhalten zu kodifizieren, warf dies weitere große Fragen auf. *Da wir hier sind, wie sollen wir nun leben?* Und so wurden aus den Himmelsgöttern, den Göttern Walhallas, den Kailash-Göttern zudem Moralapostel (auch wenn in den pantheistischen Religionen eine große Bandbreite von Gottheiten vorkommt, die sich nicht besonders vorbildlich benehmen, weshalb sie wohl kaum die besten moralischen Vorbilder abgeben). Lange habe ich diese hypothetische Vergangenheit für so etwas wie die Kindheit der menschlichen Rasse gehalten, in der unsere fernen Verwandten Götter brauchten, wie Kinder Eltern brauchen, die ihnen ihre Existenz erklären, Regeln aufstellen und Grenzen setzen, innerhalb derer sie aufwachsen können. Es kommt jedoch die Zeit, da müssen wir erwachsen werden – zumindest sollten wir das, ist doch für viele Menschen diese Zeit noch nicht angebrochen. Ich könnte an dieser Stelle den heiligen Paulus, 1. Korinther 13,11, zitieren: »Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war.« Wir brauchen die elterlichen Autoritätspersonen eines Schöpfergottes, einer Schöpfergöttin oder vieler Schöpfergötter nicht länger, die uns das Universum oder unsere eigene Entwicklung erklären. Und wir – oder vielleicht sollte ich hier bescheidenerweise »ich« sagen –, ich brauche keine zehn Gebote, keine Päpste oder Gottesmänner irgendwelcher Art, die mir Moralgebote erlassen. Ich habe mein eigenes ethisches Empfinden, besten Dank auch. Gott hat uns nicht die Moral verkündet, vielmehr haben wir Gott unsere eigenen moralischen Instinkte verliehen.

Eines möchte ich noch anmerken, was ich zuvor noch nicht gesagt habe. Auch wenn mich die muslimische Gedankenwelt und Kunst stark beeinflusst haben (etwa durch den zur Zeit des Mogulenherrschers Akbar geschaffenen Bilderzyklus des *Hamzamanas* oder das *Mantiq ut-Tair* (»Die Konferenz der Vögel«), jenes mystisch-epische Gedicht von Fariduddin Attar, das so etwas wie die islamische Version von John Bunyans *Pilgerreise* ist, sowie durch die liberale Philosophie des spanisch-arabischen Denkers und aristotelischen Gelehrten Averroes oder Ibn Ruschd, nach dem mein Vater unsere Familie benannt hat), habe ich doch eingesehen, dass mich die christliche Welt in stärkerem Maße beeinflusst hat, als mir bewusst gewesen war. Zum einen liebe ich die Musik. Viele Hymnen habe ich auf immer im Kopf, und bis

heute kann ich »Adeste fideles« vollständig auf Latein singen. Mit Vergnügen erinnere ich mich an die Zeit, als in Rugby das gesamte Internat an einer Aufführung von Händels *Messias* in William Butterfields neogotischer Schulkapelle aus rotem Ziegelstein teilnahm, und ich herzhaft das Halleluja mitsang. Ich kann auch nicht vergessen, wie wunderbar die Stimmen des Chors in der Kapelle des King's College klangen, die ich schon immer für eines der schönsten Gebäude Englands gehalten habe, Melodien, die für mich wie leichter Nebel über den Rasen und Höfen meiner Universitätsstadt liegen. Und nicht nur habe ich gerade aus dem ersten Korintherbrief des heiligen Paulus zitiert; ich habe daraus auch schon früher im Buch zitiert, ohne darauf zu verweisen, als ich davon sprach, in einen dunklen Spiegel zu schauen (ein indirektes Zitat aus dem ersten Korintherbrief, 13,12). Ehrlich gesagt, die Sprache der King-James-Bibel oder ihrer *Authorized Version* kommt mir oft über die Lippen. Seit ich P. G. Wodehouses *Ohne mich, Jeeves* gelesen habe, dieses komische Meisterwerk mit Jeeves und Bertie, mag ich den 30. Psalm (»Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens ist Freude.«). Und was wäre nicht alles über Leonardo da Vinci und Michelangelo und über all die anderen zu sagen? Vor einigen Jahren waren Eliza und ich in der Sixtinischen Kapelle und schauten zur Decke hoch, hinter uns die mahnend murmelnden Wachposten: *Silenzio, no foto*. Die Schönheit überwältigte mich, doch dem rebellischen Atheisten in mir gelang es trotzdem, mehr als nur ein Foto zu schießen.

Also ja, christliche Kunst, Architektur, Musik, gar das Alte Testament durchdringen mich so tief wie ihre muslimischen und hinduistischen Pendants. (*Victory City* ist ähnlich stark von hinduistischen Narrativen beeinflusst wie damals *Mitternachtskinder*). Trotzdem bin ich kein Gläubiger. Meine Gottlosigkeit bleibt intakt. Und daran wird sich auch in meinem zweiten Leben nichts ändern.

*

Am 7. Januar 1938, als mit Ausnahme von *Mehr Prügel als Flügel* all seine größeren Werke noch ungeschrieben waren und er an seinem Roman *Murphy* arbeitete, ging Samuel Beckett vom Kino nach Hause, als ihm auf der Avenue de la Porte d'Orléans ein Zuhälter namens Prudent in den Weg trat und Geld verlangte. Beckett schubste Prudent beiseite, woraufhin der

Zuhälter ein Messer zückte und dem Autor in die Brust stach, haarscharf am linken Lungenflügel und am Herz vorbei. Der schwer blutende Beckett wurde ins nächste Krankenhaus gebracht, ins Hôpital Broussais. Er hat nur knapp überlebt. James Joyce zahlte für ein Einzelzimmer.

Als ich davon las – nach Mahfouz noch ein Unsterblicher der Literatur, noch ein Messerattentat –, begann ich, mich selbst zu beschimpfen. Was sollte das, war das ein Klub? Versuchte ich, mich mit den Geistern dieser verwundeten Riesen zu umgeben? Das war dumm, ich sollte damit aufhören.

Dann las ich, dass Beckett nach der Entlassung aus dem Krankenhaus dem Prozess gegen den Zuhälter beiwohnte, Prudent im Gerichtssaal getroffen und ihn gefragt hatte, warum er das gemacht habe. Die Erwiderung des Zuhälters: *»Je ne sais pas, monsieur. Je m'excuse.«* Ich weiß nicht, Monsieur. Es tut mir leid. Nicht gerade eine vielsagende Antwort, aber als ich sie las, merkte ich, dass ich, wie Beckett, meinem Attentäter auch ins Gesicht sehen und mit ihm reden wollte.

Soweit ich wusste, plädierte A. noch immer auf unschuldig. Wenn sich das nicht änderte, würde es ein Hauptverfahren geben, und Nic, mein Anwalt, sagte, ich würde vermutlich persönlich vor Gericht erscheinen und meine Aussage machen müssen.

»Ist meine Anwesenheit unbedingt erforderlich?«, fragte ich. »Geht das nicht online?«

»Wäre ich der Staatsanwalt«, sagte Nic, »würde ich Sie im Gericht sehen wollen. Die Anwesenheit des Opfers kann ziemlich wirkungsvoll sein.«

Na schön, dachte ich. *Ich bin dazu bereit.*

Nic versprach, bei der Staatsanwaltschaft nachzufragen, wie man mit der Anklage wegen versuchten Mordes und schwerer Körperverletzung vorankomme, aber auch beim FBI, da er herausfinden wollte, wie es um das Bemühen der Sicherheitsbehörde stand, den Fall um eine Anklage wegen Terrorismus zu erweitern. Also gut, dachte ich. Wenn Samuel Beckett sich vor Gericht seinem Zuhälter stellen konnte, werde ich meinem verdammt noch mal doch wohl auch gegenübertreten können.

*

Ich willigte ein, für die Übersetzung von *Victory City* in die drei wichtigsten europäischen Sprachen jeweils ein Interview zu geben. Es würden Zoom-

Gespräche mit Eduardo Lago von *El Pais* werden, mit Maurizio Molinari von *La Repubblica* und Adam Soboczynski von *Die Zeit*. Dann aber hatte die *Zeit* die Idee, Eliza zu bitten, ein Foto von mir zu machen, das man mit dem Interview veröffentlichen wollte. Eliza willigte gern ein. An einem Sonntag Anfang April, dem ersten richtigen Frühlingstag, gingen wir zum Reservoir im Central Park, in dem überall schon die Kirschen blühten. Jogger waren unterwegs, Walker, Musiker, auf dem Wasser Ruderboote, auf dem Rasen lagen Leute; die Stadt genoss den schönen Tag.

Eine Kamera weckt Aufmerksamkeit, man will wissen, auf wen sie sich richtet; und so wurde ich an diesem Nachmittag von vielen Menschen erkannt. Es tat gut, zu sehen, wie wohlwollend, geradezu freudig dieses Erkennen war. New Yorker verstehen sich darauf, nicht so zudringlich zu wirken. Sie winken beim Joggen, ein schnelles, breites Lächeln, dann weiter mit dem eigenen Leben, kurz beide Daumen hochgereckt oder einige frohe, aufmunternde Worte zugerufen. Sie bleiben nicht stehen. Sie nerven nicht. Sie ziehen weiter. Ich liebte es, hier in diesem Park bei meinen Mitbürgerinnen und Mitbürgern zu sein und mit ihnen auf ihre eigene Weise das Leben zu feiern. Eliza fotografierte mich umkränzt von Blüten. Das Bild wurde ein Erfolg, erschien erst in der *Zeit* und – da es von vielen Zeitungen übernommen wurde – auch in anderen Ländern Europas. Es war ein sehr emotionales Foto, denn es gab Liebe auf beiden Seiten der Kamera. Es war ein Bild der Liebe.

Dann kam unser Jahrestag. Der 1. Mai, sechs Jahre seit meinem Zusammenprall mit der Schiebetür. Maitag, Mayday, *aidez-moi*, helft mir, das internationale Notsignal. Eliza war mir auf jener Dachterrasse zu Hilfe gekommen; so lernten wir uns kennen. Und sie war geblieben und hatte mein Leben zum Besseren verändert. Und jetzt war sie dabei, mich aufs Neue zu retten. Wir gingen in eines unserer Lieblingslokale, ein französisches Restaurant in Tribeca, und stießen auf uns an.

*

Anwalt Nic (jung, dynamisch, smart und verdammt gut in seinem Job) hielt es für wahrscheinlich, dass A. seine Aussage ändern und auf schuldig plädieren würde, um einen Deal aushandeln zu können.

Tja, offenbar dringt die Realität langsam zu ihm durch, dachte ich.

Vielleicht begreift er endlich, dass es über tausend Zeugen für seine Tat gibt.

»Eines ist allerdings ungewöhnlich«, sagte Nic. »Wenn ein Bundesverfahren eingeleitet wird, entfällt normalerweise das staatliche Verfahren. Wie es aber aussieht, werden beide Fälle parallel geführt, sowohl die Staatsklage wie die neue Bundesklage.«

»Und er lässt sich bei beiden Klagen vielleicht darauf ein, sich schuldig zu bekennen?«

»Ich bin mir sicher, dass seine Anwälte eine umfassende Regelung anstreben und beide Fälle zusammen behandeln wollen. Allerdings gibt es da noch einiges, was ich klären muss. Das Staatsverfahren kennen wir im Großen und Ganzen: versuchter Mord und schwere Körperverletzung. Die Bundesklage wird wohl auf Terrorismus lauten – massive Unterstützung einer bekannten terroristischen Vereinigung oder wie auch immer der genaue juristische Wortlaut sein wird. Plädiert er in allen Punkten auf schuldig, würde er von beiden Gerichten verurteilt und müsste zwei Strafen absitzen, eine nach der anderen.«

»Und wie lang muss er dann ungefähr ins Gefängnis?«

»Das lässt sich nicht genau sagen. Falls es aber so kommt, dürfte er grob geschätzt irgendwas zwischen dreißig und vierzig Jahre absitzen.«

Ich dachte: *In vierzig Jahren bin ich hundertsechzehn. Damit kann ich leben*.

Ich fragte: »Und was ist mit vorzeitiger Entlassung? Was, wenn er wegen guter Führung früher rauskommt? Dieser Mann ist noch jung. Ich will nicht, dass er als Vierzigjähriger auf der Straße rumläuft und nach mir sucht.«

Nic sagte: »Bei einer Verurteilung durch das Bundesgericht gibt es keine vorzeitige Entlassung. Er muss seine Zeit absitzen. Im äußersten Fall könnte ihm wegen guter Führung fünfzehn bis zwanzig Prozent seiner Strafe erlassen werden. Sollte man ihn also zu zwanzig Jahren verurteilen, müsste er auf jeden Fall siebzehn davon absitzen. Und wenn ihn das Staatsgericht zu weiteren zwanzig verurteilt, sind das für ihn vermutlich weitere siebzehn. Genauer lässt sich das kaum sagen, da die Richter in beiden Fällen bei der Strafbemessung einigen Spielraum haben.«

»Ich verstehe. Es fällt schwer, sich zufriedenzugeben, wenn die Aussichten so vage sind und wir nicht einmal wissen, ob er wirklich auf schuldig plädiert. Ich will nur noch sagen, dass ich in den acht Monaten seit dem Attentat kein Wort des Bedauerns von ihm ober seinen Anwälten gehört habe. Das macht ihn in meinen Augen zu einem gefährlichen Mann.«

»Verstanden.«

»Was ist, wenn es im Strafverfahren zu einer Verständigung kommt und mir nicht gefällt, was vereinbart wird?«

»Nun, Sie haben kein Vetorecht, aber Sie haben als Opfer das Recht, zu erfahren, was verhandelt und worauf man sich einigen wird oder geeinigt hat; und Sie haben natürlich auch das Recht, Ihre Meinung zu äußern, so klar und deutlich Sie nur wollen.«

»Was uns einen gewissen Einfluss verschaffen könnte.«

»Vielleicht. Ein bisschen zumindest.«

»Und wann wird das alles passieren? Und wo?«

»Die Staatsklage wird vor dem Landesgericht in Chautauqua verhandelt, die Bundesklage in Buffalo.«

»Und ungefähr zur selben Zeit?«

»Nein, die Prozesse dürften in einigem zeitlichem Abstand zueinander stattfinden. Und in jedem einzelnen Fall wird auch einige Zeit zwischen Schuldgeständnis und Verurteilung vergehen.«

»Wie lange?«

»Das könnte Monate dauern. Vielleicht bis Mitte nächsten Jahres.«

»Mein Gott, geht das nicht schneller?«

Als ich auflegte, dachte ich: *Vielleicht wird es meinen »Samuel-Beckett-Moment« tatsächlich geben. Der Tag könnte kommen.*

*

Die PEN-Gala 2023, auf der ich den Centenary Courage Award erhalten sollte, war für mich von besonderer Bedeutung. Mit dem PEN America verband mich eine enge und lang zurückreichende Beziehung, da ich sein ehemaliger Präsident und Mitbegründer des PEN World Voices Festival war. Jahrzehntelang hatten wir gemeinsam den guten Kampf gekämpft. Nur leider war der Kampf nicht immer gut, war oft nur bloßes Gezänk gewesen. Ich konnte nicht vergessen, dass acht Jahre zuvor, als ebendieser Preis für persönlichen Mut an die ermordeten Cartoonisten der französischen Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* vergeben werden sollte, eine erschreckende Anzahl prominenter Schriftstellerinnen und Schriftsteller dagegen gewesen war, weil *Charlie Hebdo* seinen Spott gelegentlich gegen den Islam gerichtet hatte. Über die römisch-katholische Kirche und Israel hatte sich die

Zeitschrift weit häufiger lustig gemacht und die französische Regierung oft mit beißendem Hohn bedacht, dennoch nannten diese literarischen Eminenzen die Zeitschrift nun islamophob und allzu staatstreu, auch wenn einige von ihnen bekannten, nie ein Exemplar in der Hand gehalten zu haben und auch kein Französisch zu können. Es war ein erbitterter Streit. Freundschaften gingen in die Brüche, auch einige von meinen, denn ich dachte und denke immer noch, dass es zumindest auf eine verwirrte Moral hindeutet, wenn man sich nicht mit Kollegen solidarisiert, die wegen einiger gezeichneter Bilder von islamistischen Terroristen abgeschlachtet worden waren. Ich fragte mich unwillkürlich, was die Anti-Charlie-Clique davon hielt, dass dieser Preis nun an mich vergeben wurde. Vielleicht waren sie damit auch nicht einverstanden. Ich weiß es nicht. Seit mehreren Jahren hat keiner von ihnen mehr Kontakt mit mir aufgenommen. Und meines Wissens hat auch keiner von ihnen etwas zu dem Attentat auf mich oder zu meinem PEN-Preis gesagt.

All das verlieh dem PEN-Abend ein wenig Hintergrundpikanterie, doch lag darauf nicht mein eigentliches Augenmerk. Es war für mich ein fröhlicher Abend, da ich das Gefühl hatte, endlich zurück in der Welt der Schriftsteller und wieder unter denen zu sein, die so etwas wie »meinem Volk« noch am nächsten kamen. Es freute mich über die Maßen, im Natural History Museum zu sein, unter dem Wal, zusammen mit Freunden. Es war ein weiterer Schritt zurück in die Welt – der größte bislang.

In meiner Rede sprach ich all jenen meinen Dank aus, die in Chautauqua zu meiner Rettung herbeigeeilt waren. »Ich war an diesem Tag das Ziel, Sie aber waren die Helden.« Ich redete darüber, wie wichtig der PEN war »zu dieser Zeit, in der nicht nur Autoren, sondern auch Bücher und Büchereien weithin unter Druck geraten«. Und ich schloss meine Bemerkungen mit Worten, die, ein wenig zu meiner eigenen Überraschung, einen alten marxistischen Slogan anklingen ließen: »Wir dürfen uns von Terror nicht terrorisieren lassen. Gewalt darf uns nicht vom Weg abbringen. *La lutte continue*. Der Kampf geht weiter.«

(Nein, Philip, sprach ich stumm zum großen Mr. Roth. Der Kampf ist nicht vorbei. Behalte deinen Post-it).

*

Die PEN-Gala war ein Abend großer Zuversicht, und wir waren alle guter Dinge, die Nachrichten von unseren Freunden aber klangen alles andere als tröstlich. Martin war in Florida eingeäschert worden, und Isabel wusste nicht, was sie mit sich anfangen sollte. Hanif vermochte seine Glieder wieder ein wenig zu bewegen, nicht aber die Hände. Er hoffte sehnsüchtig darauf, nach England zurückkehren zu können, aber das Physio-Zentrum, in das er wollte, hatte kein Zimmer frei. Paul hatte einen Atemtest nicht geschafft, und so konnte man ihn nicht operieren, um die befallenen Lungenteile zu entfernen. Jetzt guter Laune zu sein, kam mir geradezu unanständig vor.

Einige Tage später hörte ich erneut, dass A. sich vielleicht auf eine Verständigung im Strafverfahren einlassen würde. Und dass ein hypothetisches Strafmaß von dreißig bis vierzig Jahren durchaus realistisch war. Nichts aber war gewiss.

Es blieb nichts anderes übrig, als zu warten.

9 Raymond Carver: Ein neuer Pfad zum Wasserfall. Gedichte. Dt. v. Helmut Frielinghaus. Frankfurt a. M. 2013.
10 James Baldwin: Das Gesicht der Macht bleibt weiß. Dt. von Günter Panske.Hamburg 1993.

8
ABSCHLUSS?

Also wartete ich. Der Frühling ging in den Sommer über, und der Sommer 2023 war, als stünde die Erde selbst in Flammen. Feuer in Kanada färbten den Himmel über New York orangerot und verpesteten die Luft. In Las Vegas wurden Hitzerekorde gebrochen, und in der sengenden Glut des Death Valley starben Menschen. Ich musste an *Der Tag, an dem die Erde Feuer fing* denken, einen Sci-Fi-Film von 1961, in dem durch menschliches Tun die Erde aus der Bahn gerät und in die Sonne stürzt. Die B-Movies von gestern liefern die Schlagzeilen von heute. *Erde in unbekanntem Gewässer*, verkündete die BBC, und es sei so heiß, dass Fische im Meer gekocht würden.

Warten heißt nachdenken, und wer lange nachdenkt, ändert oft seine Meinung. Meine Wut verrauchte. Angesichts der Wut des Planeten schien sie mir banal. Ein Jahr war seit dem Attentat vergangen, und an diesem ungeliebten Jahrestag verstand ich, dass mir dreierlei geholfen hatte, mich mit dem Geschehenen abzufinden. Zum Ersten der Lauf der Zeit. Zeit mag nicht alle Wunden heilen, aber sie betäubt den Schmerz, und die Albträume verschwanden. Zum Zweiten meine Therapie. Die Stunden mit Dr. Justin Richardson, meinem Therapeuten, hatten mir mehr geholfen, als ich es in Worte zu fassen vermag. Und drittens die Arbeit an diesem Buch. All das führte für mich nicht zu einem inneren »Abschluss«, was immer das sein mag und falls es überhaupt möglich war, aber es bewirkte, dass das Attentat nicht länger so schwer auf mir lastete wie zuvor. Was wiederum dazu führte, dass ich mir nicht mehr sicher war, ob ich A. vor Gericht wirklich persönlich gegenübertreten wollte. Mein »Samuel-Beckett-Moment« schien mir nicht länger wichtig.

Die Rechtsprechung nahm ihren quälend langsamen Lauf. Wochen vergingen, und man hatte mir immer noch nicht definitiv gesagt, wann der Fall vors Staats- oder vors Bundesgericht kam. Schließlich hieß es, für August sei ein »Huntley hearing« angesetzt worden, eine Anhörung also, bei der festgestellt werden sollte, ob das Gericht die Staatsanwaltschaft daran hindern würde, vom Angeklagten zum Zeitpunkt seiner Verhaftung gemachte Aussagen bei einem Prozess gegen ihn zu verwenden. Würde A.s Anwalt, ein

Pflichtverteidiger, nicht vermeiden wollen, dass das (hochgradig selbstbelastende) Interview mit der *New York Post* als Beweismittel zugelassen wurde? Wie auch immer, während der Anhörung verzichtete der Anwalt jedenfalls darauf, irgendwelche Zeugen aufzurufen oder Beweismittel zugunsten seines Klienten vorzulegen. Zachary Colbin, jener Polizist, der A. verhaftet hatte, sagte aus. Eine Lokalzeitung berichtete, A. habe Colbin gegenüber gestanden, er habe vor der Tat eine Tasche in der Nähe der Bühne versteckt. Daraufhin hatte Colbin gefragt, ob in der Tasche eine Bombe sei, was A. verneinte – er habe bloß Messer mitgebracht. Man fand die Tasche, durchsuchte sie und bestätigte, dass sie Messer enthielt. Das war nun wirklich seltsam. Auch nur eine einzige Waffe ins Auditorium zu bringen, war höchst riskant. Mehrere Waffen umso riskanter. Hatte er nicht befürchtet, dass man seine Tasche durchsuchen könnte? Und wie viele Messer hatte er mitgebracht? Wollte er mehr als ein Messer benutzen? Und war es ihm schwergefallen, sich für eines zu entscheiden? War es ein spontaner Entschluss? Oder hatte er die Tatwaffe zufällig ausgewählt, frei nach der Devise »Ist jetzt auch egal«? Hatte er vorgehabt, die Messer im Publikum zu verteilen und die Leute aufzufordern, sich am Attentat zu beteiligen? Ich hatte keine Antworten auf diese Fragen. Es fielen bei der Anhörung keine Entscheidungen zugunsten des Angeklagten. Die Staatsanwaltschaft meinte, es komme nun zu einem Prozess, der an einem noch zu benennenden Tag im Jahr 2024 stattfinden würde.

Ich fragte Nic: »Heißt das, es gibt kein Schuldeingeständnis und es kommt stattdessen zu einem vollumfänglichen Prozess?«

»Vielleicht nicht«, mutmaßte Nic. »Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Mr. A. noch begreifen, in welcher Lage er sich befindet, und dann vor beiden Gerichten auf schuldig bekennen.«

Na gut, dachte ich. Falls nötig, würde ich natürlich hinfahren und meine Aussage machen. Inzwischen aber fühlte es sich wie meine bürgerliche Pflicht an, nicht länger wie ein Bedürfnis, das ich unbedingt befriedigen wollte.

Warum hatte sich meine Meinung geändert? Warum war mir mein »Samuel-Beckett-Moment« nun offenbar nicht mehr so wichtig wie noch vor gar nicht langer Zeit? Fraglos mangelte es der Vorstellung »Opfer eines Mordanschlags trifft den Mann, der ihn umbringen wollte« nicht an einer gewissen Dramatik. Und mir würde sicher auch etwas einfallen, was ich dem gescheiterten Attentäter zu sagen hatte. War der pure Surrealismus einer

solchen Szene nicht ungemein verlockend für den Autor so vieler surrealistischer Szenen? Könnte mir die Begegnung nicht auch guttun?

Die Antwort fiel eindeutig aus. Je mehr Schritte ich in Richtung eines »gewöhnlichen« oder auch »realen« Lebens unternahm, desto weniger behagte mir das »Außergewöhnliche« oder »Irreale«. Jetzt war wichtig *weiterzumachen*, das nächste Kapitel im Buch des Lebens zu schreiben. Das Attentat kam mir dagegen wie ein auf früheren Seiten verschütteter, großer roter Tintenklecks vor. Hässlich, gewiss, aber deshalb war das Buch nicht ruiniert. Man konnte umblättern und weitermachen.

Ich entschied, sollte ich letzten Endes doch vor Gericht erscheinen und aussagen müssen, würde ich ihm etwa Folgendes mitteilen:

Hier stehen wir jetzt: der Mann, der es nicht geschafft hat, einen unbewaffneten, fünfundsiebzig Jahre alten Schriftsteller zu töten, sowie der inzwischen sechsundsiebzigjähre Schriftsteller, den er nicht töten konnte. Ein wenig zu meiner eigenen Überraschung merke ich nun, dass ich Ihnen kaum etwas zu sagen habe. Unsere Leben haben sich kurz berührt und gingen dann wieder auseinander. Meines hat sich seit jenem Tag gebessert, Ihres verschlechtert. Sie haben viel riskiert und verloren. Ich war es, der Glück gehabt hat.

Menschen, die Sie gut zu kennen meinten, beschrieben Sie als einen Mann, der niemandem etwas zuleide tun kann. Sie haben Sie offenbar nicht so gut gekannt, wie sie glaubten. Jetzt stehen Sie wegen versuchten Mordes vor Gericht, als Attentäter, ein inkompetenter noch dazu. Sie haben Ihre wahre Natur verschwiegen, aber Sie werden nie wieder jemanden täuschen können. Von jetzt an stehen Sie nackt vor der Welt.

Vielleicht werden Sie in den Jahrzehnten der Haft, die nun vor Ihnen liegen, an Einsicht gewinnen und verstehen lernen, dass Sie etwas Falsches getan haben. Aber wissen Sie, was? Das interessiert mich nicht. Ja, ich denke, um Ihnen das zu sagen, bin ich hierher ins Gericht gekommen. Sie interessieren mich nicht,

und auch die Ideologie interessiert mich nicht, die Sie zu repräsentieren behaupten und so erbärmlich repräsentieren. Ich habe mein Leben, meine Arbeit, und es gibt Menschen, die mich lieben. Das interessiert mich, das ist mir wichtig.

Sie sind gewaltsam und zerstörerisch in mein Leben eingedrungen, aber ich habe mein Leben wiederaufgenommen, und es ist ein Leben voller Liebe. Ich weiß nicht, wie Sie Ihre Tage in der Haft ausfüllen werden, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass Liebe dabei keine große Rolle spielen wird. Und falls ich in Zukunft je an Sie denken werde, dann mit einem abschätzigen Achselzucken. Ich vergebe Ihnen nicht, aber ich verweigere Ihnen meine Vergebung auch nicht. Sie sind mir schlicht zu unbedeutend. Und zu unbedeutend werden Sie von jetzt an auch für alle anderen sein. Ich bin froh, dass ich mein Leben und nicht Ihres habe. Und mein Leben wird weitergehen.

*

Ich musste unwillkürlich an mein verlorenes Auge denken. Auch wenn ich mein Schicksal inzwischen gelassener hinnahm, hatte ich mich noch nicht damit abgefunden. Als ich mit David Remnick vom *New Yorker* sprach, sagte ich, dass ich *dieses* Buch, anders als mein autobiografisches Buch *Joseph Anton*, nicht in der dritten Person schreiben könne, denn wenn fünfzehnmal auf einen eingestochen wurde, fühlt sich das definitiv nach erster Person an. *Knife* ist folglich eine »Ich-Geschichte«, eine »I-story«, und zugleich, sagte ich mir, ist es eine »eye-story«, eine Augengeschichte. Andere Augengeschichten fielen mir ein, E. T. A. Hoffmanns grauenerregender Sandmann (eine ganz andere Figur als Neil Gaimans Sandmann Dream), der Menschen Hände voll Sand in die Augen streut und ihnen dann die blutenden Augen aus dem Kopf stiehlt. Bei der Lektüre von Hoffmanns Erzählung begriff ich, dass ich nicht der einzige Mensch war, für den es nichts Schlimmeres auf der Welt gab, als blind zu sein.

In José Saramagos Roman *Die Stadt der Blinden* wird eine namenlose Stadt von einer Epidemie der Erblindung heimgesucht, woraufhin die soziale

Ordnung zerfällt und zusammenbricht; Gewalt, Hunger, Krankheiten und Terror sind die Folge. Als ich den Roman vor Jahren las, fand ich ihn sehr beeindruckend, war vom Schluss aber enttäuscht, denn die Massenblindheit endet so abrupt und unerklärlich, wie sie begonnen hatte; eines Tages können alle wieder sehen. Ähnliche Vorbehalte hatte ich gegen das Ende eines weiteren berühmten Romans über eine Masseninfektion, Albert Camus' *Die Pest*, in dem die titelgebende Seuche nach Jahren auch einfach verebbt. In meinem neuen einäugigen Zustand fand ich dieses Ende noch unbefriedigender als früher. Jene unter uns, die blind sind – oder, wie in meinem Fall, halb erblindet –, wissen nur zu gut, dass Blindheit nicht einfach wieder vergeht.

Und dann war da Odin, der ein Auge dafür opferte, aus jener Quelle trinken zu dürfen, die ihm göttliche Weisheit und absolutes Wissen verlieh. Und da war der von Odysseus geblendete Zyklop Polyphem … Mit frischem Interesse las ich all diese Augengeschichten aufs Neue, und obwohl ich Capri, die Insel des Zyklopen, liebte, fiel es mir doch schwer, mich mit einem menschenfressenden monokularen Riesen zu identifizieren. Auch wenn uns der Verlust eines Auges einte.

Trost und sogar Inspiration fand ich letztlich nicht in Romanen oder Mythen, sondern im Kricket und der wahren Geschichte des Nawab von Pataudi. Alle Kricket-Fans – zumindest alle indischen Anhänger dieser Disziplin – kennen Mansur Ali Khan, genannt »Tiger«, manchen in England auch als »der Noob« bekannt, der Nawab oder Herrscher des winzigen Fürstentums Pataudi. Mansur Ali Khan, der zu den größten Stars dieser Sportart zählte, war ein Schlagmann mit echtem Flair, Mannschaftskapitän und eine überaus glamouröse Persönlichkeit, verheiratet mit der Schauspielerin Sharmila Tagore und Vater von Saif und Soha Ali Khan, beide ebenfalls Schauspieler. Wenige Monate bevor seine illustre und internationale Sportkarriere begann, verlor er mit kaum zwanzig Jahren bei einem Autounfall ein Auge. Schwer vorstellbar, dass ein einäugiger Schlagmann, und sei er noch so begabt, auch nur die geringste Chance gegen die berüchtigt schnellen Würfe eines Wes Hall und Charlie Griffith aus der Karibik, der nächsten Gegner der indischen Mannschaft, haben sollte. Trotzdem hat er gespielt, und er hat gut gespielt und wurde Mannschaftskapitän – damals der jüngste Spieler, der je Mannschaftskapitän eines Kricket spielenden Landes geworden war –, und so begann seine ruhmreiche Karriere. Ich beschloss, mir den Tiger als Vorbild zu nehmen.

Wenn er die brutal schnellen Würfe von Hall und Griffith kontern konnte, sollte ich doch in der Lage sei, mir ein Glas Wasser einzuschenken, ohne einen Tropfen zu verschütten, auf dem Gehweg zu laufen, ohne andere Fußgänger anzurempeln, und mich ganz allgemein als Einäugiger in einer zweiäugigen Welt behaupten können.

*

Wer bin ich? Bin ich noch derselbe Mensch, der am 11. August war? Oder bin ich ein anderer? In gewisser Hinsicht habe ich mich augenscheinlich verändert. Am 11. August hätte ich niemals einen Sportler als Vorbild gewählt, egal wie begabt. Und wahr ist auch, dass andere glauben, ich hätte mich verändert. Sie fragen: Wie sollte, was passiert ist, dein Schreiben denn *nicht* beeinflussen? Einer der Fragenden verglich mich mit Nietzsche – ausgerechnet! –, denn als der unter Kurzsichtigkeit zu leiden begann, hatte er behauptet, sein Schreiben habe sich verändert. Man ging davon aus, dass sich meines auch ändern würde, sowohl ästhetisch wie auch in der Substanz. Als dies mir gegenüber behauptet wurde, fiel meine Reaktion heftig aus. Ich sagte: »Ich glaube, es hat, es sollte und es wird mein Schreiben nicht im Geringsten beeinflussen. Stil, Form und Sprache eines jeden Schreibprojektes, ob Roman oder Sachbuch, wird allein von den Erfordernissen dieses Projektes bestimmt und kann von Buch zu Buch variieren, von barocker Fülle hin zum kargen, knappen Stil … Ich sehe nicht, dass ein Akt der Gewalt, wie ich ihn erleben musste, irgendwas zur Kunst beizutragen hätte.« Während ich dies sagte, fiel mir etwas anderes ein, das ich vor dem 12. August öfter eingewendet hatte: »Stellen Sie sich vor, Sie wüssten nichts über mich, seien vielleicht gerade von einem fremden Planeten gekommen, hätten meine Bücher zum Lesen erhalten und nie zuvor meinen Namen, irgendwas über mein Leben oder über den Angriff von 1989 auf *Die Satanischen Verse* gehört. Wenn Sie dann meine Bücher in chronologischer Reihenfolge läsen, glaube ich nicht, dass Sie irgendwann denken würden: *1989 muss was Katastrophales im Leben dieses Schriftstellers passiert sein.* Die Bücher begeben sich auf ihre ganz eigene Reise.« Ich erinnere mich, dass ich damals dachte, die Fatwa könnte mich auf zweierlei Weise aus der Bahn werfen und als Künstler vernichten: Indem ich anfing, »verängstigte« Bücher zu schreiben, oder indem ich anfing,

»Rachebücher« zu schreiben. Beide Optionen wären das Ende meiner Individualität, meiner Unabhängigkeit, und würden mich zu kaum mehr als einer Kreatur dieses Angriffs machen. Er nähme mich gefangen, und ich wäre nicht länger ich selbst. Die einzige Möglichkeit, die einzige Perspektive, als Künstler zu überleben, bestand darin, zu begreifen, welchen literarischen Weg ich eingeschlagen hatte, und diesen selbst gewählten Weg zu akzeptieren und ihm weiterhin zu folgen. Das hatte einiger Willenskraft bedurft. Und jetzt wurde mir erneut diese Frage gestellt. Wer war ich? Und konnte ich mir selbst treu bleiben?

Viele Schriftstellerinnen und Schriftsteller waren sich einer Kluft zwischen ihrem öffentlichen und ihrem privaten Selbst bewusst. Vor langer Zeit saß ich in Berlin in einem Café Unter den Linden und trank Kaffee mit Günter Grass, der mir erzählte: »Manchmal glaube ich, zwei Menschen zu sein, Günter und Grass. Günter ist der Mann meiner Frau, der Vater meiner Kinder, der Freund meiner Freunde, und er wohnt zu Hause. Grass ist irgendwo da draußen in der Welt, randaliert und macht Ärger.« Und dann gibt es noch diesen berühmten Text von Luis Borges, »Borges und ich«, in dem er schreibt: »Dem anderen, Borges, passiert immer alles (…) Ich muss in Borges bleiben, nicht in mir (falls ich überhaupt jemand bin), aber ich erkenne mich in seinen Büchern weniger wieder als in vielen anderen oder im beflissenen Gezupf einer Gitarre (…) Ich weiß nicht, wer von beiden diese Seite schreibt.« **11** Und in einem extremen, aber verwandten Fall entdeckt Graham Greene, dass er einen Doppelgänger hat, ein Alter Ego, das sich in ähnlichem Milieu bewegt und behauptet, der wahre Graham Greene zu sein. Der echte Greene erhielt Nachrichten von unbekannten Frauen, die von romantischen Begegnungen erzählten, oder er sah in den Zeitungen Fotos von diesem anderen Green an Orten, an denen er nicht gewesen war, als diese Aufnahmen gemacht wurden. In Chile wurde er einmal beschuldigt, der falsche Graham Greene zu sein. Der echte Greene und dieser andere haben sich nie getroffen, aber einmal, so die Geschichte, checkte Greene in ein Hotel ein und musste feststellen, dass der andere Graham Greene gerade erst ausgecheckt hatte.

Schon seit 1989 wird mir unwohl bei dem Gedanken an die anderen Rushdies, die sich draußen in der Welt herumtreiben. Auch ich bin beides, »Salman« und »Rushdie«. Es gibt Rushdie, den Dämon, der, wie ich gestehen muss, von vielen Muslimen erfunden wurde – und das ist jener Rushdie, von dem A. glaubte, ihn wolle er töten. Es gibt den arroganten, egoistischen

Rushdie, seinerzeit geschaffen von der britischen Regenbogenpresse (dieser rückt gegenwärtig offenbar in den Hintergrund). Dann ist da noch der Partylöwe Rushdie. Und seit dem 12. August gibt es außerdem den »guten Rushdie«, den man sich sympathisch vorstellt, den Beinahe-Märtyrer, eine Ikone der freien Meinungsäußerung, aber auch der hat etwas mit all den »üblen Rushdies« gemein: Es verbindet ihn nämlich nur wenig mit dem Salman, der zu Hause hockt, der Ehemann seiner Frau, der Vater seiner Söhne, der Freund seiner Freunde, der sich bemüht, mit dem klarzukommen, was ihm passiert ist, und der immer noch Bücher zu schreiben versucht. Sie alle aber lenken das Interesse von den Büchern ab, machen es in gewisser Weise sogar *unnötig*, die Bücher selbst zu lesen. Und das ist meiner Ansicht nach der größte Schaden, den ich erlitten habe, ob vor dem 12. August oder eben wegen dieses Tages. Ich bin ein schräger Vogel, für die Missgeschicke in meinem Leben berühmter als für meine Bücher. Die korrekte Antwort auf die Frage: »*Wie wird dies Ihr Schreiben beeinflussen?*« lautet also: Es wird sich darauf auswirken, wie meine Bücher gelesen werden. Oder nicht gelesen werden. Oder beides.

Wie auch immer, ich muss mich damit abfinden, dass ich beides bin, sowohl »Salman« als auch »Rushdie«, damit ich den für das Erschaffen fiktiver Welten nötigen Optimismus, aber auch die Hoffnung behalte, dass meine Romane weiterhin Leserinnen und Leser finden (vorausgesetzt, ich selbst kann weiterhin Romane finden), und darüber hinaus die innere Bereitschaft, auch künftig den guten Kampf zu kämpfen. Falls das Schicksal mich in eine Art tugendsame, freiheitsliebende Barbiepuppe verwandelt hat, in einen Rushdie der Meinungsfreiheit, dann will ich dieses Schicksal annehmen. Vielleicht ist es das, was »Abschluss« für mich bedeutet: die Realität zu akzeptieren und mich durch ebendiese Realität voranzubewegen.

*

In unmittelbarer Reaktion auf die *Charlie-Hebdo*-Morde schrieb ich: »Religion, eine mittelalterliche Form der Unvernunft, wird, geht sie mit moderner Technologie einher, zur realen Gefahr unserer Freiheit. Der religiöse Totalitarismus schuf eine tödliche Mutation im Herzen des Islams, deren tragische Konsequenzen wir gerade in Paris erlebt haben. Ich stehe aufseiten von *Charlie Hebdo*, wo wir alle stehen müssen, um die Kunst der

Satire zu verteidigen, die stets eine Kraft für die Freiheit und gegen Tyrannei, Unehrlichkeit und Dummheit gewesen ist. ›Respekt vor Religion‹ wurde längst zur verklausulierten Aussage ›Angst vor Religion‹. Wie alle anderen Ideen verdienen Religionen Kritik, Satire und ja, auch unsere furchtlose Respektlosigkeit.« Im Falle von A.s Angriff auf mich würde ich das Wort »Technologie« durch »Waffengewalt« ersetzen, denn nichts an einem Messer ist modern, und doch ist A. durch und durch ein Produkt unseres Informationszeitalters, auch wenn »Desinformationszeitalter« vielleicht die genauere Bezeichnung wäre. Gruppendenkproduktionsgiganten wie YouTube, Facebook und Twitter, aber auch Gewaltvideospiele waren seine Lehrer. Da er außerdem allem Anschein nach eine sehr formbare Persönlichkeit besaß, die im Gruppendenken des radikalen Islams ebenjene Identitätsstruktur fand, die er brauchte, wurde daraus ein Mann, der fast zum Mörder geworden wäre.

John Locke schrieb: »Die Handlungen der Menschen sind die besten Interpreten ihrer Gedanken.« Der Messerangriff hat uns alles über A.s Innenleben gesagt, was wir wissen müssen. Der Prozess wird irgendwann stattfinden, wann auch immer; ich werde aussagen, falls gewünscht; und das Strafmaß wird festgelegt werden, wie hoch auch immer. Mir schien das alles nicht mehr so wichtig, wie es das mal war.

*

Dreizehn Monate nach dem Attentat fuhr ich zurück nach Chautauqua. Ich hatte entschieden, dass ich dies für mich tun musste: An den Tatort zurückzukehren und zu spüren, wie ich, gesund und kräftig – oder doch zumindest relativ gesund und nicht mehr allzu schwach –, aufrecht ebendort stand, wo ich gestürzt und fast gestorben war, wo der Tod mich holen wollte und ich ihm (nur knapp) entronnen war.

»Ich komme mit«, sagte Eliza. »Diesmal lasse ich dich nicht allein fahren.«

Als der Tag unserer Abreise näher rückte, fühlte ich mich manchmal bedrückt. In Gedanken kehrte ich zu jenem Tag zurück, und erneut regten sich heftige Gefühle in mir, die ich längst überwunden glaubte. Dann wieder kamen sie mir alles andere als heftig vor. Durchaus möglich, dachte ich, dass ich fürs Amphitheater höchstens ein Schulterzucken übrig habe: *Tja, das ist*

passiert, aber das war damals, und heute ist heute. Hier gibt es für mich nichts zu sehen. Verschwinden wir. Ich fragte Eliza, ob die bevorstehende Reise merkwürdige Gefühle in ihr auslöste. »Aber sicher«, erwiderte sie. »Ist ja auch ganz natürlich.« Ich sagte, ich wisse wirklich nicht, wie ich reagieren würde, wenn ich wieder dort wäre – heftig oder kaum oder irgendwas dazwischen. »Meine Stimmung schwankt«, sagte ich, aber vielleicht war auch das nur natürlich.

»Wir können es nicht wissen«, sagte sie. »Wir können nur hinfahren und es herausfinden.«

Ich hatte Shannon Rozner, der Senior-Vizepräsidentin der Chautauqua Institution, von meinem Wunsch erzählt, und sie reagierte überaus verständnisvoll und hilfsbereit. Der früheste Termin, auf den sich alle einigen konnten, war merkwürdigerweise der 11. September, der zweiundzwanzigste Jahrestag eines anderen, weit größeren weltverändernden Terroranschlags. Verglichen mit jenem Grauen war und ist meine eigene Geschichte klein und unbedeutend. Dennoch ist sie Teil derselben Geschichte, der Geschichte religiös-terroristischer Gewalttaten. 9/11 hat uns gelehrt, dass auch ein Flugzeug ein Messer sein kann. Diese Maschinen, American Airlines Flight 11 und United Airlines Flight 175, stachen wie tödliche Klingen in die Leiber ihrer Ziele, der Zwillingstürme; und abertausend Menschen, die sich in den ermordeten Riesen aufhielten, hatten weniger Glück als ich.

Ich erinnere mich an einen *Doonesbury*-Comic, in dem eine Figur zur anderen sagt: »Weißt du, ich sehne mich zurück nach dem 10. September.« Dieser Satz, der so zärtlich auf verlorene Unschuld anspielt, gar auf eine verlorene Welt, ist mir seither im Gedächtnis geblieben; und jetzt ertappe ich mich dabei, dass ich mir innerlich sage: »Weißt du, ich sehne mich zurück nach dem 11. August.« So gern wäre ich wieder dieser sorglose Mensch, der zum Vollmond über dem See aufblickt, ein Schriftsteller, dessen nächstes Buch bald erscheint, ein verliebter Mann. War es das, was sie heraufbeschwören könnte, diese Reise zurück? Nicht »Abschluss«, sondern eine tiefe Sehnsucht nach der unwiederbringlich verlorenen Vergangenheit, von der mich das Messer abgeschnitten hat, einer Vergangenheit, die einen Schmerz in mir hinterließ, für den es keine Heilung gab? Vielleicht fuhr ich ja nach Chautauqua, um mich dem unerträglichen und allen Menschen geläufigen Wissen zu stellen, dass nie wieder gestern sein wird.

Wir können es nicht wissen. Wir können nur hinfahren und es herausfinden.

Am 11. September wurde um fünf Uhr früh unser Flug gestrichen. Eliza und ich hatten uns beide intensiv auf diese Reise vorbereitet, weshalb uns die Absage empfindlich traf, aber wir hatten im vergangenen Jahr Schlimmeres erlebt und überstanden. Wir buchten um, würden eine Woche später fliegen, und aus irgendeinem Grund bedeutete dieser neue Termin für uns beide weniger Stress als der alte.

Kurz vor der Abreise erfuhr ich, dass A. es abgelehnt hatte, auf schuldig zu plädieren, was jedermann verwirrte. Also würden voraussichtlich beide Prozesse, der vor dem Staats- und der vor dem Bundesgericht, stattfinden müssen. Offenbar dachte er nicht besonders rational, denn noch immer galt, dass über tausend Menschen gesehen hatten, was er nicht getan zu haben behauptete. Vielleicht wollte er auf Unzurechnungsfähigkeit plädieren? Oder wollte er einige Tage vor Gericht im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehen, wollte den radikalen Helden für ein Publikum in der Ferne spielen? Vielleicht würde er seine Meinung ja noch ändern. Mach was du willst, dachte ich. Du gehst deinen Weg, ich meinen. *You go your way and I'll go mine*.

*

Montag, der 18. September; ein Jahr, ein Monat und eine Woche waren seit meinem letzten Besuch in Chautauqua vergangen. Beim Aufwachen fühlten wir uns beide ruhig und »normal«. Ich machte mir um Eliza größere Sorgen als um mich. Sie war nie in Chautauqua gewesen, würde das Amphitheater also zum ersten Mal sehen, und ich wusste, das könnte heftige Reaktionen auslösen. Sie aber beharrte darauf, dass diese Reise eine gute Idee sei. »Ich komme schon klar«, sagte sie. »Ehrlich gesagt, mache ich mir vor allem Sorgen um dich.«

Während des Flugs fragte ich mich, ob ich nicht herausfinden könnte, wo das Gefängnis von Chautauqua war, in dem A. einsaß. Wie sich zeigte, war es gar nicht weit weg von unserem Ziel, der Chautauqua Institution; und ich spürte, ich würde es mir gern ansehen, würde gern vor der Haftanstalt stehen und ihr Bild in mich aufnehmen. Ich erfuhr, dass die beiden Orte nur eine zehnminütige Autofahrt trennte. »Machen wir's«, sagte ich zu Eliza. Sie zögerte kurz, war dann aber einverstanden.

Das Wetter kam mir an jenem Tag seltsam bedeutungsschwanger vor. Als wir morgens in New York abflogen, regnete es heftig, klarte aber auf,

sobald wir Buffalo erreichten; und während unseres ganzen Besuches schien die Sonne, genau wie ein Jahr zuvor am 11. und 12. August. Es war, als hätte das Universum beschlossen, uns zuliebe jene Bedingungen nachzuahmen, die auch bei meinem ersten Besuch geherrscht hatten. Das half. Hätte es in Chautauqua gestürmt und geregnet, wäre unsere Erfahrung eine völlig andere gewesen: düsterer, unheilvoller, weniger entspannt. Doch uns begrüßte ein blauer Himmel, und wir waren guter Dinge. (Als wir später zum Flughafen zurückfuhren, schloss sich die Wolkendecke wieder, und es begann zu schütten. Fast wie im Theater: Bei unserer Ankunft war der Vorhang aufgegangen, und als wir abfuhren, schloss er sich wieder.)

Wir fuhren durch idyllische kleine Städtchen und Dörfer, deren entzückendes Aussehen nur gelegentlich ein TRUMP-Schild störte. Ortsnamen rauschten vorbei. Seneca, hier hatten früher die Seneca gelebt, ein Volk der Irokesen-Konföderation. Angola, so benannt, weil die Bewohner im neunzehnten Jahrhundert missionarische Aktivitäten in Afrika unterstützt hatten. Eden, die »Gartenstadt«. Dunkirk, lang vor dem Zweiten Weltkrieg nach Dünkirchen benannt. Und Fredonia, mein Lieblingsname. Wie jeder Filmnarr weiß, ist Freedonia der Name jenes imaginären Landes, dessen Anführer Groucho Marx wird in dem Klassiker aus dem Jahre 1933: *Die Marx Brothers im Krieg*. Es tat gut, in meinem Kopf für einen Moment ein wenig Unsinn zuzulassen.

Was denn, ein vierjähriges Kind könnte diesen Bericht kapieren. Lauf und hol mir einen Vierjährigen. Ich verstehe jedenfalls nur Bahnhof.

Dann aber stand ein anderer Name auf einem der Straßenschilder: *Erie*, *20 Meilen hinter der Staatsgrenze zu Pennsylvania*, was lebhafte Erinnerungen an das Hamot-Krankenhaus wachrief und den Morgen etwas düsterer stimmte.

Erst viel später – als wir schon wieder in New York waren – erzählte Eliza, während des Flugs habe ein schmerzhafter Flashback Erinnerungen an ihren Flug nach Erie am Tag nach dem Angriff hochgespült, und sie hätte wieder das Echo jener grässlichen Worte gehört: *Er wird es nicht schaffen*. Sie musste die Stimme gewaltsam unterdrücken, um sich auf diesen Tag konzentrieren zu können und darauf, was er uns beiden bringen mochte.

*

Das Gefängnis war eine Ansammlung unscheinbarer Ziegelbauten. Links das Polizeirevier, rechts der Zellentrakt, dahinter Stacheldraht. Ich machte ein Foto und schickte es Sameen, die zurückschrieb: »Es sieht so gewöhnlich aus.« Ja, das tat es, trotzdem hatte es eine unerwartete Wirkung auf mich. Während ich die Gebäude betrachtete, versuchte ich, mir A. irgendwo da drinnen in seiner schwarz-weißen Häftlingsuniform vorzustellen, und spürte, wie ich mich auf närrische Weise freute und absurderweise am liebsten getanzt hätte. »Schluss jetzt!«, ermahnte mich Eliza. »Ich will dich vor dem Gefängnis fotografieren, und du solltest aufhören, so zu grinsen und herumzuhopsen.« Wir blieben nicht lang. Das war nicht nötig. Aber ich war froh, den Ort gesehen zu haben, an dem mein Beinahe-Mörder – so hoffte und erwartete ich – einen beträchtlichen Teil seines Lebens verbringen würde.

*

Im Sonnenlicht sah die Chautauqua Institution am besten aus. Es war still, die Saison vorbei, und die über zehntausend Menschen, die zu den Veranstaltungen des Sommerprogramms kamen, waren wieder daheim und hatten nur die etwa vierhundert Bewohner des Instituts zurückgelassen. Lake Chautauqua glitzerte im Hintergrund, und die Bäume waren noch grün, einige schon mit Gold betüpfelt. Ich konnte die Stelle sehen, an der ich abends gestanden und ein Foto vom Vollmond gemacht hatte.

Wir wurden von Shannon Rozner und Michael Hill, dem Institutspräsidenten, begrüßt. Ich begriff gleich, dass es für sie ein emotional ebenso bewegender Moment war wie für uns.

»Ich habe seither jeden einzelnen Tag an Sie gedacht«, sagte Michael, und seine Stimme brach, als er hinzufügte: »Es tut mir so unendlich leid.«

»Ich bin froh, zurück zu sein, und das mehr oder weniger an einem Stück«, sagte ich.

»Wie schön es hier ist«, sagte Eliza.

»Ich musste viel daran denken, an diese Dissonanz zwischen der friedlichen Schönheit dieses Ortes und der hässlichen Gewalt des Attentats«, sagte ich. »Die Pracht dieser Umgebung macht das Verbrechen irgendwie

noch schockierender.«

»Ganz genau«, sagte Michael. »Und dass es Ihnen gut geht, freut mich sehr. Uns alle.«

Dann wurde es Zeit. Wir betraten das Amphitheater durch denselben Bühneneingang, den ich ein Jahr zuvor benutzt hatte, und blieben einen Moment im Backstage-Bereich, wo ich Henry Reese' Mutter kennengelernt und meinen Scheck entgegengenommen hatte, diesen blutbefleckten Scheck, der jetzt als Beweismittel bei der Staatsanwaltschaft lag. Ich spürte, wie aufgewühlt Eliza war. Mir ging es nicht anders. Doch wir waren nun mal hier, um zu tun, was wir tun mussten. Eine Tür wurde geöffnet, und wir betraten die Bühne und starrten auf die Reihen leerer Sitze, die zurückstarrten.

Die Bühne selbst war ebenfalls leer, eine große Fläche blank polierter Holzdielen. Ich versuchte, den Augenblick für Eliza zu rekonstruieren. *Da* standen zwei Sessel, für Henry und für mich, erzählte ich, ungefähr *hier* und *hier*, und *da* das Mikro für Sony Ton-Aime, der die Einführung gab. Und A. – als ich ihn das erste Mal sah – muss von seinem Platz irgendwo in der Mitte rechts aufgesprungen sein. *Da*. Und er rannte und kam diese Stufen hoch. *Hier*. Und dann der Angriff. Und ungefähr *hier* bin ich hingefallen. Ja, genau *hier*.

Ich tat, was ich mir vorgestellt hatte und was ich tun musste: stand auf der Stelle – von der ich mir zumindest einredete, es sei exakt die Stelle –, wo ich gestürzt war. Ich bekenne, ich empfand durchaus ein klein wenig Triumph, als ich dort stand. Mir fielen Zeilen aus dem Gedicht »Invictus« von W. E.Henley ein, die ich aber für mich behielt: »Unter des Schicksals Schlägen / blutete mein Kopf, doch blieb er ungebeugt!« **12**

Danach, erzählte ich Eliza, wurde ich *hierhin* gebracht, und dann, ich weiß nicht, wie viel Zeit verging, hat man mich auf einer Trage zum Hubschrauber transportiert, der irgendwo *da drüben* gelandet ist.

Michael sagte: »Wir haben den Krankenwagen bis zum hinteren Bühneneingang fahren lassen, und durch diese Tür wurde er rausgetragen.«

Das Chautauqua-Personal ließ uns freundlicherweise auf dieser Riesenfläche allein, und lange wollten wir uns nur umarmen. Wir standen da, hielt uns fest umschlungen und sagten immer wieder: *Es ist okay. Es war richtig, dass wir hergekommen sind. Wir sind zusammen. Ich liebe dich. Ich dich auch. Es ist wichtig, dass wir das hier getan haben.*

Ich sah Eliza an, wie sehr es sie erschütterte, hier zu sein, aber, sagte sie,

es tue auch gut, denn jetzt, wo sie alles mit eigenen Augen gesehen habe, brauche sie es sich nicht länger vorzustellen. Als ihr gesagt wurde: »Durch diese Tür wurde er rausgetragen«, wäre sie fast zusammengebrochen, aber sie hielt durch. Wir hielten durch. Ich war froh, dass sie bei mir war. Wir umarmten uns, sagten uns wortlos, dass wir füreinander da waren, dass wir diesen Albtraum überstanden hatten und dass es okay war. Es wäre ganz anders gewesen – trauriger, nicht so bestätigend, so bestärkend –, wäre ich allein dort gewesen.

Was mich selbst betraf, so brauchte ich eine Weile, um zu begreifen, was in mir vorging. Anfangs, als ich Eliza die Szene beschrieb und mich um ihr Wohlbefinden sorgte, war ich von meinen eigenen Gefühlen abgelenkt, doch wie wir da nun in der Stille standen, spürte ich, wie mir eine Last von den Schultern genommen wurde, und das beste Wort, das ich dafür fand, war *Leichtigkeit*. Ein Kreis hatte sich geschlossen, und ich tat, was ich mir erhofft hatte – ich schloss meinen Frieden mit dem Geschehenen, schloss Frieden mit meinem Leben. Ich stand da, wo ich fast getötet worden war, trug – das muss ich Ihnen verraten – meinen *neuen* Ralph-Lauren-Anzug und fühlte mich … ganz.

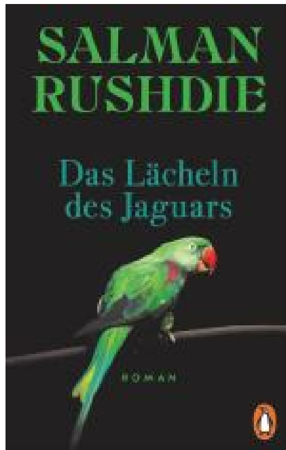
»Ich konnte spüren, wie gut es dir tat«, sagte Eliza, »und das hat es auch für mich gutgemacht.«

Mir fiel wieder ein, dass ich mich nach dem Attentat gefragt hatte: Kann unser Glück einen solchen Schlag überstehen? Und als ich dort stand, auf der Bühne des Amphitheaters, kannte ich die Antwort. Ja, wir hatten uns unser Glück aufs Neue erschaffen, wenn auch unvollkommen. Selbst an diesem himmelblauen Tag wusste ich, unser Glück war nicht länger dieses wolkenlose Etwas, das wir zuvor gekannt hatten. Es war ein verletztes Glück, und in einer seiner Ecken lauerte ein Schatten, vielleicht für immer. Trotzdem war es ein starkes Glück, und während wir uns umarmten, wusste ich, es würde genügen.

»Komm, wir sind hier fertig«, sagte ich zu Eliza und griff nach ihrer Hand. »Lass uns nach Hause fahren.«

11 Jorge Luis Borges: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Band 7: Der Gedichte erster Teil. Hg. von Gisbert Haefs und Fritz Arnold. Übersetzt von Karl August Horst und Gisbert Haefs. München 2006.
12 W. E. Henley: »Invictus«. Dt. von Bernhard Robben.

Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...



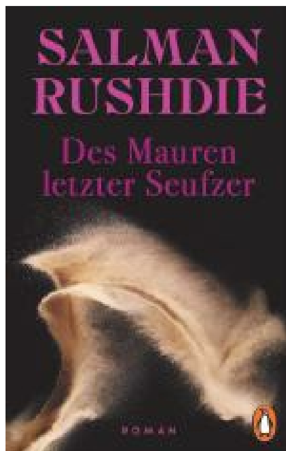
Salman Rushdie

Das Lächeln des Jaguars

Eine Reise durch Nicaragua

Penguin Verlag

Zum Shop



Salman Rushdie

Des Mauren letzter Seufzer

Roman

Penguin Verlag

Zum Shop

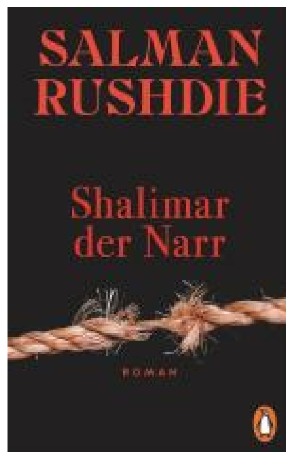
Salman Rushdie

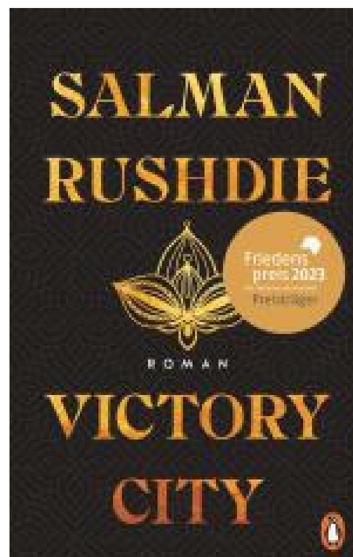
Shalimar der Narr

Roman

Penguin Verlag

Zum Shop





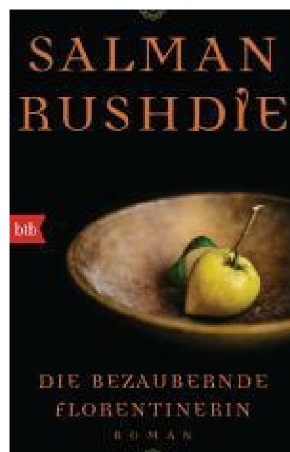
Salman Rushdie

Victory City

Roman - Der große neue Roman des unerschrockenen Kämpfers für die Meinungsfreiheit – Friedenspreis für Salman Rushdie 2023

Penguin Verlag

Zum Shop



Salman Rushdie

Die bezaubernde Florentinerin

Roman

btb Verlag

Zum Shop



Salman Rushdie

Die satanischen Verse

Roman - „Ein Weltereignis und episches Meisterwerk.“ (Süddeutsche Zeitung) – Friedenspreis für Salman Rushdie 2023

Penguin Verlag

Zum Shop



Salman Rushdie

Sprachen der Wahrheit

Texte 2003-2020. Friedenspreis für Salman Rushdie 2023

C.Bertelsmann Verlag

Zum Shop

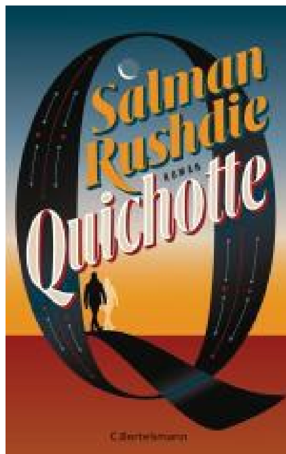
Salman Rushdie

Harun und das Meer der Geschichten

Penguin Verlag

Zum Shop





Salman Rushdie

Quichotte

Roman - deutschsprachige Ausgabe

C.Bertelsmann Verlag

Zum Shop

Salman Rushdie

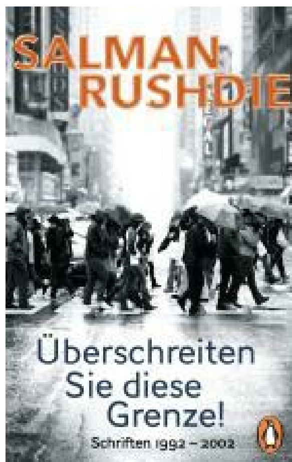
Mitternachtskinder

Roman - „Längst haben die ‚Mitternachtskinder' Klassikerstatus erlangt." (FAZ) – Friedenspreis für Salman Rushdie 2023

Penguin Verlag

Zum Shop





Salman Rushdie

Überschreiten Sie diese Grenze!

Schriften 1992 - 2002

Penguin Verlag

Zum Shop



Salman Rushdie

Scham und Schande

Roman

Penguin Verlag

Zum Shop



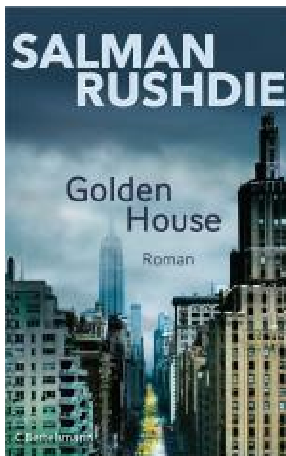
Salman Rushdie

Luka und das Lebensfeuer

Roman

Penguin Verlag

[Zum Shop]

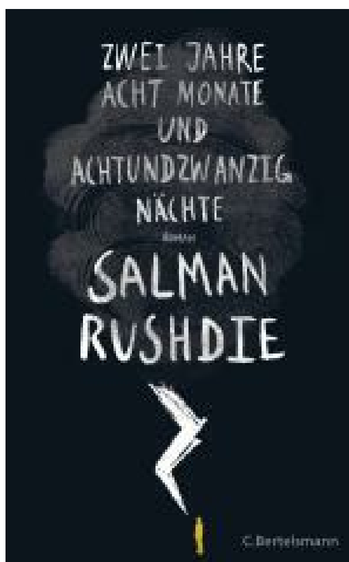


Salman Rushdie

Golden House

C.Bertelsmann Verlag

[Zum Shop]



Salman Rushdie

Zwei Jahre, acht Monate und achtundzwanzig Nächte

Roman

C.Bertelsmann Verlag

[Zum Shop]

Jetzt anmelden

DATENSCHUTZHINWEIS